Aphorismen über Literatur. I.

Literarische Stichwörter.

I.

Seit dem letzten großen Siege Deutschlands über Frankreich ist oft die Erwartung ausgesprochen worden, dem politischen Aufschwunge der Nation entsprechend, werde nun in dem neuen deutschen Reiche auch eine glänzende Periode der Literatur und Kunst anbrechen. Den historischen Analogien, auf welche man diese Annahme gründet, lassen sich andere gegenüberstellen, die im entgegengesetzten Sinne benützt werden könnten. Wenn das halbe Jahrhundert nach den Perserkriegen in Griechenland eine hohe Blüte aller Künste und das Zeitalter der Elisabeth wenigstens eine solche für das Drama hervorgebracht hat, so gab es Epochen, in denen Staaten auf dem Gipfel weltbeherrschender Macht standen, ohne daß doch gerade Großes auf geistigem Gebiete geleistet worden wäre. Schon das Reich des Augustus mit seinen größten Dichtern Virgil und Horaz und seinen bildenden Künstlern sinkt in dieser Hinsicht doch fast in nichts zurück vor dem kleinen Athen,

dessen staatliches Ansehen so unendlich geringer war. Das Kaisertum des ersten Napoleon, das an äußerem Glanz und weltbeherrschender Bedeutung seinesgleichen suchte, machte sich durch seine Sterilität auf dem Felde der Kunst und Literatur bemerklich. Auf der andern Seite haben letztere oft in Zeiten politischen Verfalls oder unter Regierungen von untergeordneter Bedeutung eine ungemeine Höhe erreicht. Die Zeit der drei Philippe, in welcher das Drama sich in Spanien zu so reichem Flor entfaltete, in welcher Zurbaran und Alonso Cano, Velasquez und Murillo malten, war eine Periode politischer Dekadenz im Vergleich mit jener der Isabella und Karls des Fünften, welche doch nichts Derartiges produzirt hatte. Das so wenig umfangreiche, in seinen Machtverhältnissen so bescheidene Florenz der Medicäer hat mehr unsterbliche Werke der bildenden Kunst erzeugt, als manche Reiche von den kolossalsten Dimensionen und größtem Einflusse auf die Geschicke der Völker. In neuerer Zeit waren es in staatlicher Hinsicht äußerst traurige Tage, in welchen Goethe und Schiller lebten, und sie schufen ihre Werke in dem kleinen Weimar. Unter dem keineswegs glorreichen Scepter Ludwig Philipps gediehen Poesie und schöne Literatur auf überraschende Weise, und das äußerlich so viel günstiger gestellte Frankreich des dritten Napoleon mußte in geistiger Beziehung sich fast nur mit dem Ruhme begnügen, der noch von früher her zu ihm herüberstrahlte.

Wenn, wie diese Beispiele zeigen, die Annahme, den großen Kriegsthaten der Deutschen werde nun auch eine Aera literarischen und künstlerischen Glanzes folgen, keineswegs auf sicherer geschichtlicher Grundlage ruht,

so hat doch die Gegenwart keinerlei Recht, zu beurteilen, ob eine solche Aera bereits angebrochen sei oder nicht, ob die Lebenden, ja die jüngst Verstorbenen überhaupt etwas geschaffen haben, was dauernden Wert beanspruchen und den Werken früherer bedeutender Dichter, Maler oder Bildhauer an die Seite gestellt werden dürfe. Denn die Geschichte liefert den Beweis, daß keine Zeit ein nur annähernd richtiges, geschweige denn endgiltiges Urteil über die Leistungen der in ihr Produzirenden hat. Von Schopenhauer ist in seinem klassischen Aufsatze „Ueber Urteil, Kritik, Beifall und Ruhm" ausgeführt worden, daß jede Periode die Hervorbringungen früherer Jahrhunderte, freilich meistens nur auf Kredit hin, preist und schätzt, dagegen das Gute, das in ihr selbst zu Tage gefördert wird, verkennt und die diesem gebührende Aufmerksamkeit schlechten Machwerken zuwendet. Vielleicht lassen sich in der allgemeinen Kunst- und Literaturgeschichte einige Ausnahmen von dieser Regel nachweisen, in der deutschen aber schwerlich. Nur bei sehr oberflächlicher Kenntnis kann der Glaube erweckt werden, als ob die Werke Schillers und Goethes alsbald, oder selbst im Verlaufe der ersten Jahrzehnte nach ihrer Entstehung, in ihrem vollen Werte gewürdigt worden wären. Wer sich die Mühe gibt, die kritischen Blätter von damals nachzuschlagen, der findet, daß alle Schriften beider großen Dichter neben Lob auch jede Art von Verkleinerung und Herabsetzung erfahren haben. So arg und anhaltend, wie in vielen anderen Fällen, konnte die Verkennung freilich nicht sein, weil vor dem Auftreten der beiden noch wenig Bedeutendes gedichtet worden war, und weil beide alle ihre Vorgänger und Zeitgenossen unermeßlich überragten;

dennoch wurde lange noch Goethe gegen Klopstock und andere frühere Dichter, welche man als die wahrhaft klassischen pries, hintangestellt, und als der Engländer Coleridge, kurz vor Schillers Tode, Klopstock in Hamburg besuchte, versicherte ihn letzterer, Schillers Dichtungen seien doch ohne dauernden Wert und würden bald wieder vergessen sein. Aus den Schriften, welche durch den Xenienkampf hervorgerufen wurden, erhellt, in welchem hohen Ansehen viele mittelmäßige Köpfe standen, und wie sie von manchen den Dichterheroen als Gleichberechtigte, wo nicht Höhere, an die Seite gerückt wurden. Auch ist es unzweifelhaft, daß Lafontaine und sonstige Romanschriftsteller die eigentlichen Lieblingsautoren der deutschen Nation waren. Noch erstaunlicher erscheint es, daß Kotzebue mit seinen längst völlig vergessenen Trauerspielen allen Ernstes als Nebenbuhler Schillers auftreten konnte, und eine starke Partei auf seiner Seite hatte, die jenen verunglimpfte, um ihn zu heben. Ein übrigens in mancher Hinsicht lesenswertes Buch von Jänisch über die griechische Dichtkunst im Vergleiche mit der modernen thut dar, daß noch im Jahre 1802 selbst geistvolle Männer Dichter, denen jetzt niemand mehr einen so hohen Rang anweist, auf eine Höhe stellten, welche jetzt selbst Goethe und Schiller zuzuschreiben manche Bedenken tragen würden. Es heißt darin unter anderm, Klopstock habe in seinem Messias den Homer übertroffen, und Gleim in seinen Kriegsliedern den Tyrtäus! Manche Lyriker, die selbst von Schiller noch hochgestellt wurden und in seinen ästhetischen Schriften eine große Rolle spielen, sind jetzt völlig verschollen und verdienen, wie die Prüfung ihrer Verse zeigt, verschollen zu sein, während andere unendlich

höher stehende und seitdem zu gerechtem Ansehen gelangte damals kaum Beachtung fanden. Nach dem Gesagten, dem sich noch viele andere Beispiele hinzufügen ließen, bestätigt also das goldene Zeitalter unserer Literatur den Satz Schopenhauers. Noch viel mehr aber thun dies die nachfolgenden Dezennien. Vor uns liegt ein Buch von Franz Horn über die schöne Literatur Deutschlands, 2. Auflage 1821; in diesem sind überaus zahlreiche Namen von Dichtern aufgeführt, die fast sämtlich als viel gelesene und gefeierte, zum Teil als große und geniale gepriesen werden, die aber jetzt kaum noch jemand kennt. Es mögen darunter mehrere achtbare und mit Unrecht vergessene sein; aber von einigen, die Franz Horn ganz besonders rühmt, so daß ich sie auf sein Lob hin zu lesen versuchte, kann ich versichern, daß ich sie unter aller Kritik gefunden habe. In der Mitte solcher Poetaster wird Heinrich von Kleist zwar genannt, und auch mit Achtung, aber doch keineswegs als ein die anderen hoch Ueberragender. Diese Schrift Franz Horns kann als warnendes Exempel dienen, daß man keine Literatur- und Kunstgeschichten der Gegenwart schreibe, was heute förmlich zur Manie geworden ist. Da die Verfasser derselben, auch wenn sie intelligente Männer sind, doch innerhalb ihrer Zeit stehen und sich von deren Einflüssen nicht freihalten können, werden auch sie dem einmal berühmt Gewordenen viel zu große Wichtigkeit beilegen, dem um sie her nicht Beachteten selbst wenig Beachtung schenken und somit die Gegenwart meist nur in ihren Irrtümern bestärken, der folgenden Generation aber einzig den Beweis liefern, wie urteilslos die vorhergehende gewesen sei. Wer obiges erwägt, wird auf die heute häufig laut werdenden

Klagen über den Verfall unserer Poesie erwidern müssen, daß erst die Nachwelt werde entscheiden können, ob in der Gegenwart wirklich so wenig von Wert produzirt worden sei. Unstreitig wird sich dann dasselbe wiederholen, was wir in Bezug auf frühere Perioden wahrnehmen. Viele Irrlichter werden erloschen sein, einzelne Sterne dagegen, die unsere Halbblindheit kaum wahrgenommen, werden in hellem Glanze leuchten.

Wenn ich somit die Jeremiaden über die Oede unserer poetischen Literatur für ganz grundlos halte, so erscheinen mir die deutschen literarischen Zustände in anderer Beziehung als desto trostloser. Was mich bei einem Blick auf dieselben betrübt, ist nicht der Mangel an tüchtigen schaffenden Kräften oder an achtbaren Produktionen, sondern die Teilnahmlosigkeit des Publikums für das Gute und Echte, die leider selbst von Schriftstellern, welche eine gelehrte Miene annehmen, gefördert wird. Muß man doch oft hören, unsere Zeit habe genug mit ihren politischen Aufgaben zu thun und es sei überflüssig, daß sie sich noch mit Kunst und Poesie befasse. Diesen muß man antworten — denn hier ist die Höflichkeit zu Ende — daß sie auf der rohesten und untersten Stufe der Bildung stehen. Nur die Nationen, die Großes in Poesie und Kunst schaffen, haben ein unsterbliches Leben; diejenigen, die es nicht vermögen, gehen unbeklagt und, mit Recht der Vergessenheit verfallen, zu Grunde. Das alte Hellas ist den andrängenden Barbaren zur Beute geworden, kaum ein Stein seiner Tempel ist auf dem andern geblieben und selbst das Blut in den Adern seiner Bewohner hat sich mit dem der eingedrungenen Slaven vermischt. Aber die Klage um seinen

Untergang ist durch zwei Jahrtausende nie verhallt, die großen Werke seiner Dichter und Künstler haben sein Grab mit einer nie erbleichenden Glorie umstrahlt, und die Welt konnte sich nicht beruhigen, bis es aus diesem Grabe, wenn auch in schwacher, verkümmerter Gestalt wieder emporgestiegen, um hoffentlich aufs neue nach und nach einen Ehrenplatz in der Reihe der Völker einzunehmen. Seinen Dante und Ariost, seinen Rafael und Tizian verdankt Italien die Einheit und Freiheit, in welcher es heute dasteht; jene mächtigen Geister allein haben das Band geschlungen, das seine zahllosen kleinen Staaten und Gemeinwesen zusammenhielt; wäre dies nicht der Fall gewesen, es wäre unter den Rutenstreichen Oesterreichs und den Geißelhieben seiner kleinen Tyrannen verblutet. So sind andere Länder und Völker, die nur ein materielles Dasein führten und sich nicht mit solchen Blüten des Geistes zu schmücken wußten, in das Joch fremder Eroberer gefallen, und keiner hat ihnen eine Thräne nachgeweint. Man sage nun nicht, Deutschland habe ja Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven; eine Nation stellt sich das kläglichste Armutszeugnis aus, wenn sie, mit dem errungenen Besitz zufrieden, nicht trachtet, denselben fortwährend zu mehren. Nur im rastlosen Ringen nach einem unerreichten Ziele besteht ihr geistiges Leben; selbst die früher erworbenen Schätze werden eine tote Masse für sie, sobald sie aufhört, weiter zu streben und wer ihr einen dahin gehenden Rat erteilt, stellt an sie das Ansinnen, daß sie ihr eigenes Todesurteil unterschreibe. Mit welchem Unwillen würden unsere großen Dichter selbst, die zugleich wahrhaft große Männer waren und, frei von Selbstsucht, nur das Gedeihen der Kunst im Auge hatten,

nicht sehen, wie dünkelhafte Schwachköpfe sie zu Götzen umzuwandeln und an ihren Altären die Zukunft unserer Literatur abzuschlachten suchen! Nur in der Zeit unserer tiefsten nationalen Erniedrigung konnten Ideen ausgebrütet werden wie die, daß die deutsche Poesie erschöpft sei, wenigstens während einiger Menschenalter nicht mehr kultivirt werden dürfe, oder daß alle folgenden Generationen als geistige Krüppel und Invaliden zur Welt kämen. Um die Absurdität erwähnter Doktrinen zu erkennen, denke man sich dieselben auf die Musik angewandt. Wer die ganze Größe Bachs und Händels erfaßt hat, wird einräumen, daß die Werke dieser beiden Kolosse allein an Wert mindestens allem gleichstehen, was Goethe und Schiller geschaffen haben. Schon nach dem Tode beider großen Tonsetzer wäre die Meinung, es lasse sich nichts mehr hervorbringen, was mit deren Werken irgend den Vergleich aushalten könne, reichlich so begründet gewesen, wie diese Behauptung jetzt in Bezug auf die zwei großen Dichter Deutschlands ausgesprochen wird. Und doch folgten auf Bach und Händel in nicht langer Zeit Gluck, Haydn und Mozart, in ihrer Art nicht minder groß, der unvergleichliche Beethoven, er allein so gewaltig, daß es scheinen könnte, die ganze Kraft einer Nation müsse sich in ihm erschöpft haben. Aber dies war nicht im mindesten der Fall; es kam der herrliche Schubert, der nie genug zu preisende Weber, dann Mendelssohn, Schumann, Richard Wagner, vieler anderer zu geschweigen, die wir auch nicht entbehren möchten. Vergegenwärtigt man sich nun die ungeheure Menge der ausgezeichnetsten Tonschöpfungen, welche noch seit der Zeit der erstgenannten großen Komponisten

entstanden sind, und gegen welche die gesamte deutsche Poesie nur arm ist, so muß man gestehen, die Masse des schon Geleisteten scheine die fernere Produktion niederdrücken und jede Konkurrenz ausschließen zu müssen; dennoch, welches Hohngelächter würde erschallen, wenn jemand den Komponisten den Rat erteilen wollte, von ferneren Versuchen in ihrer Kunst abzustehen, da die Musik erschöpft sei!

Die Irrtümlichkeit der gedachten Lehre liegt so auf der Hand, daß sich wohl erwarten läßt, dieselbe werde nach und nach auch ihre letzten Anhänger verlieren. Schwerer wird ein für unsere Literatur noch viel verderblicheres Uebel auszurotten sein: die Sucht, jede neue Erscheinung zu bemängeln und zu bemäkeln. Aus der Tageskritik, die leider oft von den Unfähigsten gehandhabt wird, ist diese Sucht in die weitesten Kreise eingedrungen, und die Unwissenheit oder Urteilslosigkeit nimmt den Schein ästhetischer Bildung an, indem sie nach falschen oder halbwahren Doktrinen ihren Richtspruch in schnell fertiger Weise fällt. Wie früher in Frankreich jede neue Dichtung darnach beurteilt wurde, ob in ihr ein Enjambement stattfinde, ob irgend ein für unpoetisch gehaltener Ausdruck darin vorkomme, wie man dort jedes neue Drama verdammte, in welchem die sogenannten „Einheiten" verletzt waren, so sind jetzt bei uns eine große Menge von ästhetischen Lehren und Regeln im Schwange, nach denen geurteilt wird, die aber, mit wie apodiktischer Sicherheit sie auch aufgestellt werden, doch keinerlei Prüfung aushalten. Was diesen Lehren zu widersprechen, diese willkürlichen Regeln zu verletzen scheint, wird verworfen, und ich behaupte dreist, daß dieselben für unsere Dichtkunst ebenso verderblich zu werden

drohen oder schon geworden sind, wie es die Boileauschen Präzepte für die französische und vor Lessing auch für die unsrige gewesen.

II.

Seit fast einem Jahrhundert sind in der deutschen Aesthetik gewisse Stichworte üblich, die eine Zeit lang überall wiederholt werden, zu den lebhaftesten Streitigkeiten Anlaß geben und bald zur Lobpreisung des einen, bald zur Herabsetzung des andern Dichtwerkes dienen müssen. Solche Stichworte halten bisweilen ein Jahrzehnt lang ihren Veitstanz in der Literatur, bis sie an Erschöpfung hinsterben, alle Welt ihrer überdrüssig ist und man sich überzeugt, daß sie leer und gehaltlos sind. Aber der Mummenschanz ist damit nicht zu Ende; statt der früheren tauchen neue Ausdrücke, womöglich noch hohler als die vorigen, auf und beginnen abermals denselben Reigen. Wer hat nicht einmal die Worte naiv und sentimental, objektiv und subjektiv gehört oder gelesen, die fast ein Menschenalter hindurch auf den Kathedern und in den Hörsälen Deutschlands ein Gegenstand der eifrigsten Diskussionen waren? Die meisten derer, welche sich für die höher Gebildeten hielten, scharten sich um die Ausdrücke „naiv“ und „objektiv“, als ob die Werke, welchen diese Epitheta gebührten, Inbegriffe aller Vortrefflichkeit sein müßten, und sie konnten nicht genug Geringschätzung auf

die unglücklichen Schriften oder Schriftsteller häufen, die in Verdacht kamen, „sentimental" oder „subjectiv" zu sein. Daß die meisten nur sehr unklare Vorstellungen von der Bedeutung solcher Kunstausdrücke hatten, ist unzweifelhaft, und wie falsch sie oft angewendet wurden, erhellt aus dem Umstande, daß Goethe meist wegen seiner Objektivität gepriesen wurde, während ihm wegen der lyrischen Grundanlage seiner Natur doch viel mehr das Prädikat der Subjektivität zukommt und sich dies mit dem als subjektiv bezeichneten Schiller umgekehrt verhält. Ein Autor aus dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts wendet sich in dieser Rücksicht recht verständig ungefähr mit folgenden Worten an die Dichter: „Liebe Leute, habt nur recht viel Geist und Phantasie, recht viel Gemüt und Empfindung, beherrscht die Sprache meisterlich, so wollen wir euch willkommen heißen und gar nicht darnach fragen, ob ihr naiv oder sentimental, objektiv oder subjektiv seid. Ein subjektives Buch kann vortrefflich, ein objektives herzlich schlecht sein, und ebenso umgekehrt." Jetzt hört man glücklicherweise die genannten Ausdrücke nicht mehr viel; dagegen sind andere an ihre Stelle getreten, von eben so wenig Gehalt als die früheren oder als diejenigen, um welche die Nominalisten und Realisten des Mittelalters so erbitterte Kämpfe führten. Was zunächst auf die Tagesordnung kam, waren der Idealismus und der Realismus. Die Streitigkeiten hierüber sind meist so gedankenlos geführt worden, wie die der Substänzer und Accidenzer der Reformationszeit. Weder der Realismus noch der Idealismus treten völlig gesondert auf. Selbst ein noch so realistisches Produkt ist doch nicht leicht ohne einen idealistischen Zug,

und das hochfliegendste idealistische Werk ruht doch noch auf irgend einer realistischen Grundlage. Es handelt sich in beiden Fällen nur darum, welche Seite überwiegt. Die Nachahmung der Natur, der ordinären Wirklichkeit, hat nichts mit der Kunst zu thun und entbehrt jedes Wertes, da eine solche Kopie notwenig hinter der Wirklichkeit selbst, deren Abbild sie sein will, zurückbleibt; durch geistige Auffassung aber und durch Humor kann sie geadelt werden, und wenn genug derartiger idealer Elemente hinzukommen, können diese die Kopie in die Kunstsphäre erheben. Aber ein zu großes Maß des Realismus wird wie eine Ueberlast jedes Erzeugnis der Phantasie zu Boden ziehen, und selbst die schwachen idealistischen Fäden, durch die es noch mit der Kunst zusammenhängt, zerreißen. Gotthelfs Dorfgeschichten zum Beispiel können kaum für poetische Werke gelten; dagegen haben Dickens und Fritz Reuters Romane wegen der in ihnen waltenden Gemütswärme und ihres Humors, welche der idealen Seite unserer Natur angehören, schon eher Anspruch auf diesen Namen. Auf einer unendlich höheren Stufe stehen jedoch solche Dichtungen, wo der Realismus nur dazu dient, um den idealen Anschauungen einen Körper zu verleihen, und den Gebilden des Geistes einen festen Boden zu bereiten, in dem sie Wurzel schlagen können. Hierin ist Shakespeare der Unerreichte; nichts wäre verkehrter, als wenn man ihn einen Realisten nennen wollte. Der Idealismus überwiegt weit bei ihm; selbst wo er am tiefsten in die gemeine Wirklichkeit hinabsteigt, folgt ihm die ganze Glorie des Himmels dahin nach. Wenn er uns die Seele des gemeinsten Verbrechers in allen ihren Falten zerlegt, er-

kennen wir doch immer noch den gefallenen Engel in ihm. Man könnte nun geneigt sein, diese Art der Verbindung des Idealismus mit dem Realismus für das Mustergiltige und Höchste zu halten; indessen gibt es auch Werke von sehr hohem Range in der Poesie wie auch der bildenden Kunst, die sich fast ganz vom Realismus losgesagt haben. Um zunächst von letzterer zu reden, so bewegt sich der größte Künstler Italiens, Michel Angelo, im Gebiete des reinen Ideals; er hat sich eine eigene Welt für seine Gestalten erschaffen, die nur noch durch die Körperform an die Wirklichkeit erinnern, aber keine Wesen unseres Geschlechts mehr sind, nirgend so im Raume gefunden werden. Man denke nur an die wunderwürdigen Deckenbilder der Sistina, an den Moses in S. Pietro in vincoli in Rom, die „Tageszeiten" in der Kapelle von S. Lorenzo in Florenz. Selbst die Mediceer werden unter den Händen dieses Künstlers zu Halbgöttern, und man glaubt, daß ihr Fuß nicht mehr die Erde berühre. Auch die Kunst der anderen großen Maler Italiens ist ideal und räumt dem Realismus nur eine ganz untergeordnete Stelle in ihren Schöpfungen ein. In der Poesie ist Aeschylus, vielleicht der größte aller griechischen Dichter, dem Michel Angelo im extremen Idealismus verwandt; auch seine Figuren wachsen über menschliches Maß hinaus, und wir glauben kaum noch, daß sie auf demselben Boden mit uns wandeln. — An diesen Beispielen sehen wir, daß einseitig idealistische Werke einen überaus hohen Rang in der Kunst einnehmen können, wie er den einseitig realistischen niemals einzuräumen ist. Es muß nun unfaßlich erscheinen und liefert einen traurigen Beweis für den niedrigen Bildungs-

grad eines großen Teiles der Kritiker und des Publikums, daß sie durch so leuchtende, vor aller Augen stehende Exempel hochidealer Dichtwerke noch nicht über die Verkehrtheit, an Dichtungen solchen Stiles rohe realistische Anforderungen zu stellen, belehrt sind. Werden irgendwo in einem Drama oder Epos dieser Gattung Gestalten vorgeführt, die nicht wie die beliebten Romanfiguren der Gegenwart nach der ordinären Wirklichkeit kopirt sind, so heißt es oft, man könne an derartige Personen nicht glauben. Denen, die also sprechen, muß man vorhalten, daß Leute ohne Phantasie, die nur dem Glauben schenken, was mit den starken Konturen des gewöhnlichen Lebens umrissen ist, sich besser von aller Poesie fern hielten. Ihre Bemerkungen nehmen sich aus, wie wenn jemand, an die Bauern- und Banditenphysiognomien gewöhnt, die ein Caravaggio und Spagnoletto den Aposteln, ja Christus selbst leihen, sagen wollte: man könne an die Existenz der heiligen Gestalten bei Raphael, wegen ihrer hochidealen Gesichtszüge, nicht glauben.

III.

Der Streit über Realismus und Idealismus, der so lange alle Spalten unserer Zeitschriften füllte, beginnt jetzt nach und nach zu verhallen. Aber es sind andere Modeworte aufgekommen, die jedermann, wenn er über Poesie schreibt oder spricht, im Munde führt. So wird es in

neuerer Zeit an Autoren häufig gepriesen, daß ihre Gestalten „von Fleisch und Blut“ seien. Ist es je einem Mann von einiger Bildung in den Sinn gekommen, es dem Prometheus und der Antigone nachzurühmen, daß sie aus demselben Stoff gebildet seien wie Goldonis „Advokaten“ und Ifflands „Familienväter“? Figuren zu schaffen, denen sich sonst nichts Gutes nachsagen läßt, als daß sie von Fleisch und Blut sind und zu denen auch Pachter Feldkümmel, Gurli und Mimili unstreitig gehören, ist eben kein sonderlicher Ruhm. Sehr mäßige Talente können das, und „wesenlose Schatten“ wie Schillers Thekla oder Jean Pauls Albano und Liane stehen immer noch unendlich höher als solche „Gestalten“.

Dies führt mich auf ein anderes, jetzt vielfach gebrauchtes Modewort „Gestaltungskraft“. Wie bei den meisten solcher Worte wird mit demselben nicht immer ein klarer Sinn verbunden, und ich habe es auf dreifache Weise gebraucht gefunden. Die einen verstehen darunter die Fähigkeit eines Dichters, die Gebilde seiner Phantasie in bestimmten, deutlich vor die Anschauung des Lesers tretenden Umrissen hinzustellen. In dem Gebrauche der anderen hatte Gestaltungskraft anscheinend die Bedeutung, daß ein Autor seine Fabel gut durchzuführen, in allen ihren Teilen anzuordnen und abzurunden das Talent habe. Von den dritten endlich wurde besonders die Gabe, Charaktere zu zeichnen, darunter verstanden. Bisweilen aber brauchte ein Schriftsteller jenen Ausdruck bald als Bezeichnung der einen, bald als solche der andern Eigenschaft. Alle drei Fähigkeiten haben unstreitig großen Wert; dennoch kann keineswegs, wie dies jetzt häufig geschieht, die Bedeutung

eines Dichters nach dem Besitz derselben abgeschätzt werden. Es gibt Poeten, zu deren Gaben die Gestaltungskraft nicht, oder doch nicht in hervorragendem Maße gehört, die aber trotzdem seit lange und mit Recht als ausgezeichnete Dichter bewundert werden.

Ehe ich dies näher und an Beispielen darthue, muß ich ein paar Bemerkungen einschalten. Das, worauf es in der Poesie ankommt, was ein Werk erst zu einem poetischen stempelt, ist das dichterische Feuer, der Hauch der Begeisterung, welcher es erfüllt, die Empfindung, die es beseelt; diese Eigenschaften können durch keine Analyse gefunden werden, eben so wenig wie der Duft einer Blume dadurch, daß man ihre Staubfäden zerlegt. Ob ein Werk ein dichterisches sei, erkennt mehr das Gefühl, als der Verstand, und das Letzte, Wesentliche hierbei ist etwas Undefinirbares. Wäre es nicht eine solche geheimnisvolle Kraft, auf welcher die Poesie beruht, so würde auch der bloß berechnende Verstand, ja lediglich die Geschicklichkeit bei Beobachtung der Regeln dichterische Werke von Wert hervorbringen können; nur weil einer solchen Geschicklichkeit die Flamme der Begeisterung, die Fülle der Empfindung fehlt, vermag sie dies nicht. Der Dichter nun, der mit jener mysteriösen Naturkraft ausgestattet ist und aus ihr heraus schafft, mag in einiger Hinsicht mangelhaft begabt sein, in der Hauptsache wird er jedoch Wertvolles leisten; dagegen kann der, dem jene göttliche Potenz fehlt, äußere Gegenstände mit handgreiflicher Deutlichkeit schildern, er kann einen ganz guten Plan geschickt ersinnen und auch durchführen, sowie Gestalten und Charaktere lebensvoll, nach der Natur aufgenommen, vor uns hinstellen; dennoch

werden seine Produkte kein Bürgerrecht auf dem Gebiete der Poesie erwerben, auch trotz vorübergehender Erfolge sich nicht dauernd in der Literatur behaupten.

Wie ich weiter hervorheben muß, werden die ästhetischen Lehren, ob sie auch mit positiver Gewißheit auftreten mögen, doch meistens in ganz abstrakter Weise aufgestellt. Im günstigsten Falle hat man dabei eine beschränkte Anzahl von Kunstwerken vor Augen, auf welche sie so halb und halb passen; man läßt aber schon viele andere, allgemein bekannte, außer acht. Bereits durch letztere wird die Richtigkeit solcher Lehren oft umgestoßen; sie wird es noch viel mehr, wenn man den Kreis erweitert und die so verschiedenartigen Erzeugnisse aller Literaturen in Betracht zieht. Denen, welche Orakelsprüche der bezeichneten Art von sich geben, bliebe dann nichts übrig, als manche Dichter, die durch die Uebereinstimmung der Zeiten als vortrefflich anerkannt sind, für Stümper zu erklären; hierzu würde ihnen aber doch wohl der Mut fehlen. In ihrem eigenen Interesse handeln sie daher allerdings weise, wenn sie sich nur in Allgemeinheiten bewegen, um, unbeirrt von offenbaren Thatsachen, ihre literarischen Weisheitssprüche zu erteilen.

Viele Stücke eines Kotzebue und Iffland haben eine wohlerfundene und wohldurchgeführte Handlung und recht gezeichnete Figuren; aber Glut der Phantasie, tiefe Anschauung der Natur und des Lebens, Fülle des Gemüts gehen ihnen ab, und dadurch sinken sie sogleich auf eine ganz niedere Stufe der Kunst zurück. Werke dagegen, welche sich durch die genannten Eigenschaften, wozu man noch Reichtum an poetischen Gedanken, sprudelnden Witz

und hinreißende Kraft des Ausdrucks zählen kann, auszeichnen, werden deshalb als wertvolle Dichtungen anerkannt, und das Vorhandensein einer einzigen dieser Eigenschaften läßt bisweilen die größte Mangelhaftigkeit in der Aktion und Figurenzeichnung vergessen. In letzterer Hinsicht ist zum Beispiel die gefeiertste Komödie des Aristophanes „Die Wolken" gewiß herzlich schlecht und wird von Kotzebues „Die beiden Klingsberg" bei weitem übertroffen; dennoch würde man sich lächerlich machen, wenn man diese mit dem Meisterstücke des attischen Komikers auch nur vergleichen wollte. Unvollkommen, so sehr sich nur denken läßt, in der Komposition und Gestaltenzeichnung erscheinen alle Werke Jean Pauls. Sie stehen in dieser Hinsicht hinter jeder der fast zahllosen Novellen zurück, die alljährlich in unseren Zeitschriften erscheinen; aber die überschwengliche Fülle poetischer Schönheiten, die sie bergen, gibt ihnen einen unvergänglichen Vorzug vor solchen geschickt gearbeiteten Produkten, die mit dem Tage untergehen, ja reiht Jean Paul, obgleich er nie einen Vers geschrieben, unmittelbar unsern größten Dichtern an.

Einige andere Beispiele werden die Sache noch klarer machen. Die hochgepriesene und gewiß sehr achtbare Gabe der Gestaltungskraft ist manchen Romanschriftstellern in vorzüglichem Grade eigen. Der jetzt mit Unrecht vernachlässigte Spindler zum Beispiel hat in seinen Werken eine fast unübersehbare Galerie lebendiger und naturwahrer Charaktere geschaffen; seine Erzählungen sind mehrenteils vortrefflich erfunden und komponirt, und alles in ihnen tritt mit der größten Bestimmtheit und sinnlichen Deutlichkeit vor unser Auge. Niemand hat ihn jedoch deshalb noch

für einen bedeutenden Dichter gehalten. Lord Byron dagegen wird der Ruhm eines solchen allgemein zugesprochen, obgleich seine Gestaltungskraft zum mindesten in zwei der angeführten Bedeutungen dieses Wortes eine sehr geringe ist. Von Zeichnung der Charaktere kann in den meisten seiner Dichtungen kaum die Rede sein, und Novellenschreiber des alleruntersten Ranges haben bessere gezeichnet. Bei dem Briten sind es immer dieselben unwahren, mit Gott und der Menschheit zerfallenen Gestalten, die nämlichen sentimentalen und physiognomielosen Frauenbilder, die bis zum Ueberdrusse wiederkehren. Selbst in den wenigen seiner Werke, die hiervon eine Ausnahme machen, wie „Die Insel“ und „Don Juan“, sind doch die Charaktere nur unbedeutend; ein einziges Charakterbild von Walter Scott wiegt alles auf, was Byron in dieser Hinsicht geleistet hat. Ebenso ungeschickt zeigt sich letzterer in der Kunst der Erfindung und Anordnung seiner Fabel. In seinem „Giaur“, seiner „Braut von Abydos“ und mehr oder minder in allen seinen Gedichten erregt die zu Grunde liegende Geschichte sehr wenig Interesse, und selbst die geringe Teilnahme, die sie sonst erwecken könnte, muß erlöschen, weil Nebendinge, Beschreibungen und Schilderungen zur Hauptsache gemacht werden; die Aufmerksamkeit wird so sehr auf diese letzteren hingezogen, daß man, berauscht und beinahe betäubt von ihnen, nach Lesung einer solchen Erzählung kaum weiß, welches der Hergang der berichteten Begebenheit gewesen ist. Die meisten Schöpfungen des Verfassers des Child Harold sind, als Ganzes betrachtet, von äußerster Unvollkommenheit, wie selbst der stümperhafteste Romanfabrikant sich solche nicht zu Schulden

kommen lassen würde; nur auf Einzelheiten beruht ihr Wert; sogar im „Don Juan" ist das der Fall. Byron hatte, als er dieses geniale Epos begann, wie aus seinen Briefen hervorgeht, gar keinen Plan; er schrieb auf gutes Glück fort und reihte Abenteuer an Abenteuer, die so bis ins Unendliche fortgehen könnten. Nur in einem Sinne ließe sich dem englischen Dichter eine Art von Gestaltungskraft zuschreiben, daß er nämlich Gegenstände der Außenwelt uns lebendig vorzuführen weiß; indessen auch dies thut er auf eine Weise, welche gerade die entgegengesetzte von der durch die Anwälte der „Gestaltungskraft" besonders gepriesenen ist; er führt uns Naturgegenstände und Landschaften nicht in scharfen Umrissen, nicht deutlich und der Wirklichkeit entsprechend vor, sondern er zaubert sie, bald in blendendem Lichtglanz, bald in dämmerndem Chiaroscuro, worin alle Umrisse verschwimmen, vor unsere Phantasie. Nach dem Gesagten müßte denn, wenn in der vielberufenen Gestaltungskraft sich vornehmlich der Dichter verkündete und ohne sie kein solcher zu denken wäre, Byron gar nicht zur Zahl der Poeten gehören; nun jedoch steht er durch den unaussprechlichen Zauber, mit dem er uns umstrickt, durch den Hauch der Begeisterung, der uns aus seinen Versen anweht, durch die Glut der Empfindung, die in ihnen waltet, in der vordersten Reihe derselben, und nur wenige von ihnen üben eine gleich unwiderstehliche Macht über die Gemüter der Menschen aus. Eben diesen Eigenschaften verdankt Byron bei allem seinem Mangel an „gestaltender" Kraft den ihm allgemein eingeräumten Vorrang vor seinem großen Konkurrenten Walter Scott, dessen Vorzüge eben besonders in jener Kraft bestehen. Und wohlgemerkt, die

Gestalten und Charaktere Walter Scotts sind nicht etwa treu nach der Natur kopirt, sie zeugen nicht bloß von scharfer Beobachtung des Lebens, sondern sind Schöpfungen des dichterischen Genius, so sehr, daß man in England hat wagen können, Scott in dieser Hinsicht als zweiten neben Shakespeare zu stellen. Vielleicht wird eingewandt, daß Romane und Novellen, als einer halb auf dem Boden der Poesie stehenden Gattung angehörig, nicht zum Vergleich mit eigentlichen Gedichten dienen könnten, so will ich denn Scotts „Jungfrau vom See", „Marmion" und „Lied des letzten Minstrel", sowie die einst berühmten, jetzt schon wieder halb vergessenen erzählenden Dichtungen von George Crabbe, namentlich seine Tales of the hall, herbeiziehen; jene wie diese zeichnen sich durch einen besonnen angelegten und gut durchgeführten Plan, sowie durch treffliche Gestaltgebung aus, so daß in dieser Hinsicht Byrons poetische Erzählungen auch nicht den entferntesten Vergleich mit ihnen aushalten; da sie aber nicht von jenem dichterischen Hauch beseelt sind, der uns in allen Schöpfungen des letzteren entzückt, fällt es niemand ein, sie auf die nämliche Stufe mit denselben oder gar höher zu stellen.

Ein anderer allbewunderter Heros der Poesie, Ariost, verdankt gleichfalls seinen Ruhm keineswegs seiner Meisterschaft in der Charakterzeichnung, und ebenso wenig der Kunst, die er in dem architektonischen Bau seines großen Gedichts etwa entfaltet hätte; vielmehr erweist sich letzteres in beider Hinsicht als höchst unvollkommen. Von einer Einheit des Plans, von einer wohlberechneten Anordnung aller Teile findet sich im „Rasenden Roland" keine Spur; Abenteuer folgen auf Abenteuer, kreuzen sich oder laufen in buntem

Wirrwarr unzusammenhängend neben einander her. Von Charakteristik ist nicht viel zu bemerken; die meisten der Helden unterscheiden sich wenig von einander und haben, außer den ganz allgemeinen Zügen von Mut und Tapferkeit oder von Bosheit und Tücke nichts, was sie besonders auszeichnete. In Bezug auf einheitlichen Plan und besonnene Anordnung übertrifft Tasso den Ariost bei weitem; in der Zeichnung der Charaktere steht er, wenngleich dies auch bei ihm nicht die glänzendste Seite ist, ihm gleichfalls voran. Dennoch ist dem Sänger des „Roland" von jeher die Palme vor seinem sorgfältiger arbeitenden, aber minder genialen Nachfolger gereicht worden. Auch hier wieder haben wir einen Beweis dafür, daß die Bedeutung und die Wirkung eines Kunstwerks von gewissen imponderablen Eigenschaften abhängt. Man kann zugeben, daß das Fehlen eines wohlerwogenen Entwurfes und einer gehörigen Sonderung und Nüancirung der Charaktere bei Ariost wie bei Byron ein Mangel sei; aber die glänzenden Vorzüge beider Dichter bedingten diesen Mangel. Die vulkanische Glut der Leidenschaft, die dämonische Gewalt der Empfindung und der sinnbestrickende Zauber herrschen in den Poesien des Engländers vor; sein feuriger Dichtergeist würde etwas von seiner Macht über die Gemüter verloren haben, wenn er sich, was zugleich seiner Naturanlage fern stand, auf kunstvolle Struktur und Oekonomie des Planes eingelassen hätte; als Gestalten dienten ihm auch solche am besten, durch deren Mund er die ihn selbst bewegenden Gefühle und Leidenschaften aussprechen lassen konnte. Ebenso würde Ariost bei einem strengeren Grundplan und einer einheitlichen Handlung auf den magischen

Reiz haben verzichten müssen, mit welchem seine, gleich wunderbaren Wolkenbildungen immer wechselnden und sich immer neu aus einander gebärenden Erfindungen unseren Geist gefangen nehmen. Da gerade hierdurch sein Gedicht als so einzig dasteht, ist es fraglich, ob dasselbe durch eine schärfere Charakteristik der Figuren gewonnen hätte. Ariost selbst scheint hierüber der entgegengesetzten Meinung gewesen zu sein, denn seine Lustspiele zeigen, daß er wohl Charaktere darzustellen wußte. Indessen, unbedingt zugegeben, der „Rasende Roland", wie Byrons Werke, seien in der bezeichneten Hinsicht mangelhaft, so muß man doch sogleich zur Mäßigung des darin liegenden Tadels hinzufügen, daß es unmöglich ist, alle Vorzüge in einem Werke zu vereinigen. Für denjenigen, der alle Vortrefflichkeiten in einem Produkte zusammen zu häufen trachtete, ließe sich fürchten, daß er keine davon erreichte.

In der bolognesischen Schule, die, als der große Strom der italienischen Malerei versiegt war, auf akademische Weise eine neue Blüte der Kunst hervor zu rufen strebte, legte man es darauf an, mit jedem der früheren Meister in dem, was ihn besonders auszeichnete, zugleich zu wetteifern. Man wollte den idealen Schönheitszauber Rafaels mit der üppigen Farbenpracht Tizians und der titanenhaften Großartigkeit Michel Angelos verbinden und dann noch die Eigentümlichkeit Lionardos und Correggios hinzufügen; das Resultat war, daß kalte, wohl von der Kunstfertigkeit ihrer Urheber zeugende, aber empfindungs- und phantasielose Gemälde entstanden. Die genannten Vorzüge sind eben Ausflüsse der Besonderheit der verschiedenen Maler, und jedem von ihnen gelang sein Werk

am besten, wenn er sich an seine Weise hielt. Schon Rafael war nicht glücklich, als er durch seinen Propheten Jesaias mit Michel Angelo in der Grandiosität der Formgebung wetteifern wollte. Dies war jedoch nur eine momentane Verirrung des großen Urbiners; dagegen betrog Sebastian del Piombo die Welt um die schönsten Früchte seines herrlichen Talents, indem er, seiner Naturanlage zuwider, mit Buonarotti auf dessen eigenstem Gebiete in die Schranken treten wollte, ja ihn noch dadurch übertreffen zu können glaubte, daß er den Schmelz des venetianischen Kolorits mit den gewaltigen Umrissen des göttlichen Florentiners vereinigte. Gerade so wie in der Malerei verhält es sich auch in der Poesie, und es ist höchst unbillig, dasjenige, worin der eine Dichter ausgezeichnet ist, nun auch von dem andern, mit Uebersehung von dessen anderartigen guten Eigenschaften, zu verlangen.

Der Dichter, der die meisten Vorzüge in sich vereinigt, ist vielleicht Shakespeare; indessen wenn ein ganz mit der Poesie der Griechen getränkter Freund des Altertums von ihm die harmonische Form, das Gleichgewicht aller Teile, den reinen Stil in einem vollendeten Ganzen wie bei Sophokles erwartete, so würde er auch diesen größten der Dramatiker mangelhaft finden müssen. Eben daß man falsche Maßstäbe an ihn legte, daß man die antike, gewiß höchst vollendete Form des Dramas für die einzig mustergiltige hielt, daß man die Mischung von Prosa mit Vers, von Komischem mit dem höchsten tragischen Pathos von dem Alten her nicht kannte, hat so lange der Würdigung des Briten entgegengestanden; auch ist wohl unzweifelhaft, daß Aristoteles selbst diese Mischung barbarisch gefunden

hätte, und noch heute gibt es manche, die derselben Meinung sind. Ebenso müßte ein einseitiger Verehrer Shakespeares es bei Sophokles für einen großen Mangel halten, daß die Charaktere bei ihm nicht jene Fülle individueller Züge haben, wie bei seinem Liebling. Wer bei Homer eine reiche Gedankenfülle, tiefe philosophische Anschauung suchen wollte, würde sich sehr enttäuscht finden. Nicht leicht stellt jemand diese Anforderung an den alten Epiker; auch wäre sie absurd. Wenn aber ein Kritiker der poetischen Erzählung eines modernen Dichters den Vorwurf macht, ihr fehle die dem Epos wesentliche Behaglichkeit, so findet man dies ganz in der Ordnung, obgleich der Tadel ebenso absurd ist. Diese Manie, von allen alles zu verlangen, das Unvereinbarste in einem Werk vereint sehen zu wollen, die Vortrefflichkeiten eines Dichters zu ignoriren und andere von ihm zu begehren, die er nicht hat und die vielleicht auch in seine Werke gar nicht hineinpassen würden, grassirt nirgends so arg wie in Deutschland. Von ihr gilt das Wort Platens: „Ihr möchtet von der Henne Milch, ein Ei gewinnen von der Kuh.“ Erfreuen wir uns doch lieber an dem reichen bunten Farbenteppich, den Ariost vor unseren Augen ausbreitet, statt über das Fehlen von Charakteren in seinem „Roland“ zu lamentiren! Ganz Italien hat sich seit drei Jahrhunderten an ihm begeistert und das Vorhandensein scharf ausgeprägter Gestalten im mindesten nicht vermißt. Seien wir aber so gerecht, auch von neueren Dichtern, die noch nicht durch das übereinstimmende Urteil von Generationen anerkannt sind, nicht zu verlangen, was selbst bei den größten, bei Homer und Shakespeare, nicht angetroffen wird! Hat einer von ihnen

Tugenden in hervorragendem Maße, so ist das genug für seinen Ruhm; daß es diesen Tugenden gegenüber auch nicht an Schattenseiten bei ihm fehlt, versteht sich von selbst.

IV.

Ein Tadel, der heute oft über manche Dichtungen ausgesprochen wird, lautet dahin, es mangle in denselben an einer „Charakterentwicklung“. Auch mit diesem Ausdruck wird von den einen der, von den anderen jener Sinn verbunden. Die einen verstehen darunter, daß im Fortgange einer Erzählung oder Handlung sich der Charakter des Helden entwickeln, verändern müsse; die anderen meinen nur, der Autor habe in seiner Dichtung den Charakter darzulegen, zu entfalten. Was nun das erste Verlangen betrifft, so ist dies eine von jenen Seifenblasen, welche fort und fort aus den ästhetischen und kritischen Barbierstuben Deutschlands aufsteigen. Der Charakter eines jeden Menschen ist angeboren; die Umstände können bewirken, daß er in seinen wesentlichen Eigenschaften bald mehr bald minder hervortritt, aber seinen Grundzügen nach bleibt er unveränderlich; wir halten nie für möglich, daß der, den wir einmal als schlecht erkannt, noch ein edler Mensch werde, und ebenso kann der wirklich Gute wohl durch Leidenschaft zu schlimmen Handlungen fortgerissen werden, sich aber nie in einen eigentlichen Bösewicht verwandeln. Wenn in einzelnen

Fällen das Gegenteil behauptet wird, so beruht das unstreitig auf ungenauer Beobachtung. Bei der geforderten Charakterentwicklung im Sinne einer Veränderung könnte daher nur von einer Modifikation der sekundären, mehr äußerlichen Eigenschaften die Rede sein, wie der Leichtsinnige, durch das Leben gewitzigt, besonnener werden kann, der Ungesellige sich wohl später zum Umgang mit Menschen bekehrt, der Sittenreine durch Verführung in Ausschweifung verfällt und so weiter. Daß es nun die unumgängliche Aufgabe eines Dichtwerkes sei, eine derartige Modifikation des Charakters darzustellen, wird niemand behaupten; aber auch die Forderung einer Charakterentwicklung im zweiten Sinne hat keine Allgemeingiltigkeit. Ich komme hier auf den schon vorher berührten Punkt zurück und will mich noch weiter darüber verbreiten. Daß die Hauptpersonen in jeder Dichtung ihre Charaktermerkmale haben müssen, durch die sie sich von einander unterscheiden, versteht sich zwar von selbst; ob jedoch ihre Charaktere weiter ausgemalt und mit besonders individuellen Zügen ausgestattet werden sollen, in diesem Punkte sind die verschiedenen großen Dichter sehr verschieden verfahren. Sogar im Drama, derjenigen Form der Poesie, in welcher die Ausbildung der Charaktere gewöhnlich als das Wesentlichste gefordert wird, haben vorzügliche Meister ihre Figuren oft in nur wenig scharfen Umrissen hingestellt. Selbst Shakespeare, der größte Charakteristiker aller Zeiten, hat doch keineswegs immer seinen Gestalten so individuelle Züge geliehen, wie man ihm andichtet, sondern sich dabei nach der Beschaffenheit des jedesmaligen Dramas gerichtet. Zum Beispiel im „Sommernachtstraum“ sind die Charaktere nicht

gerade scharf ausgeprägt. Man würde das Stück in dieser Hinsicht nicht besonders hervorheben; aber der Dichter that gewiß wohl, hier die Gestalten so zu zeichnen, da die ganze Handlung wie ein Traum vorüberschwebt und gleich den Schlössern der Fee Morgana vor uns aufsteigt und wieder versinkt. Wenn er in seinen meisten anderen Dramen die Hauptcharaktere sehr scharf umrissen hat, so ist nicht abzusehen, weshalb eine solche prägnante Individualisirung nun Norm für alle anderen Dichter sein sollte. Die griechischen Tragiker begnügen sich, ihren Gestalten viel allgemeinere Züge zu leihen und erzielen doch damit die höchste tragische Wirkung. Von anderen großen Dichtern ist der Accent noch viel weniger hierauf gelegt worden; die Vorzüge, nach denen sie strebten, lagen in anderer Richtung. Wirklich kann die Behauptung, Charakterentwicklung sei eine Hauptsache in jeder Dichtung, nur von solchen aufgestellt werden, die eine sehr mangelhafte Literaturkenntnis haben. Wollte man beispielsweise den Wert von Camoëns „Lusiaden" nach der Charakterzeichnung bemessen so würden sie einen ganz untergeordneten Rang einnehmen. Von Byron habe ich schon geredet und will nur noch hinzufügen, daß der Held seines genialen Epos „Don Juan", das von vielen mit Recht als eines der größten Dichtwerke gepriesen wird, denjenigen, welche Charakterentwicklung für durchaus unentbehrlich halten, höchst unvollkommen erscheinen muß. Don Juan ist ein leichtsinniger Mensch und Wüstling ohne besondere Züge, die ihn vor hundert anderen auszeichneten; er bleibt durch das ganze Gedicht ohne Wandlung derselbe Hans Liederlich und vermag gewiß keinem für seine Person irgend ein Interesse einzuflößen; wenn er bei einer

der Gefahren, in welche er gerät, umkäme, so würde uns dies völlig gleichgiltig lassen. Die Bedeutung des großen Gedichtes liegt eben in etwas ganz anderem, als dem Charakter seines Helden, und wenn der Verfasser den letzteren mit anderen Eigenschaften ausgestattet hätte, die ihn unserer Teilnahme würdiger machten, so ist es sehr fraglich, ob das Ganze dadurch gewonnen hätte.

V.

Zu den nicht wohlerwogenen tadelnden Schlagwörtern, mit denen man heute viel um sich wirft, gehört auch das der „Landschafterei", ja der Schilderung überhaupt in der Poesie. Sicher können Beschreibungen, wenn sie trocken sind und von dem fruchtlosen Bestreben, mit dem Zeichner zu wetteifern, ausgehen, oder wenn sie am unrechten Platze stehen, von Uebel sein. Aber es ist ein unerträglicher Mißbrauch, daß man etwas Gutes mit dem Schlechten in einen Topf zusammenwirft und mit demselben Tadel belegt, der nur das letztere treffen sollte. Lessing hat die breite und seelenlose Schilderung der Natur, wie sie in den beschreibenden Gedichten des vorigen Jahrhunderts grassirte, gerügt; hätte er aber eines der großen poetischen Werke unserer Zeit gekannt, wo Naturanschauung die Empfindung erregt und die Empfindung wieder die Naturanschauung belebt, so würde er unstreitig Schilderungen dieser Art als recht dichterisch gepriesen haben. Daß auch solche im Uebermaß

angewandt werden können, ist gewiß; vielleicht findet dies in einigen Erzählungen Byrons statt, die so damit überfüllt sind, daß der erzählte Hergang beinahe darunter verschwindet. Um zu ermessen, ob Naturbilder, mit Maß angewandt, in einem Werke zulässig sind, muß man die Beschaffenheit des letzteren ins Auge fassen. Im Drama, wo doch alles fortgehende Handlung sein muß, sind sie in den engsten Grenzen zu halten; erzählenden Dichtungen werden dagegen an solchen Stellen, wo die Personen und mit ihnen die Leser sich in der entsprechenden Stimmung befinden, Naturgemälde, insofern sie von Gefühl getränkt sind, nur zum Schmuck gereichen können. Der Vorwurf, den man bisweilen hört, sie machten die Erzählung schleppend, ist ganz zurück zu weisen. Bei einer Dichtung dieser Art kann es nicht die Aufgabe sein, einen Hergang nur zu berichten; dann sollte man lieber die Prosa wählen und sich kurz fassen, wie ein Unteroffizier bei seinem Rapport. Es kommt hier vielmehr darauf an, daß der Leser auf möglichst anmutigem Wege ans Ziel geführt werde. Bei allen solchen Schilderungen ist allerdings die Hauptsache, daß die Natur mit dem Auge eines Dichters gesehen und, aus seiner Seele neu geboren, der Anschauung des Lesers vorgeführt, daß eine Gegend nicht Teil für Teil, sondern in einem Gesamtbilde, wie sie sich im begeisterten Gemüte des Poeten gespiegelt hat, dargestellt werde. Daher zeugt es von dem äußersten Grade ästhetischer Unbildung, wenn, wie ich jüngst einmal las, ein Kritiker, unter Anwendung des schon erwähnten Modeausdrucks, die Naturschilderung eines lebenden Dichters tadelte, weil sich keine Gestaltungskraft darin zeige und sie hinter der Beschreibung der

nämlichen Gegend in einem Reiseberichte an Treue und Deutlichkeit zurückbleibe. Also gerade die Art der Beschreibung, welche Lessing mit Recht tadelte, wünschte dieser Kritikus. Ein wahrer Dichter wird im Gegensatze zu dem Reisebeschreiber, der Naturscenen topographisch aufnimmt, um deren „gemeine Deutlichkeit“ einen goldenen Duft weben, worin die harten, eckigen Umrisse der Wirklichkeit verschwinden.

Denen, die Naturschilderungen überhaupt tadeln, kann man entgegenhalten, daß sich schon bei den Alten glänzende Beispiele davon finden, wie die Beschreibung der Gärten des Alkinoos im Homer, die der Umgegend von Athen in dem bekannten Chorliede des Sophokles und so weiter. Daß aber die neueren Dichter von ihnen mehr Gebrauch machen, läßt sich nur billigen; denn die Empfänglichkeit für den Naturgenuß ist in unserer Zeit zweifelsohne viel verbreiteter, als in irgend einer früheren. Eine Dichtkunst aber, welche den edlen Trieben ihrer Zeit nicht Nahrung böte, wäre ein Anachronismus. Mit vollem Rechte erweitert die Poesie in dieser Hinsicht auch gegenwärtig ihren Horizont, indem sie alle Regionen der Erde, die noch nie zuvor in gleicher Weise dem Reiseverkehr erschlossen waren, in Besitz nimmt; nur Beschränktheit kann exotische Schilderungen tadeln. Schon der alte Homer hat solche, indem er sein Epos mit der Flora des mittelländischen Meeres, des Lotophagenlandes und der seligen Inseln schmückte. Ihm folgte Camoëns, indem er Indien, Ercilla, indem er Amerika für die Dichtkunst eroberte. Was sollte uns hindern, unsern Sehkreis noch viel weiter auszudehnen, und zwar nicht nur dem Raum, sondern auch der Zeit

nach? Die außerordentlichen neueren Entdeckungen über das Alter der Erde, die exakten Bilder, welche die Geologen von ihren verschiedenen Gestaltungen in den früheren Epochen geliefert haben, müssen für die Poesie tributär gemacht werden, und ich glaube, daß das Werk eines künftigen Dante sich mit großartigen Landschaftsbildern schmücken könnte, die seine Phantasie von dem Kreidemeer, von der Nacht des vorweltlichen Urwaldes oder von dem Gletscherozean, der die ganze Erde bedeckte, entwerfen würde.

VI.

Ich komme nun zu dem Stichwort, das heute die größte Rolle in unserer Literatur und Kritik spielt. Wenn jemand eine dichterische Erscheinung in Mißkredit bringen und sich die Mühe ersparen will, Gründe hiefür anzugeben, so sagt er: „Das ist Rhetorik!" Ein ganz einfacher Satz, wie zum Beispiel „Bring mir ein Glas Bier!", oder ein simples Lied, wie „Lott' ist tot," kann allerdings schwer rhetorisch genannt werden; aber wenn Prosa oder Verse sich irgend höher versteigen, so kann nichts einen Verfechter der Volkstümlichkeit oder der Simplizität abhalten, solche Bezeichnung, und zwar in tadelndem Sinne, auszusprechen. Beschäftigen wir uns mit dem ominösen Wort Rhetorik etwas näher! Zuvörderst ist zu bemerken, daß es erst seit dem Beginne unseres Jahrhunderts Brauch geworden zu sein scheint,

einen tadelnden Sinn damit zu verbinden. Der feinsinnige August Wilhelm Schlegel preist noch in einer Kritik von Stolbergs Aeschylusübersetzung die „kolossale Rhetorik“ des Aeschylus, und bezeichnet hiermit sehr treffend eine der hervorragendsten Eigenschaften dieses gewaltigen Dichters. Erst später, nachdem Friedrich Schlegel sich mit Schiller entzweit hatte und auch die anderen Romantiker zu feindschaftlichem Gebaren gegen letzteren aufreizte, ward es die Parole dieser literarischen Clique, den zweiten unserer poetischen Dioskuren dahin zu verunglimpfen, er sei nicht sowohl Dichter, als Rhetoriker. Das ist nachher hundertfältig nachgebetet worden und auch auf zahlreiche andere, wenn sie sich nicht des zahmsten, nüchternsten, am Boden kriechendsten Stiles bedienten, angewandt worden; noch heute führen es Hunderte mit empörender Unwissenheit und Gedankenlosigkeit im Munde. Ich behaupte, daß die meisten von diesen gar nicht wissen, was sie unter diesem Ausdrucke verstehen, und in die größte Verlegenheit geraten würden, wenn man sie aufforderte, sich kategorisch darüber zu erklären. Auch habe ich nirgendwo eine einigermaßen befriedigende Auseinandersetzung hierüber gefunden. Die Erklärung, Rhetorik sei da vorhanden, wo die Dichtung einen Zweck verfolge, ist doch ganz ungenügend. Pindar verfolgte den Zweck, die Siegesthaten von Olympia zu verherrlichen; die deutschen Freiheitssänger, Körner und Arndt an der Spitze, bezweckten gewiß bei ihren Liedern, die Deutschen zur Abschüttelung des fremden Joches anzufeuern; die Skalden, ebenso wie die Rhapsoden der verschiedensten Völker, hatten den Zweck, die Großthaten der Krieger zu verherrlichen; die Sänger der Homasah beab-

sichtigten in ihren Totenliedern, deren eines Goethe so sehr bewunderte, die Tugenden der Erschlagenen zu verewigen und die Ueberlebenden zur Rache zu spornen. Ebenso unzutreffend ist die Behauptung, die Poesie habe es nur mit dem Konkreten zu thun, daher nur mit Vergangenheit und Gegenwart, nicht mit der Zukunft, weil die letztere keine konkreten Anschauungen biete. Die Phantasie kann auch die Zukunft mit den lebendigsten Anschauungen erfüllen, wie es Jesaias in seiner Vision des goldenen Zeitalters, der Verfasser der Apokalypse in seinen prophetischen Traumgesichten gethan hat. Ueberdies ist es unwahr, daß Anschauung in allen Fällen in der Poesie erfordert werde. Seit fünf Jahrhunderten gilt den Italienern die herrliche Canzone des Petrarca über die künftige Wiedergeburt Italiens mit Recht als das schönste Gedicht in ihrer Sprache; in ihr findet sich sehr wenig von Anschauung; aber sie ist von so warmem Hauche der Begeisterung erfüllt, daß derjenige von allen Göttern verlassen sein müßte, der sich bei ihrer Lesung nicht von dem Odem wahrhafter Poesie angeweht fühlte und sie eitlen Theorien zu liebe rhetorisch in tadelndem Sinne nennen wollte. Aber was ist nun „Rhetorik“? Um nicht beständig im Dunkeln zu tappen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß dieses Wort die Lehre von der Beredsamkeit oder, im weiteren Sinne, auch die Beredsamkeit selbst bedeutet. Daß nun Beredsamkeit etwas Tadelnswertes sei, wird niemand im Ernste behaupten wollen; vielmehr muß, wie ich denke, jeder Einsichtige einverstanden sein, daß die Poesie, wo es sich um irgend ausgedehntere Kompositionen handelt, ihrer nicht entbehren könne. Selbst der einfachste aller Dichter, Homer,

hat Beredsamkeit im höchsten Grade, wie jeglicher weiß, der auch nur ein paar berühmte Stellen, zum Beispiel Hektors und Andromaches Abschied, kennt; bei dem, mit Aeschylus verglichen, so schlichten Sophokles findet das Gleiche statt. Petrarca in mehreren seiner Canzonen reißt uns durch seine Eloquenz hin, und auch Goethe im „Faust", im „Tasso", in seinem „Epilog zu Schillers Glocke", oder eigentlich in allen seinen Werken zeigt sich ebenso beredt wie sein großer Freund, dessen Tod er beklagte. Da nun diese Art der Rhetorik nicht verwerfbar sein kann — es müßte denn die Poesie überhaupt verwerfbar sein — so fragt es sich, ob es auch eine tadelnswerte, oder doch minder empfehlenswürdige Rhetorik gebe. Und dies ist allerdings der Fall. Sie bekundet sich in der deutlich hervortretenden Begier des Dichters, zu glänzen und nicht sowohl für das von ihm Vorgeführte Teilnahme zu erwecken, als die Bewunderung auf sich selbst und seine Kunst zu ziehen, wobei noch als Hauptmerkmal hinzutritt, daß innere Kälte und zu Grunde liegende Prosa, die sich nur durch äußerlichen Schmuck den Schein der Poesie gibt, verraten, wie viel mehr Berechnung als Begeisterung das Wort führt. Aber wohl gemerkt: ein Gedicht oder eine Stelle in ihm kann in glänzenden Bildern schwelgen, wenn jedoch Feuer und Schwung darin sind, darf es mit nichten einer verwerflichen Rhetorik geziehen werden. Oft bedarf der Dichter eines farbenprächtigen Ausdrucks, um nicht ganz hinter dem, was er schildern will, zurück zu bleiben. Wenn zum Beispiel Schiller den Meeresabgrund im „Taucher", wenn Victor Hugo in seiner „Orientalen" die Unermeßlichkeit des

Weltraums malen will, durch welche der Genius, wie Mazeppa von seinem Rosse, von der Begeisterung hingetragen wird, wie gänzlich dürftig müßte da ihre Schilderung ausfallen, wenn sie sich auf die Darstellungsmittel beschränkten, auf die ein Volksballadensänger angewiesen ist! Beide bekunden sich hier als echte Dichter, und ebenso thut es Kleist in seiner „Penthesilea“, wo er uns mit einem wahren Kaskadensturze von prachtvollen Bildern in üppig strömender Wortfülle überschüttet. Die heiße Leidenschaft seiner Helden, ebenso wie die von Shakespeares Kleopatra, bedarf einer solchen Redeflut einander drängender Metaphern, um sich Luft zu machen. Gerade das Gegenteil hiervon ist dasjenige, was als rhetorisch im verwerflichen Sinne gerügt werden muß und durch inneren Frost, bei äußerlich reich aufgetragenem Schmuck, gekennzeichnet wird. Charakteristisch dafür ist im Drama noch die Manier, die Personen selbst das von sich sagen zu lassen, was etwa ein kalt beobachtender Zuschauer über sie äußern würde. Derartige Rhetorik herrscht vornehmlich in den Tragödien der Franzosen, besonders des Corneille. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß sie hier und da auch bei den vorzüglichsten dramatischen Dichtern, bei Shakespeare ebenso wie bei Schiller, vorkommt.

Dem Gesagten muß hinzugefügt werden, daß gewisse Redefiguren und allzu künstlich geordnete Perioden besonders dazu beitragen, einem Gedichte ein oratorisches Gepräge zu verleihen. Wenn nun ganze Dichtwerke sich in Rhetorik von der charakterisirten Art bewegen, so wirken sie betäubend und ermüdend. Dagegen ist es höchst ungerecht, wenn echte große Dichter, wie unser Schiller, bei

denen solche Flecken nur vereinzelt vorkommen, deshalb überhaupt als Rhetoriker geschmäht werden. Auch springt in die Augen, daß stets die sorgfältigste Prüfung nötig ist, bevor man einer Dichtung oder einer Stelle darin den Vorwurf des Rhetorischen macht; in der Weise, wie die heutige Kritik mit diesem Ausdruck umherwirft, kann man jedes beliebige Gedicht, das sich etwas über den gewöhnlichen einfachen Stil erhebt, als rhetorisch tadeln. Ferner läßt sich nicht begreifen, weshalb von so beschaffenen einzelnen Stellen gewaltiges Aufheben gemacht wird, weshalb sie so arger Tadel trifft, während Passagen von Trivialität und bänkelsängerischer Plattheit, an denen doch manche Werke beliebter Dichter reich sind, ungerügt bleiben, wo nicht gar Anerkennung und Lob finden. Jener rhetorische Schmuck kann im schlimmsten Falle doch noch einen äußeren Schein von Poesie hervorbringen, während hier die innere Leerheit und Frostigkeit offen zu Tage liegt. Kein nicht von falschen Theorien Bethörter kann leugnen, daß Schiller in dem bei weitem größten Teile seiner Dramen über echte, hinreißende poetische Beredsamkeit, die aus den Charakteren der Personen fließt, verfügt und daß auch in seiner Lyrik neben hohem Schwunge tiefe, zum Herzen dringende Empfindung herrscht.

Man darf nicht ferner dulden, daß man den Namen der Rhetorik im tadelnden Sinne auf alles ausdehnt, was über den einfachsten Stil hinaus einen höheren Aufflug nimmt oder zu bildlichem Ausdrucke greift. Schon im gewöhnlichen Leben ergießt sich das bewegte Gefühl und die Leidenschaft in eine gehobenere Redeweise und gebraucht Bilder und Metaphern; wie sollte es nicht der Dichter

thun, der Dramatiker, so oft er Personen vorführt, die vom Affekte hingerissen werden? wie nicht der Lyriker, gleich im Beginne seiner Ode oder Hymne, wo er seine Begeisterung in Worte ausströmen will? Ohne diese höhere Färbung, diese Bildlichkeit ist keine höhere Poesie möglich, mit Ausnahme etwa des Liedes; die einen wenden sie in größerem Umfange, die anderen in geringerem an, aber alle guten Poeten machen von ihr Gebrauch, und keineswegs ist eine einfachere Sprachweise ein Beweis für größere Vortrefflichkeit, als eine geschmücktere. Aeschylus ist reich bis zum Ueberfluß an Metaphern und Hyperbeln, Sophokles im Vergleiche mit ihm sehr schlicht, und doch hat der Dichter der „Eumeniden" noch nie für einen geringeren, als derjenige der „Elektra" gegolten. Goethe hat wohl einen einfacheren Stil, als mancher andere; er wäre aber nicht der große Dichter, der er ist, wenn er nicht in gehobenen Momenten den feurigsten, schwungvollsten Ausdruck wählte. Im „Faust", im letzten Akte des „Egmont", im „Tasso", in der „Iphigenie" und so weiter sind Stellen, die man gewiß auch schon als rhetorisch bezeichnet hätte, wenn eben nicht Goethe der Verfasser wäre. Ich halte es für angebracht, hier folgende Anekdote zu erzählen. Ein junger Franzose meiner Bekanntschaft, in dessen Adern kein Tropfen poetischen Blutes floß, beschäftigte sich eifrig mit deutscher Literatur und las emsig den „Faust". Als ich ihn eines Morgens bei der Lektüre traf, sagte er zu mir: das Stück gefalle ihm teilweise ganz gut, aber bisweilen leide es doch an unerträglichem literarischem Schwulst und Bilderschwall. Auf meine Aufforderung, mir eine solche Stelle zu zeigen, recitirte er mir die Verse:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Geist ist zu, dein Sinn ist tot;
Auf, Schüler, bade unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot."

Es sei, sagte er, ein heilloser Unsinn, daß man sich im Morgenrot baden sollte. Ich glaube, daß viele unserer Aesthetiker, die immer mit dem Vorwurf der Rhetorik bereit sind (nur an Goethe wagen sie sich nicht!), ungefähr auf derselben Stufe der Bildung stehen, wie dieser Franzose. Da übrigens Goethes Stil im allgemeinen ungeschmückter ist, als jener der anderen großen Dichter, so wird er wohl am längsten von derartigem Tadel unbehelligt bleiben. Aber wären jene Herren ehrlich, so müßten sie doch Shakespeare in Bausch und Bogen verdammen; denn diesem ist die kolossale Rhetorik, welche Schlegel an Aeschylus preist, in noch weit höherem Maße als dem letzteren eigen. Den so verschrieenen „geschmückten Stil", allerdings in der genialsten Weise gehandhabt, findet man häufig bei ihm; in jedem gehobenen Momente, bisweilen jedoch auch ohne Veranlassung und im gewöhnlichen Gespräche, ergießt sich seine Rede in Gleichnisse, Metaphern und Hyperbeln aller Art. Gerade solche Passagen sind wundervoll und in aller Munde; indessen unsere Aesthetiker machen nur gute Miene zum bösen Spiele, sonst würden sie ihre liebenswürdigen Bezeichnungen, wie „Rhetorik", „Bombast", „Schwulst", „Pathos" in erster Linie hier anwenden.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens erwähnt, wie es eine ganz neue Erfindung besagter Aesthetiker ist, auch das Wort „Pathos" tadelnd zu gebrauchen. Bisher war man der Meinung, Pathos sei zum mindesten in der Tragödie unentbehr-

lich; fast jede Seite im „Lear“, „Macbeth“ und so weiter, allein auch viele Scenen in Goethes „Faust“, „Iphigenie“ sind voll von höchstem Pathos, und unser großer Dichter selbst hat dasselbe an der „Sakuntala“ gepriesen — aber das schadet nichts, in der modernen Geschmackslehre wird es nun einmal für verwerflich gehalten, pathetisch zu sein. Daß die bewundertsten Dichtungen der neueren Engländer und Franzosen, wie die von Byron, Shelley, Victor Hugo, Lamartine, bloße Rhetorik seien, ist von einigen Heißspornen der heutigen ästhetischen Schule geradezu ausgesprochen worden. Wenn nur erst die Scheu vor imponirenden Namen noch weiter überwunden ist, wird, wie gesagt, Shakespeare auch seinen Platz unter den Dichtern verlieren und, ebenso wie Aeschylus und Euripides, wie König David, Jesaias und Jeremias, zum bloßen Rhetoriker degradirt werden. Die Chorgesänge des Sophokles und des Aristophanes, sowie die Parabasen des letzteren, außerdem vieles, und gerade das Herrlichste in Goethe wird schließlich der nämliche Vorwurf der Rhetorik treffen und am Ende aus der poetischen Literatur sämtlicher Nationen alles Schwungvolle und von wirklicher Begeisterung Eingegebene unter der beliebten Modebezeichnung, die ich nicht zu wiederholen brauche, ausgeschieden und geächtet werden.

Abwechselnd mit den angeführten wird noch das Scheltwort Deklamation oft in ähnlichem Sinne gebraucht. Wer kann leugnen, daß es leere Wortgebäude gibt, aufgeführt aus hohlen, schallenden Phrasen, Wortgebäude, die in der Dichtung ungefähr dasselbe sind, was die Babeltürme von nichtssagenden Redensarten in der Aesthetik? Solche mag man mit dem Namen Deklamation belegen;

aber so, wie das Wort heute angewandt wird, bestehen die Tragödien des Aeschylus, die Gesänge des Pindar und viele andere der herrlichsten Dichtungen von Anfang bis zu Ende aus Deklamation.

VII.

Es wird jetzt viel gegen Reflexion in der Dichtkunst geeifert, als ob dieselbe durchaus vom Uebel wäre. Die Gedankenlosigkeit, mit welcher dergleichen ausgesprochen wird, setzt in Erstaunen. Alle großen Werke der Poesie, nicht einmal mit Ausnahme derjenigen, welche den primitiven Zeitaltern angehören, sind voll von Reflexion. Wenn man nun dieselbe, wie dies heute geschieht, verbannen will, wie ist es da anders möglich, als daß die Poesie auf die unterste Stufe zurücksinken muß; denn wohl gemerkt: eine Dichtkunst, wie sie im Kindesalter der Menschheit blühte, ist in unserer Zeit nicht möglich. Wer versuchen wollte, wie die Sänger der Vedas zu dichten, würde affektirter Nachkünstelung verfallen, und selbst wenn es ihm gelänge, könnte er das Geschlecht von heute, dessen Gesichtskreis sich so ungeheuer erweitert, damit nicht befriedigen. Ebenso wie mit den Hymnen jener Hirten des Himalaya aber verhält es sich mit den Volksepen und Volksliedern. Wir schätzen und lieben sie als Erzeugnisse früherer Kulturperioden, aber es ist eine unsagbare Verkehrtheit, sie als Muster für die heutige Produktion hinzustellen. Ohne

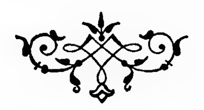
Ideen, ohne das, was man als Reflexion herabsetzt, kann heute höchstens das einfache Lied bestehen, aber auch hier ist es eine nicht länger zu duldende Korruptheit, diese unterste Form der Lyrik für die höchste oder gar einzige auszugeben. Dennoch geschieht dies; als ob keine Psalmen und Bücher der Propheten, keine Bhagavat-Gita und keine Gesänge der persischen Sufis, kein Schiller und kein Leopardi existirten, ja selbst unter Mißachtung vieler der schönsten Goetheschen Gedichte, wird alles, was über das sangbare Lied hinausgeht, was nicht bloß eine Herzensempfindung ausspricht, sondern sich in die höhere Sphäre des Gedankens erhebt, als „falsche Lyrik“ verworfen!

VIII.

Als hätten unsere Kritiker noch nicht genug an den aufgezählten Schlagworten, mit denen sie ihren ästhetischen Galimathias würzen, haben sie in letzter Zeit noch ein neues aufgebracht, das sie mit Vorliebe anwenden. Es ist das des „Eklektizismus“. Wie im Mittelalter den Juden ein gelber Lappen auf die Kleider genäht wurde, so heften sie dasselbe den unglücklichen Poeten an, von denen sie etwas Tadelndes sagen wollen. Was unter diesem Eklektizismus verstanden wird, ist zwar keineswegs klar, läßt sich jedoch so halb und halb ahnen. Ganz unsinnigerweise wird es hier und da gebraucht, um einem Poeten vorzuwerfen, daß er seine Stoffe bald hier, bald dort her

hole. Wenn die Griechen und andere frühere Völker dies nicht thaten, sondern sich mehrenteils, wenn auch keineswegs immer, auf ihr Land beschränkten, so war das Folge der Abgeschlossenheit gegen andere Völker, in welcher sie sich befanden. Schon im Mittelalter wurde es hiermit ganz anders, und später beuteten Shakespeare wie Calderon die Geschichten aller Erdstriche und Zeiten für ihre Werke aus. Mit dem immer wachsenden Verkehr unter den Nationen ist das Stoffgebiet stets reicher geworden, und sicher nicht zum Schaden der Poesie. Ein Vorteil vielmehr als ein Nachteil wird es für diese sein, wenn sich die Weite der Welt mehr und mehr vor den Dichtern aufschließt, so daß sie die Natur selbst der entlegensten Länder, die Geschichte aller Nationen für ihre Werke dienstbar machen können. — Doch nicht der erwähnte Sinn ist es, in welchem der Ausdruck „Eklektiker" meistens angewendet wird. Man braucht ihn vielmehr, um solche Autoren zu bezeichnen, welche bald diese, bald jene Muster bei den eigenen Produktionen vor Auge haben. Ein solcher würde zum Beispiel Wieland sein, aus dessen eigenem Bekenntnis wir wissen, daß er, so oft er ein ihn besonders fesselndes Buch gelesen, sich gedrängt gefühlt habe, etwas Aehnliches zu produziren. Wenn nun das Anlehnen eines solchen „Eklektikers" an ein fremdes Vorbild ein sklavisches ist, so muß dies seine Werke natürlich auf eine untergeordnete Stufe herabdrücken; ist aber dies nicht der Fall, weiß der Autor den Geist der Dichtwerke, von denen er angeregt worden, frei aus sich zu reproduziren, weiß er seine Originale sogar zu übertreffen, so sind seine Leistungen hoch zu schätzen. Es ist nun seltsam, wie die Gedankenlosigkeit

den Ausdruck „Eklektiker“ fast ausschließlich gebraucht, um einen Poeten herab zu setzen. Nun, wir wollen einen solchen nennen, auf den der Name durchaus paßt, den aber doch wohl nur wenige für einen untergeordneten Dichter halten werden. Dieser „Eklektiker“ ist kein geringerer als Goethe. Nicht leicht wird man einen andern finden, der so vielen verschiedenen Vorbildern gefolgt ist. In seinem „Werther“ hat er Rousseau vor Augen gehabt, in seinen lyrischen Gedichten die Volkslieder, in seinem „Erlkönig“ und ähnlichen Balladen die altschottischen und altdänischen Balladen, im „Götz“ den Shakespeare, in der „Iphigenie“ die griechischen Tragiker, im „Jahrmarktsfest von Plundersweilen“ und vielen ähnlichen Stücken Hans Sachs, in seinen Singspielen „Scherz, List und Rache“, „Lieder“ und so weiter die italienischen Operetten, im „Triumph der Empfindsamkeit“ den Gozzi, dann wieder in der „Achilleis“, die man, nachdem man sie lange verachtet hat, nun als eines seiner größten Werke zu preisen anfängt, und in „Hermann und Dorothea“ Homer, in den „römischen Elegien“ Properz und Tibull und so weiter. Nun, ich denke, das ist eine stattliche Liste!



Einige Worte über Kritik.

Motto:
Walther:
Wie fang' ich nach der Regel an?
Sachs:
Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann.
R. Wagner, Meistersinger.

I.

Bei der Wahrnehmung, wie langsam und mit welcher Mühe das Gute und Beste in der Literatur sich gewöhnlich zur Anerkennung durchringt, wie oft es gänzlich verkannt wird und wie die ausgezeichnetsten Geister in fast unbegreiflicher Weise geringschätzige Urteile über vorzügliche Leistungen gefällt haben, kann der Freund des Schönen ein Gefühl der Indignation nicht unterdrücken und wird leicht geneigt sein zu glauben, es seien dabei unedle Motive im Spiele gewesen. Inzwischen wird derselbe, wenn er sich sorgfältig beobachtet, eingestehen müssen, daß er selbst manchesmal, und zwar ohne böse Absicht, nicht minder ungerechte Urteile über Bücher gefällt habe, als die von ihm so getadelten Kritiker. Aeltere, schon anerkannte Werke, nimmt jeder in günstiger Stimmung und in der Erwartung zur Hand, daß er sie vortrefflich finden werde. Und

siehe! die meisten finden sie auch vortrefflich; selbst wenn ihnen manches als ungenügend und langweilig erscheint, suchen sie doch das Gute darin zu entdecken und überreden sich schließlich, alles sei gut, indem sie ihr eigenes Urteil dem allgemeinen unterordnen. Bei neu erschienenen Produktionen indessen verhält es sich ganz anders. Wie die Menschen jeder Periode die guten alten Zeiten gerühmt haben, so sind von ihnen stets auch die älteren Schriftsteller als vorzüglich angesehen worden, und vielfach hat die Meinung geherrscht, oder sie herrscht noch, daß es unmöglich sei, auf das viele schon in der Literatur geleistete Vortreffliche noch etwas Beachtenswertes folgen zu lassen. Hat großer allgemeiner Beifall des Publikums ein neues Werk begrüßt, so sind auch wir meistens zu wenig unabhängig, um uns hievon nicht beeinflussen zu lassen; wir sehen das Buch mehr mit den Augen derer um uns her, als mit unseren eigenen. Sollen wir nun aber selbst ein Urteil über noch nicht anerkannte neue Dichtungen fällen, so kommt noch sehr viel darauf an, in welcher Stimmung wir uns bei der Lektüre befinden. Diese ist äußerst verschieden, hängt nicht selten von dem körperlichen Wohlsein ab, und wir können sie uns selbst nicht geben. Läsen wir in einer solchen ungünstigen Stimmung Goethes „Iphigenie“, so würde sie uns vielleicht auch nicht gefallen; dabei läge uns jedoch der Gedanke fern, daß sie deshalb ein schlechtes Drama sein müßte; wir würden die Schuld des geringen Genusses, den wir augenblicklich aus ihr schöpfen, vielmehr auf uns selbst und unsere unvorteilhafte Disposition schieben. In Bezug auf eine neue Dichtung wird dagegen, wenn nicht gleich die ersten zwanzig Seiten

unsern Beifall finden, sich mehrenteils alsbald bei uns die Meinung feststellen, dieselbe tauge nichts. Wir werden das Buch beiseite legen und vielleicht nie wieder aufschlagen. Wohl manche von uns haben aber, wenn sie später ein solches bei der ersten Lektüre verworfenes Werk wieder zur Hand nahmen und in günstigerem Moment lasen, sich aufrichtig bekennen müssen, daß sie demselben unrecht gethan und daß es viel besser sei, als sie früher gemeint. Aus dieser Thatsache fällt denn ein Licht auf die Kritik und die Kritiker im allgemeinen, das uns teilweise nachsichtiger gegen sie stimmen muß. Es gibt unstreitig gewissenhafte und aufrichtige Männer unter den letzteren, die den besten Willen haben, ein unparteiisches Urteil über neue Erscheinungen der Literatur zu fällen; auch sie jedoch lassen sich, ohne es zu wollen, einerseits nur zu leicht durch den allgemeinen Beifall, den ein neues Produkt gefunden, zu dessen Gunsten bestechen; andererseits halten sie sich nicht von den erwähnten ungünstigen Einflüssen der Stimmung und anderer Umstände frei, welche überhaupt einer gerechten Würdigung zeitgenössischer Produkte entgegenstehen. Solchen Kritikern wird man keinen allzu schweren Vorwurf machen dürfen, wenn sie Mittelmäßiges stark überschätzen oder Treffliches in auffallender Weise verkennen; hören wir von einem ähnlichen Falle, so wird uns unser Gewissen mahnen, daß wir selbst uns wohl dergleichen haben zu Schulden kommen lassen. So pflichttreue Rezensenten sind aber in der Minderzahl, und man kann sich kaum darüber wundern; denn wer es übernommen hat, Bücher in bestimmten Journalen zu besprechen, sieht seinen Tisch bald mit ganzen Haufen von Schriften

bedeckt. Es ist keine beneidenswerte Aufgabe, das alles lesen und seine Meinung darüber abgeben zu sollen; der Gedanke hieran versetzt in üble Stimmung, und schon diese stellt kein günstiges Prognostikon für die Eindrücke, die der Kritiker von der Lektüre empfangen wird. Da er den naheliegenden Wunsch fühlt, mit der immer mehr wachsenden Menge von Novitäten aufzuräumen, nimmt er ein Werk nach dem andern vor. Daß er jedem die gehörige Aufmerksamkeit widme, läßt sich kaum annehmen; trotzdem jedoch muß sein literarisches Gutachten abgefaßt werden und in die Druckerei wandern, denn der Setzer wartet. Rezensenten dieser Gattung sind noch immer entschuldbar, insofern man nicht sagen will, daß ein aufrichtiger Mann das Amt, Bücher massenweise zu rezensiren, gar nicht annehmen sollte; sie sind entschuldbar, insofern sich in der Lage, in die sie sich einmal versetzt haben, ein irgendwie zuverlässiges Urteil gar nicht fällen läßt.

Die Kritiker der beiden vorerwähnten Kategorien brauchen jedoch noch immer nicht gerade unehrlich, auch nicht ungebildet und unwissend zu sein. Wenn sie falsche Urteile fällen, so ist dies hauptsächlich durch die Ungunst der Umstände hervorgerufen. Viel schlimmer ist die große Anzahl derer, welche aus niedrigen Motiven oder aus gänzlicher Urteilslosigkeit das Mittelmäßige und Schlechte preisen, dagegen das Gute, ja Vortreffliche herabsetzen. Von der Nichtswürdigkeit ihres Treibens macht man sich kaum einen Begriff. Otto Ludwig nannte die kritischen Zeitschriften der Schriftsteller, die zu seiner Zeit die Literatur beherrschten, Tigerhöhlen. Ein einflußreicher Autor jener Tage (und ich fürchte, es gibt noch jetzt solche, die ähnlich verfahren) machte allbekannter-

maßen sein Lob oder seinen Tadel anderer davon abhängig, ob sie ihm bei ihrer Durchreise die Huldigung ihres Besuches darbrachten oder nicht. Derselbe hatte kritische Filialen in allen Hauptorten Deutschlands und gab jedesmal beim Erscheinen eines neuen Buches bestimmte Weisung an dieselben, es herunter zu machen oder zu preisen. Indessen das schlimmste, was solche journalistische Anstalten dem Dichter zufügen können, ist nicht das Tadeln, sondern das Totschweigen; und dies üben sie denn auch bei wirklich guten Erscheinungen auf das beharrlichste.

Vergegenwärtigen wir uns nun alle die genannten Faktoren, welche die Kritik über neue Erscheinungen zu einer gänzlich irreleitenden und unzuverlässigen machen, so werden wir annähernd begreifen, in wie hohem Maße durch die Journalistik und so weiter das Urteil über den wahren Wert gleichzeitiger literarischer Erscheinungen gefälscht wird. Wir selbst, die wir inmitten eines solchen Treibens stehen, von den unrichtigen Ansichten unserer Zeit mitbeeinflußt sind und die um uns her gepriesenen oder herabgesetzten Werke durch die Brille der einmal herrschenden Tagesmeinung betrachten, wir können keinen vollständigen Begriff von dem tollen Hexensabath haben, den die Kritik vor unseren Augen aufführt; um ihn zu gewinnen, müssen wir die Journale und Tagesblätter der Vergangenheit mustern. Ich habe mir bisweilen zu meiner Belehrung und Unterhaltung auf einer Bibliothek die angesehensten kritischen Zeitschriften früherer Perioden geben lassen und mich in dieselben vertieft. Wie zahllose Dichtungen, Dramen und Romane von jetzt völlig verschollenen Autoren fand ich da in überschwenglichen Ausdrücken als Meisterwerke gepriesen! Nicht

selten reizten mich die außerordentlichen Lobsprüche, mir ein solches in den Himmel erhobenes Buch von dem Bibliothekdiener bringen zu lassen. — Und was fand ich? Die elendesten Machwerke, deren Verfasser ihre Stümperhaftigkeit meist schon auf den ersten Seiten dokumentirten. Ich fand Schriftsteller, die heute nur noch angeführt werden, um den Verfall der Literatur in ihrer Zeit zu belegen, als Klassiker gepriesen; dabei muß ich bemerken, daß einige der kritischen Zeitschriften früherer Tage, zum Beispiel die „Wiener Jahrbücher“ und der „Hermes“, wirklich trefflich redigirt waren und manche ausgezeichneten Aufsätze enthielten. Aber gerade hier erkennt man deutlich, wie auch geistvolle Männer sich von den um sie her herrschenden Ansichten nicht frei machen können. So habe ich in wissenschaftlich gehaltenen Journalen aus den zwanziger Jahren lange Abhandlungen über Müllner, Houwald, Friedrich Kind und so weiter gelesen, worin diese Dichter mit einer Art von Ehrfurcht behandelt wurden, als ob sie zu den Heroen der Poesie gehörten. Manche der genannten Aufsätze fand ich vortrefflich geschrieben, von großer ästhetischer Bildung der Verfasser zeugend und gewiß allem ebenbürtig, was neuere Aesthetiker geleistet haben. Wenn ich nun dachte, an welche Werke solche hochgebildeten Männer ihre Bewunderung verschwendet hatten, Werke, die ich nach gewissenhafter Prüfung nur für sehr gering halten konnte, so mußte ich mir sagen, daß höchst wahrscheinlich in der Gegenwart ganz Aehnliches vorkomme, daß allgemein gefeierte Schriftsteller unserer Tage vermutlich schon in den nächsten Dezennien in der Achtung des Publikums und der Kritik einen ähnlichen Sturz erleben werden. Ich erkannte

ferner, daß, ebensowenig wie der Beifall des Tages mittelmäßige Produkte vor der späteren Geringschätzung schützen kann, dies die Anstrengungen scharfsinniger Männer vermögen, die mit aller Beredsamkeit, mit der feinsten Analyse und dem größten Aufwande von Geist untergeordnete Hervorbringungen der Literatur als Schöpfungen des Genies darzustellen suchen. Da heute so viele Literaturgeschichten geschrieben werden, wäre es sehr wünschenswert, daß einmal eine derselben auf diesen Punkt ihr Augenmerk richtete und aus den leitenden kritischen Journalen der vergangenen Perioden die absolute Unzuverlässigkeit des Urteils von Kritik sowohl wie Publikum in Bezug auf gleichzeitige Leistungen darthäte. Aus einer solchen Darstellung würde dann hervorgehen, wie im Gegensatze zu so vielen von der Lobposaune des Tages gefeierten Poetastern oft bedeutende Dichter anfänglich entweder völlig unbekannt blieben oder von den Journalen zu den untergeordneten Talenten gerechnet wurden. So ward Rückert, obgleich er durch seine „Geharnischten Sonette“ zuerst Beifall gefunden, lange Zeit hindurch, und zwar nachdem er seine ausgezeichnetsten Werke schon publizirt hatte, als ein bloßer Reimschmied behandelt und wegen seiner Sprachkunststücke lächerlich gemacht. Sein Meisterstück, die „Makamen des Hariri“, welches nachher so viele Auflagen erlebt hat, fand so wenig Absatz, daß die Verlagshandlung sich weigerte, den zweiten Band zu drucken. Erst als der Dichter im höheren Mannesalter stand, wandte sich ihm die Gunst des Publikums zu. Während seines Lebens und selbst nachher, bis auf unsere Zeit hat Platen unter schwerer Verkennung zu leiden gehabt. Ueber ihn stürzte sich das

ganze Heer der Journalisten, die zu Heines Fahne schwuren, und brachte die Parole auf, er sei ein bloßer Wortdrechsler und metrischer Seiltänzer, er, dessen Gedichte an Gedankenreichtum nur wenige ihresgleichen haben! Ihm ist wirklich seine vollendete Form in dem öffentlichen Urteile schädlich geworden, und ich habe oft gewünscht, er hätte mindere Sorgfalt auf dieselbe verwendet, damit nicht die zuerst in die Augen springende Vollendung des Aeußeren bei Oberflächlichen die Meinung hervorriefe, es gebreche an innerem Gehalte. Seiner vollen Würdigung steht noch immer die oft ausgesprochene triviale Ansicht entgegen: die Poesie müsse volkstümlich sein. Nichts ist falscher als eine solche Ansicht. Die Bildung der verschiedenen Klassen der heutigen Gesellschaft ist so erstaunlich ungleich, daß wir auf die höhere Dichtung verzichten müßten, wenn die Poesie durchaus populär sein sollte. Sind etwa Goethes „Römische Elegien", ist „Iphigenie" und „Tasso" volkstümlich? Oder kann man dies Prädikat Schillers „Göttern Griechenlands" und seiner „Braut von Messina" beilegen? Freilich kann Platen nicht in Bierwirtschaften gesungen werden; er kann nur ein Dichter der Elite sein. Aber auch in diesem engeren Kreise hat er noch nicht die verdiente Geltung erlangt, und es scheint mir ein trauriges Zeichen für die Bildung unserer Zeit zu sein, daß noch immer andere, weit geringere Poeten, die um ihn her und nach seinem Tode den Beifall der Menge fanden, mehr Ansehen genießen, als er. — Wie langer Zeit es bedurft hat, bis Heinrich von Kleist die verdiente Stellung in unserer Literatur erhalten hat, davon bin ich selbst noch teilweise Zeuge gewesen. Während meiner Studentenjahre kannte ihn noch fast nie-

mand, obgleich er schon seit Dezennien im Grabe ruhte. Zu seinen Lebzeiten hatte nur sein „Käthchen von Heilbronn“ einen flüchtigen Schimmmer von Ruhm auf sein Haupt fallen lassen; aber dieser Ruhm war in den Augen der großen Menge kein anderer als derjenige, welcher auch vielen Verfassern ordinärer Ritterschauspiele zu teil geworden. Hätte Tieck sich nicht zwölf Jahre nach dem Tode Kleists seines Nachlasses angenommen, so würde einer unserer größten Dichter vielleicht ganz verschollen sein. Denn Tieck gab zuerst Kleists „Prinzen von Homburg“ und dessen „Hermannsschlacht“ heraus, die bis dahin nur im Manuskript vorhanden waren; ohne diese nie genug zu preisende Mühwaltung des berühmten Romantikers wären die Handschriften wahrscheinlich zu Grunde gegangen, und wer weiß, ob irgend jemand sonst die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf die anderen Werke des unglücklichen Dichters gelenkt hätte, die bei ihrem Erscheinen nur wenig Beachtung gefunden hatten. Und hier bin ich veranlaßt, einen sehr niederschlagenden Gedanken auszusprechen, den ich jedoch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht unterdrücken darf. Schriftsteller und Künstler von Verdienst, die sich von ihrer Zeit vernachlässigt sehen, trösten sich oft mit dem Gedanken, die Zukunft werde ihnen Gerechtigkeit angedeihen lassen. Dennoch glaube ich, daß solches nicht mit voller Sicherheit erwartet werden kann. Schon das Beispiel Kleists zeigt, wie ohne die rettende That Tiecks das jetzige Geschlecht vielleicht nichts mehr von dem Verfasser der „Familie Schroffenstein“ wissen würde. Dieses Stück war zwar gedruckt, doch hätte es sich wahrscheinlich in der Bücherflut seiner Zeit spurlos verloren. Selbst die

Buchdruckerkunst gewährt keine absolute Sicherheit dagegen, daß ein im Buchhandel publizirtes Werk gänzlich zu Grunde gehe und aus der Welt verschwinde. So hat man Nachricht von einigen Schauspielen des unglücklichen Lenz, die wirklich veröffentlicht worden sind, von denen aber die sorgfältigste Nachforschung bisher kein Exemplar aufzufinden vermocht hat. — Aehnlich wie Kleist verdankt es auch der treffliche Hölderlin wohl nur den Bemühungen Gustav Schwabs, daß seine Gedichte der Nachwelt erhalten geblieben sind. Dieselben waren bis zum Jahre 1826, als den Geist des Dichters bereits seit mehr als zwanzig Jahren Wahnsinn umnachtete, in Zeitschriften zerstreut oder gar nur handschriftlich vorhanden. Bis zu jenem Zeitpunkte, ja noch darüber hinaus, findet man den großen Lyriker in keiner Anthologie vertreten, in keiner Literaturgeschichte erwähnt. — Denkt man nun an derartige Fälle, so kann man kaum die Besorgnis unterdrücken, daß manche Dichter von Bedeutung, die durch die Ungunst der Verhältnisse, die Urteilslosigkeit des Publikums und das schon charakterisirte Gebaren der Kritik bei ihren Lebzeiten nicht bekannt wurden, auch nach ihrem Tode niemals Leser finden werden, indem kein Tieck und Schwab sich ihrer annimmt. Und während so von Dichtern, die nicht die Gabe haben, sich geltend zu machen und für ihre begeisterte Stimme kein Gehör finden, nichts auf Erden übrig bleibt als ihr Staub, lassen sich Reimschmiede und Spekulanten von der Tagespresse als große Genies preisen, und das Publikum strömt mit fliegenden Fahnen herbei, um diejenigen zu feiern, welche die Reklame ausposaunt.

II.

Bei jedem Werke der Dichtkunst kommt es darauf an, ob es hervorragende poetische Schönheiten besitzt. Hiernach bestimmt sich sein Wert. Daß es daneben auch seine Mängel hat, ist von vornherein gewiß, da es Vollkommenes überhaupt nicht gibt. Nach diesem Grundsatze werden die Werke, welche als klassisch anerkannt sind, geschätzt, und für solche, welche diese Geltung noch nicht erlangt haben, kann kein anderer bestehen.

Umgekehrt, wenn man ein Werk als wertlos erachten muß, so liegt der Grund davon nicht in den Fehlern, sondern in dem Mangel an hervorragenden Schönheiten.

Im schroffsten Widerspruche hiermit macht es sich die heutige Kritik, sowohl die literarische als die vom Publikum geübte, bei neuen Dichtungen zur Aufgabe, zunächst die Fehler aufzuspüren. Findet sie solche, so hebt sie dieselben besonders hervor, und es ist ihr ein Leichtes, das Werk, unter Verschweigung von dessen Vorzügen, für schlecht zu erklären. Natürlich kann sie dies nur unter der stillschweigenden Voraussetzung thun, die allbewunderten Schöpfungen der großen Dichter seien fehlerlos. So dumm, das zu glauben, sind nun allerdings wenige; denn die Zahl der Schriften, in denen Shakespeare, Goethe und Schiller wie Schulknaben behandelt worden sind, ist Legion; aber um moderne Dichter herabsetzen zu können, verschweigt man es, daß auch jene ihre Gebrechen haben, denn sonst wäre es unmöglich, einen lebenden Dichter wegen etwas

zu verdammen, was er mit den größten seiner Vorgänger teilt. Nun aber ist die Behauptung keine gewagte, daß die großen Dichter, deren leuchtende Vorzüge wir nie genug bewundern können, nur durch die letzteren so groß sind, daß sie dagegen im einzelnen vielleicht mehr Fehler begangen haben, als manche mittelmäßige Poeten. Denn während diese mit ängstlicher Rücksicht auf die Tageskritik und auch vorzugsweise mit dem Verstande arbeiteten, achteten jene, aus dem Ganzen und Vollen schaffend, in ihrer Begeisterung wenig auf das Nebensächliche.

Es haben in neuerer Zeit achtbare Schriftsteller es sich angelegen sein lassen, alle möglichen Gebrechen in Shakespeare nachzuweisen, und dagegen Lessing, Goethe und Schiller, als frei von solchen Verstößen, in den Himmel zu erheben. Im Gegensatze zu ihnen sind andere aufgetreten, die auch nicht den kleinsten Makel an den Werken des großen Briten zugestehen wollen, aber denjenigen der deutschen Dramatiker Unvollkommenheiten aller Art vorwerfen. So hängt es von der persönlichen Neigung eines jeden ab, den einen für einen Halbgott, den andern für einen Stümper zu erklären. Doch die Gerechtigkeit verlangt auszusprechen, daß alle großen Dichter nur groß sind durch die Schönheiten in ihren Werken, daß sie aber alle sich nicht frei gehalten haben von zahlreichen Mängeln und dadurch die Unzulänglichkeit alles menschlichen Schaffens bekundet haben. Zu diesen aus Achtlosigkeit begangenen Fehlern gesellen sich solche, welche den Dichtern selbst sicher nicht entgingen, die sie aber begehen mußten, um andere Vorteile damit zu erkaufen, oder die im gewählten Stoffe lagen und sich schwer vermeiden ließen. Fügt man zu

diesen nicht weg zu leugnenden Gebrechen noch diejenigen hinzu, welche nur nach falschen Satzungen und Regeln für solche gelten, so kann, wer Lust hat, mit leichter Mühe in allem, was die Dichtkunst Höchstes geschaffen hat, eine Legion von Fehlern nachweisen, und es bleibt nichts übrig, was nicht für ein schlechtes Machwerk erklärt werden könnte.

Was die Vorwürfe anlangt, die gegen alle poetischen Leistungen zu schleudern eine tadelsüchtige Kritik nicht müde wird, so zerfallen sie in verschiedene Kategorien. Ein Teil davon ist begründet. Die bei weitem meisten Ausstellungen an jenen Werken jedoch, ebenso wie diejenigen, die heute fast ausnahmslos an allen neuen Dichtungen gemacht zu werden pflegen, sind grundlos, und die vermeintlichen Mängel erscheinen nur nach verkehrten Prinzipien, nach falschen oder einseitigen Regeln als solche.

Der näheren Ausführung hiervon stelle ich ein paar Axiome voraus, deren Richtigkeit man vermutlich nicht bestreiten wird:

Regeln, mögen sie auch lange Zeit hindurch in Ansehen gestanden haben, können keine Geltung behaupten, sobald dargethan ist, daß sie in vorzüglichen Werken der Kunst nicht befolgt worden sind, ohne daß diese Nichtbefolgung die Wirkung derselben beeinträchtigt hätte. Das nämliche findet statt, wenn sie, nachdem sie lange Anerkennung genossen, neuerdings durch einen Genius zu Boden geworfen werden. Es zeigt sich dann, daß sie, wenn auch scharfsinnig und mit Scheingründen verfochten, falsch oder einseitig von einigen Kunstwerken abstrahirt waren, ohne daß andere, die darüber hätten aufklären können, berück-

sichtigt wurden. Regeln a priori im Gebiete des Schönen sind ein Unding und höchst verderblich. Die Satzungen, welche seit der ars poetica des Horaz bis in unser Jahrhundert hinein in vielen Ländern Europas für heilig gehalten wurden, müssen als beseitigt angesehen werden, seitdem bewiesen worden, daß gerade die größten Dichtungen auch der Griechen, auf die man sich besonders berief, ihnen Trotz bieten; andere derartige Vorschriften, die sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt haben, müssen ebenfalls hinfällig werden, wenn sich von ihnen das Gleiche herausstellt. Solche Regeln in abstracto zu bestreiten, würde wenig Erfolg versprechen: am sichersten beweist man ihre Unrichtigkeit, wenn man zeigt, daß unbestrittene Meisterstücke ihnen Hohn sprechen und daß die angeblichen Mängel in denselben von Unbefangenen keineswegs als solche empfunden werden. Gäbe es im Gebiet des Schönen eine Autorität — wer hätte auf diesem Felde eine größere sein können als Goethe? Und doch hat er über dichterische Erzeugnisse Urteile gefällt, deren Verkehrtheit jetzt allgemein anerkannt ist, wie zum Beispiel, wenn er Heinrich von Kleists herrliche „Penthesilea" geringschätzig behandelt, dagegen die schwachen Trauerspiele von Manzoni in den Himmel erhebt. Konnte einer der größten Dichter so irren, wie sollte man einen Philosophen für einen unfehlbaren Gesetzgeber im Reiche der Poesie halten! Es ist wirklich unfaßlich, wie man den Aristoteles noch als einen solchen anerkennen mag; nachdem seine Autorität in den Wissenschaften, die sein eigentliches Fach waren, längst gestürzt ist, sollte man denken, müßte sein Ansehen in dem Fache, das ihm das fremdeste war, vollständig geschwunden sein. Der

unheilvolle Einfluß, den seine, noch dazu keineswegs klaren, aus einer vielfach verstümmelten Schrift herausgelesenen Präzepte Jahrhunderte lang auf das Drama geübt, liegt am Tage; welchen Sinn hat es da, daß man seine Sätze über tragische Schuld, über Furcht und Mitleid, über die Katharsis und so weiter noch immer mit einer Andacht im Munde führt, als wären es religiöse Satzungen?

III.

Bekanntlich ist jedes Gemälde auf einen gewissen Standpunkt berechnet, von dem aus es betrachtet werden will. Verrückt man diesen Standpunkt, sieht man dasjenige, was aus beträchtlicher Entfernung angeschaut werden muß, in zu großer Nähe oder gar durch das Mikroskop an, so sind sämtliche Verhältnisse verschoben, alles erscheint in einem falschen Lichte, es treten Nebendinge, die man aus der Distanz kaum gewahrte, zu deutlich hervor und die Wirkung des Ganzen ist zerstört; doch nicht der Maler trägt die Schuld hieran, sondern der Beschauer. Genau ebenso verhält es sich mit poetischen Werken. Jede Dichtung ist, wenngleich auch der Verstand bei ihrer Produktion thätig sein muß, vorzugsweise auf die Phantasie und die Empfindung berechnet; wenn man dies ignorirt, wenn man ein Erzeugnis, das die Begeisterung eingegeben, ohne Einbildungskraft und ohne Gefühl analysirt wie eine mathematische Aufgabe und besonders sein Augenmerk darauf

richtet, ob irgendwo ein falscher Ansatz in der Rechnung vorhanden sei, so findet man mit Leichtigkeit überall Fehler, in den größten Meisterstücken nicht minder wie in den ärgsten Stümperwerken; allein Leute, die dies Verfahren anwenden, haben sich selbst anzuklagen, wenn das Resultat ein derartiges ist.

Ein Hauptmittel, durch das fast jedes dichterische und besonders dramatische Werk als mangelhaft dargestellt werden kann, ist, daß man dieses und jenes darin als „unmotivirt" bezeichnet. Gewiß beruht die Wirkung eines jeden Dramas darauf, daß die Motive der Haupthandlung deutlich hervorgehoben sind; aber es ist völlig unmöglich, auch alles Nebensächliche zu motiviren. Wer hierauf ausgehen wollte, würde in eine endlose und unerträgliche Weitschweifigkeit geraten. Um solche zu vermeiden, bleibt oft nichts anderes übrig, als daß man dem Leser oder Zuschauer überläßt, sich die Motive hinzu zu denken. So haben es alle großen Dichter gehalten, oft mit auffallender Sorglosigkeit, indem sie auf ein verständnisvolles Publikum rechnen durften. Gleichwohl beziehen sich auf diesen Punkt viele der Ausstellungen, die ihnen die nüchterne Kritik gemacht.

Gegenwärtig nun richtet die Kritik ihre spähenden Blicke hauptsächlich auf derartige Punkte und triumphirt, wenn sie irgend etwas ausgewittert hat, was sie für unmotivirt ausgeben kann. Wenn Goethe und Shakespeare sogar in der Motivirung ihrer Hauptaktionen auf die Intelligenz der Leser und Zuschauer vertrauten, welche ihre Intentionen schon durchschauen würden, so schreit die Kritik Wehe über den Modernen, der so etwas wagen wollte!

Es wird von ihm verlangt, daß er alles und jedes, bis auf die geringfügigsten Umstände, haarklein motivire, und man kann darauf wetten: wenn er sich hiermit im Schweiße seines Angesichts gemüht und sein Werk dadurch trocken und prosaisch gemacht hat, den Kritikern, sowohl den schreibenden als in Gesellschaft das große Wort führenden, ist damit noch nicht Genüge gethan! Denn im Grunde läßt sich bei keiner Erzählung, bei keinem Drama eine Grenze des Motivirens finden, wenn auch auf alle Nebenumstände Rücksicht genommen werden soll. Sehr oft gründet sich der Vorwurf ungenügender Motivirung darauf, daß man meint, jeder Mensch müsse unter denselben Umständen auf dieselbe Art handeln, während doch die Handlungsweise nach Verschiedenheit der Charaktere sehr verschieden ist.

Die, welche, statt dem Dichter sympathisch entgegen zu kommen und sich gern seinen „holden Täuschungen" hinzugeben, spöttisch darauf lauern, ob sie nicht irgendwo etwas Lückenhaftes in Erfindung und Ausführung entdecken können, sollten sich überhaupt von der Poesie fern halten.

Was hier gesagt ist, gilt nicht nur vom Drama, sondern von allen poetischen Werken. Die zu große Aengstlichkeit im Motiviren, besonders des Nebensächlichen, würde bei ihnen durch das Schleppende und Prosaische, das sie notwendig mit sich führen müßte, viel größere Uebelstände hervorrufen, als eine geniale Sorglosigkeit in dieser Hinsicht.

Die Ausstellungen, die ziemlich an jeder Dichtung der Welt gemacht worden sind oder gemacht werden können,

lassen sich in verschiedene Kategorien bringen: 1. Sie sind begründet und zeigen, daß es überhaupt nichts Vollkommenes auf Erden gibt, bedeuten aber eben deshalb nicht viel, wofern neben den Fehlern überwiegende Vorzüge vorhanden sind. 2. Sie sind aus der Luft gegriffen, beruhen auf Mißverständnissen und flüchtiger Lektüre. 3. Es liegen ihnen Regeln und Theorien zu Grunde, die entweder an sich falsch sind oder falsch angewendet werden. 4. Sie wären zutreffend, wenn sich alle Vorzüge in einem Werke vereinigen ließen, sind es aber nicht, weil dies unmöglich ist, indem manche solcher Vorzüge einander ausschließen. Die Komposition von Shakespeares „Heinrich IV.", welche uns in einem weiten Rahmen das ganze bunte Treiben des englischen Volkes und seiner Führer zu jener Zeit zeigt, ist unvereinbar mit dem strengen, geschlossenen Bau einer Sophokleischen Tragödie; wie umgekehrt diese nicht die Vorzüge von jenem hat. Nach der Art der Kritik, wie sie heute geübt wird, würde es aber gar nichts Unerhörtes sein, daß Shakespeare oder Sophokles herbe Rügen erführen, der eine für das lose Gefüge seines Stückes, das darin so weit hinter den griechischen Mustern zurückstehe, der andere für den Mangel einer reichbewegten Aktion. 5. Die Ausstellungen sind widersinnig, weil das getadelte Werk seinem Wesen nach gar nicht die Eigenschaften besitzen kann, deren Abwesenheit gerügt wird, wie zum Beispiel wenn den Lustspielen des Aristophanes Mangel an Wahrscheinlichkeit, Goethes „Hermann und Dorothea" Mangel an philosophischer Gedankentiefe vorgeworfen würde. Bei solchen einmal als klassisch anerkannten Werken hört man allerdings dergleichen tadelnde Bemerkungen nicht; allein

es kommt alle Tage vor, daß sie gegen die Dichtungen Neuerer geschleudert werden. 6. Man führt das als Vorwurf an, was gar keiner ist und sagt zum Beispiel: Wir trauen dem Helden von Anfang an nicht die gehörige Thatkraft, nicht die nötigen Regententugenden zu, und sehen daher seinen Untergang voraus. Bei Hamlet und bei Macbeth ist dies allerdings der Fall, es involvirt jedoch keinen Tadel, indem vielmehr bei jeder guten Tragödie der Untergang des Helden aus dessen Charakter fließt und daher voraus=gesehen wird. — Gegen die Figuren sowohl im Drama wie im Epos und erzählenden Gedicht ist es ein land=läufiger Einwand, „sie seien nicht mit psychologischer Fein=heit gezeichnet". Nun meine ich, daß solche psychologische Feinheit, welche die auszeichnende Eigenschaft mancher be=liebten Novellen ist, schwerlich das Charakteristische von Aeschylus' Prometheus und manchen anderen der größten Gestalten in der Poesie bildet.

Dies möge genügen, um außer Zweifel zu stellen, daß ein heutiger Dichter, er möge es nun anfangen wie er wolle, jedenfalls heftigen Tadel über sich ergehen lassen muß, und daß, wenn er denselben berücksichtigen, wenn er den verschiedenen an ihn gerichteten Anforderungen ent=sprechen will, er in der Erkenntnis der Unmöglichkeit hievon leicht zum Verzweifeln an seinem eigenen Talent getrieben werden kann. Wenn ich nun bedenke, wie unwesentlich die Verbesserungen sind, die infolge fremden Urteils hie und da von Dichtern an ihren eigenen Werken vorgenom=men, wie oft letztere dadurch verdorben wurden — dies war zum Beispiel nach Kleists späterem, selbst ausgesprochenem Bedauern bei dessen „Käthchen von Heilbronn" der Fall —

so möchte ich beinahe wünschen, jene Autoren hätten solchen Ausstellungen nie ihr Ohr geliehen. Dennoch will ich zugeben, daß zuweilen treffende Bemerkungen den Verfassern von Nutzen sein können, sowohl um Fehler in früheren Produkten auszumerzen, als solche in folgenden zu vermeiden, wie ich es an mir selbst erfahren habe. Fast durchaus gingen in letzterem Fall die Bemerkungen von Personen aus, die, mit angeborenem Sinn für die Poesie begabt, sich ihrer natürlichen Empfindung überließen. Auch bei diesen mußte ich freilich seltsame Erfahrungen machen und es kam vor, daß der eine die erste Hälfte einer Dichtung untadelhaft fand, dagegen zu einer völligen Umarbeitung der zweiten riet, der andere dagegen den gerade umgekehrten Ausspruch that. Immerhin hat mir das Urteil von Persönlichkeiten der genannten Art weit mehr gefruchtet als solcher, die ihre Weisheit aus theoretischen Schriften geschöpft haben.

„Klassisch."

Weimar, Oktober 1867.

Die meisten, welche ein Blatt in ihrem Tagebuche aus dieser kleinen Residenz datiren, füllen dasselbe mit begeisterten Ergüssen über die „klassische Periode von Weimar". Ich bin vagen und unklaren Ausdrücken zu sehr feind, als

daß ich das Gleiche thun sollte. Wenn man wissen will, wie eine Periode beschaffen ist, die klassisch im wahren Sinn des Wortes genannt werden kann, so vergegenwärtige man sich das sechzehnte Jahrhundert in Italien. Dieses war in der vollen Bedeutung des Wortes klassisch in der Malerei. Denn damals blühte nicht nur eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Maler, sondern auch die geringeren Talente verfolgten die höchsten Ziele der Kunst, ebenso war das Publikum von echtem Schönheitssinn durchdrungen, und niedrige, auf Geschmacklosigkeit der Beschauer oder auf Sinnenkitzel spekulirende Gattungen von Bildern konnten nicht zur Geltung gelangen. Klassisch in dem gleichen Sinn für die Poesie ließe sich vielleicht die Epoche in Griechenland nach den Perserkriegen nennen, allein das zu thun wird uns dadurch verwehrt, daß uns nur ein Bruchteil von den Dichtwerken jener Zeit erhalten ist, und daß wir demnach nicht wissen, ob nicht damals manches keineswegs Preisenswerte ebenso vielen oder größeren Beifall gefunden hat, als das wirklich Ausgezeichnete.

Wenn wir von den alten Klassikern sprechen, so brauchen wir hier das Wort in einem ganz andern Sinne und verstehen darunter ziemlich alle Schriftsteller und Dichter der Griechen und Römer. Da es den Menschen eigen ist, immer nach der Vergangenheit mit einer gewissen Ehrfurcht zurück zu blicken, so stellen wir uns unter jenen klassischen Autoren wohl solche von seltener Vorzüglichkeit vor, allein wenn dies auch in Bezug auf die hellenischen zutreffend sein mag, so wird doch schwerlich jetzt noch jemand von der römischen Literatur jene hohe Meinung hegen, die so lange Zeit geherrscht hat.

Wiederum in anderem Sinne wird das Wort klassisch in Bezug auf das Zeitalter Ludwigs XIV. von den Franzosen gebraucht, sie verstehen darunter die Periode, wo die Regel der drei Einheiten und sonstige willkürliche Satzungen aufs strengste beobachtet wurden, wo alle Poeten vor einem Enjambement in dem Alexandriner und vor einem für unedel gehaltenen Ausdrucke als vor dem größten Verbrechen zurückschauderten. Gegenwärtig wird jenes Wort von unseren Nachbarn gewöhnlich nur im Gegensatze zu der romantischen Schule gebraucht; bei manchen mag wohl noch die Meinung verbreitet sein, Corneille, Racine und Boileau hätten das Privilegium der Vortrefflichkeit besessen, allein ebenso viele, und darunter höchst geistvolle Männer, ziehen Dichter unseres Jahrhunderts, wie Victor Hugo, Alfred de Vigny bei weitem vor. Die mehrsten der übrigen europäischen Nationen, welche Ausgezeichnetes in der Poesie hervorgebracht, haben nie eine Periode ihrer Dichtkunst als die klassische bezeichnet. Die Italiener schauen zwar zu dem Zeitalter Dantes, Petrarcas und Bocaccios mit Verehrung zurück, verkennen aber nicht, wie dasselbe unmerklich und ohne eine große dazwischenliegende Lücke zu dem des Bojardo, Ariost und Tasso hinübergeführt hat. Endlich sind sie stolz auf ihre guten Dichter, die im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert gelebt; keine dieser Epochen aber bezeichnen sie mit dem Namen klassisch. Auch springt in die Augen, daß das sechzehnte Jahrhundert, obgleich es ein paar gute Dichter besaß, doch keineswegs in dem vollen Sinne für die Poesie so heißen könnte wie für die Malerei. Ebenso wenig wie bei den Italienern ist dieses Wort bei den Engländern und

Spaniern gebräuchlich; bei den letzteren höchstens so, daß einige beschränkte Köpfe, welche indessen immer seltener werden, das vorige Jahrhundert, als die Gesetze der Boileauschen Schule in Spanien proklamirt und befolgt wurden, für die klassische Periode ihrer Dichtkunst ausgeben. Mit weit größerem Rechte könnte die Zeit vom Regierungsantritt Karls V. bis zum Tode Calderons so genannt werden, denn nur selten hat sich eine so große Anzahl trefflicher Lyriker und Dramatiker in eine Epoche zusammengedrängt; aber wie gesagt, wendet man in Spanien das Wort klassisch auf jene Periode nicht an, ebenso wenig thun dies die Engländer in Bezug auf die Zeit der Elisabeth, obgleich in dieser der größte aller Dramatiker blühte und von einer Menge anderer höchst begabter Theaterdichter umgeben war. Eminente Poeten hat England auch in der Folgezeit hervorgebracht, so besonders in Milton und später in Byron, Shelley, Burns und so weiter, aber weder auf einen dieser Dichter, noch auf die Epoche, in welcher sie lebten, pflegt die Bezeichnung klassisch angewendet zu werden.

Aus dem Gesagten erhellt, in wie verschiedener Bedeutung der in Rede stehende Ausdruck gebraucht worden ist und gebraucht wird. Es findet dies häufig bei Fremdwörtern statt, uud um keinen Zweifel darüber zu lassen, in welchem Sinne sie gemeint sind, sollte man dies immer ausdrücklich hervorheben. Abgesehen von den Fällen, wo man unter klassischen Werken diejenigen des Altertums überhaupt oder regelrechte, in willkürliche Einschränkungen gezwängte Produkte versteht, würde wohl das deutsche „mustergiltig“ am besten das ausdrücken, was man meistens unter „klassisch“ versteht; allein hier drängt sich die Bemerkung auf,

daß eine Dichtung von seltenem Genius zeugen und daher vorzüglich sein kann, daß es aber trotzdem bedenklich wäre, sie mustergiltig zu nennen. Schillers „Räuber“ und „Kabale und Liebe“ zum Beispiel werden wegen des ihnen aufgedrückten Stempels des Genies klassisch genannt, dennoch würde es mißlich sein, sie anderen Dichtern als Vorbilder hinzustellen. So wären wir denn in Verlegenheit, das Wort klassisch im Deutschen entsprechend wieder zu geben. Man könnte darauf verfallen, statt desselben „vortrefflich“ zu sagen, aber jeder sieht, daß dies kein genaues Synonym jenes Wortes ist, und es wird überhaupt bei solchen Uebersetzungsversuchen klar, wie vage Begriffe mit dem Ausdrucke klassisch verbunden werden.

Um nun auf Weimar zu kommen, so hat diese kleine Stadt zwei große Dichter besessen, welche, wenn unter klassisch vortrefflich verstanden wird, unstreitig Klassiker genannt werden dürfen. Die beiden anderen ausgezeichneten Männer, die zugleich noch dort lebten, Wieland und Herder, haben sicher die Standbilder verdient, die ihnen gesetzt worden sind, aber ob ihnen der Name von klassischen Autoren zukommt, kann wohl sehr die Frage sein. Herder hat durch seine verschiedenen Schriften höchst anregend und fördernd auf die deutsche Literatur eingewirkt, allein als Poet ist er von geringem Belang, denn sein „Cid“ und seine „Stimmen der Völker“ sind nur Uebertragungen und Nachbildungen in ziemlich nachlässiger Form, seine eigenen Dichtungen aber wird niemand hoch stellen wollen. Auch Wielands Verdienste sollen nicht verkleinert werden, jedoch starke, volle, tiefe Klänge der Poesie, die erst Anspruch darauf geben, für einen bedeutenden Dichter zu gelten,

standen ihm nicht zu Gebot. Wenn nun aber Goethe und Schiller die beiden einzigen großen Poeten sind, die in Weimar gelebt, so gibt dies noch kein Recht, von einer klassischen Periode unserer Literatur daselbst zu reden, und sogar wenn man Lessing jenen beiden als dritten hinzufügen wollte, ließe sich wegen dieses Kleeblattes von einer solchen in Deutschland nicht sprechen. Alle jene glänzenden Merkmale, welche die große Periode der Malerei signalisirten, fehlten hier; abgesehen davon, daß jenen zahlreichen Künstlern ersten Ranges nur so wenige gegenübergestellt werden konnten, fehlte jener allgemeine Schwung, der auch untergeordnete Talente erhob; das Streben nach hohen Zielen lebte nur in einzelnen, und diese fühlten sich daher isolirt, indem die Nation vielfach das Schlechte und Mittelmäßige bevorzugte. Die eigenen Xenien Goethes und Schillers zeigten am klarsten, wie sehr sich die Impotenz um sie her breit machte, und aus den Erwiderungen auf jene Epigramme erhellt, daß das Publikum vielfach auf der Seite der ordinären Tagesautoren stand.

Doch ich könnte mich trotz dieser Bedenken mit der erwähnten Bezeichnung von Goethes und Schillers Zeitalter noch allenfalls befreunden, wenn man nicht viel zu voreilig dessen Abschluß proklamirt hätte. Erst nach Jahrhunderten, wenn ein freierer Ueberblick sowohl über die früheren, wie über die späteren Erscheinungen möglich ist, dürfte das mit Recht geschehen, dann würde sich aber höchst wahrscheinlich zeigen, daß jene Annahme, als sei Vortreffliches nur in einem Zeitraum von wenigen Dezennien geschaffen worden, ganz irrig gewesen. Das Verkehrte und Verderbliche einer solchen übereilten Proklamation einer

goldenen Aera, die zu Ende gegangen sei, liegt besonders darin, daß damit stillschweigend oder ausdrücklich die Annahme verbunden wird, nachher sei der Verfall eingetreten. Nach einer Reihe von Generationen, die gar nichts von Bedeutung hervorgebracht, könnte man wohl sagen, in diesem oder jenem Lande sei der Strom der Poesie versiegt; allein hätte man nach Shakespeares Tode die Behauptung aufgestellt, nun sei die Dekadenz hereingebrochen, so würde man bald durch andere Dichter, in welchen der englischen Literatur neue Sterne aufgingen, Lügen gestraft worden sein. So ist auch jetzt schon in Deutschland die thörichte Annahme, die Blüte unserer Poesie sei nach Goethe und Schiller verdorrt, vollständig widerlegt. Um die Lebenden, die hier genannt werden könnten, nicht zu erwähnen (denn in Bezug auf sie vermag kein Zeitgenosse ein abschließendes Urteil zu fällen), so würden Uhland, Platen, mit manchen ihrer Gedichte auch Rückert, Chamisso und noch einige andere, der Periode, welche man die klassische nennt, zur Zierde gereicht haben; sie stehen zwar den beiden Heroen unserer Poesie bedeutend nach, überragen aber in der Lyrik bei weitem alle Dichter, die sich um Goethe und Schiller gruppiren; auch kann ich nicht umhin, in ihnen mehr echte Poesie zu finden, als im ganzen Wieland, Herder und Klopstock. Werfe ich einen Blick in unsere Journale, in unsere zahllosen, wie Pilze aus dem Boden schießenden Literaturgeschichten und biographischen oder ästhetischen Bücher über die „Dioskuren von Weimar“, so muß ich fast glauben, die Majorität der Deutschen teile die in diesen Büchern ausgesprochene Meinung, die deutsche Nation vermöge nichts weiter mehr hervor zu bringen und

thue am besten, die Hände ruhig in den Schoß zu legen, in dem Hochgefühl, wie sie es so weit gebracht. Gerade hier, wo die beiden unvergleichlichen Männer gelebt, schäme ich mich aus Verehrung für sie solchen Götzendienstes, der mit ihnen getrieben wird.

Ich habe hier von neuem die verschiedenen Stätten besucht, an welche sich die Erinnerung an dieselben knüpft, und mit dem Gefühl der Bewunderung für sie, welches mich dort durchdrang, mischte sich stets der Gedanke, daß sie einen andern Lohn von ihrem Volke hätten erwarten können. Sie hatten eher zur Ueberschätzung von Untergeordnetem als zu dessen Herabwürdigung Neigung; vor allem jedoch betrachteten sie sich als an dem Eingangsthor einer großen Periode der deutschen Dichtkunst stehend, und wenn ihnen auf ihrem Sterbebett die Sicherheit hätte gegeben werden können, daß diese von ihnen eröffnete Periode eine Dauer von Jahrhunderten haben werde, so würden sie darin den schönsten Lohn ihres Lebens und Wirkens gefunden haben. Mit Entrüstung würde von ihnen das Treiben ihrer angeblichen Verehrer angesehen worden sein, wenn diese ihre Werke den folgenden Geschlechtern als Schreckbilder hingehalten hätten, um sie von allen weiteren Versuchen in der Poesie zurück zu scheuchen. Vor allem Goethe, der in seinem Greisenalter wie ein Prophet in die Zukunft schaute, wußte sehr wohl, daß jede Zeit, um ihren Beruf zu erfüllen, ihre eigene Poesie haben und darin ihr eigenes innerstes Wesen aussprechen muß, daß es nicht genügt, wenn sie ältere Werke bewundert und genießt, ja, daß die Fähigkeit auch zu solchem Genießen gleichfalls aufhört, sobald sie selbst unproduktiv

wird. Er, welcher das ganze Wissen und die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen hatte und eben dadurch ein so großer Dichter ward, wäre, wenn er die ungeheuren neueren Entdeckungen der Naturwissenschaften, überhaupt die erstaunliche Erweiterung des geistigen Horizonts seit seinem Tode hätte voraussehen können, der erste gewesen, um die Notwendigkeit anzuerkennen, daß aus diesen neuen Weltanschauungen eine neue Poesie hervorgehen müsse. Allein auch Schiller, ebenso wie seinen älteren Freund, muß man glücklich preisen, daß er nicht Zeuge des Gebarens der späteren Generation gewesen ist. Nichts hätte ihn, ebenso wie Goethe, bitterer kränken können, als wenn er hätte erleben müssen, wie die Nicolai, Merckel und Pustkuchen, welche bei ihren Lebzeiten an ihren Werken herummäkelten oder dieselben verunglimpften, sich nun mit geheuchelter Miene zu Lobpreisern eben dieser Werke aufwerfen, indem sie dabei bewußt oder unbewußt den Zweck verfolgen, unsere Poesie brach zu legen. Er würde entrüstet gewesen sein, zu sehen, wie das deutsche Lese- und Theaterpublikum, das großenteils nicht wert ist, den Namen bedeutender Dichter nur auszusprechen, scheinheilig die Augen verdreht, sobald von einem Werke unserer „Klassiker" die Rede ist oder eines ihrer Stücke auf dem Bühnenzettel steht, während es für eben diese Leistungen nur ein mitleidiges Achselzucken haben würde, wofern dieselben als Produkte eines Lebenden erschienen. Ebenso widerlich würde ihnen das unaufhörliche, meistens höchst armselige und gedankenleere Kommentiren ihrer Werke sein, und gerade in diesem Geschreibe würden sie den Verfall unserer Literatur erkennen, während sie sicher Anerkennung für manches

nach ihrem Tode von unseren Dichtern Hervorgebrachte haben würden.

Wenn das voreilige Proklamiren der Dekadenz unserer Dichtkunst, nachdem dieselbe kaum aufgeblüht, die Kurzsichtigkeit und Beschränktheit derer verkündet, welche dies thun, so steigern einige von ihnen diese Verkehrtheit noch dadurch, daß sie voraussagen, der Verfall werde Jahrhunderte dauern, ja ausrechnen, nach wie langen Zeitläuften erst wieder ein bedeutender Dichter auftreten könne. Ist das auch Tollheit, so hat es doch Methode. Nun, ich glaube, es wird diesen Propheten ergehen wie dem großen Philosophen Hegel. Nachdem derselbe im vollen Dünkel der Unfehlbarkeit seiner absoluten Weisheit bewiesen hatte, es könne nur sieben Planeten geben, wurde alsbald der achte entdeckt, und seitdem hat sich deren Zahl bis auf vierzig vermehrt, wird auch wahrscheinlich noch immer zunehmen, wenn auch die mangelhafte Sehkraft der Astronomen sie bisher noch nicht gewahrt. Wäre wirklich seit Goethes Tode gar nichts Belangreiches in der deutschen Poesie geleistet worden, was ich dreimal leugne, so zeigen zahlreiche historische Analogien, wie plötzlich auf trostlose Dürre in der Literatur eine neue unerwartete Blüte folgte. So war die Zeit des ersten napoleonischen Kaiserreichs eine Periode großer Unfruchtbarkeit; da traten mit einemmale noch in der Restaurationszeit die Dichter der sogenannten romantischen Schule auf, welche, wie manche Fehlgriffe sie auch gethan haben mögen, doch der erstaunten Nation einen so blendenden Glanz der Poesie zeigten, wie ihn Frankreich nie vorher gesehen hatte. Ebenso war es in England, etwa in dem ersten Dezennium unseres Jahr-

hunderts. Nachdem lange in Großbritannien auf dem Felde der Dichtkunst kaum etwas geleistet worden war, was über elegante Korrektheit hinausging, haben auch nach der „Seeschule", nach Shelley und Byron, andere, wie Tennyson, Browning, Swinburne, dafür gesorgt, daß das heilige Feuer nicht verlösche. Daß, wenn einmal besonders große Erscheinungen in Kunst und Literatur vorübergegangen, sich ihnen nicht immer unmittelbar gleich große anschließen, ist selbstverständlich, aber wenn Mendelssohn, Schumann, Brahms hinter Mozart oder Beethoven zurückstanden und stehen, so ist unsere Zeit deshalb noch keine des Verfalles in der Musik; wenn diejenigen unserer Dichter, die seit Goethe und Schiller aufgetreten, wie hochachtungswert auch einige unter ihnen sind, letzteren in der Größe und dem Umfang ihrer Leistungen nicht gleichkommen, so darf deshalb noch nicht von Dekadenz in der Poesie geredet werden. Es ist ein Fetischdienst, der mit Goethes und Schillers Werken getrieben wird, kein Anbeten im Geist und in der Wahrheit. Wer einen Kultus der letzteren Art übte, der würde mit jenen großen Männern selbst einsehen, daß die Poesie sich nicht auf die Gedankenkreise *einer* Zeit einschränken darf, daß sie sich aus denen jeder folgenden bereichern muß, um lebendig auf die Gegenwart zu wirken. Künftige Zeiten müßten geistig verarmen, wenn sie nur aus den Vorratshäusern der Vergangenheit ihre Nahrung schöpften und nicht neue Poeten ihnen neue Quellen des Genusses erschlössen. Ebenso unheilvoll muß es wirken, wenn den lebenden Dichtern beständig vorgehalten wird, die große Epoche unserer Literatur liege hinter uns. Wahrlich, es ist dies Gerede eine

überaus klägliche Erscheinung in einer Zeit, die in vieler Hinsicht größer ist als alle vorhergehenden, in welcher gewaltige Entdeckungen uns ganz neue Aufschlüsse über das Wesen und die Entstehung aller Dinge gegeben, und in der sich alle Weltteile bis in die entlegensten Länder mit ungeahnten Reichtümern der Natur wie mit Kunden einer uralten Kultur und Geschichte vor uns aufgethan haben. Nachahmung ist in der Poesie wie in der Kunst vom Uebel, aber wie schon Goethe und Schiller sich von den Dichtwerken der verschiedenen Zeiten, von Homer und Sophokles, von Shakespeare und Calderon haben befruchten lassen, so werden sie hierin den folgenden Dichtern ein Beispiel sein. Wie absurd ist es nun auch in dieser Hinsicht, zu behaupten, die Poesie der Zukunft müsse notwendig hinter jener der vergangenen Zeit zurückbleiben! Sind doch seit der letzteren den Dichtern ganze Gebiete der Poesie zugänglich gemacht worden, welche Goethe und Schiller noch nicht kannten. Nicht nur Shakespeare und seine Zeitgenossen, nicht bloß die spanischen Dramatiker sind uns in ganz anderer Weise näher gerückt worden, als dies damals der Fall war, auch im fernen Osten hat sich ein weites Gebiet uralter Poesie und Weisheit aufgethan. Bei den Persern hat sich uns ein großartiges, weltumfassendes Epos von erschütternder tragischer Gewalt erschlossen, die pantheistische Theosophie der Sufis ist uns nicht mehr ein versiegeltes Buch, und die Poesie der Zukunft wird sich aus allen diesen Quellen mit neuer Lebenskraft erfüllen, ebenso wie die im steten Fortgang begriffenen ungeheuren Entdeckungen der Wissenschaft ihr einen neuen Ideengehalt von einer Tiefe und einem Umfang zuführen werden, wie

man ihn bisher nicht geahnt hat. Wir stehen, das ist meine feste Ueberzeugung, nicht am Ende der Blütenperiode unserer Poesie, sondern im Beginne einer neuen, viel reicheren Aera derselben, welche sich in den kommenden Jahrzehnten entfalten wird.



Aphorismen über Literatur. II.

I.

Aesthetik.

Aesthetik vor allem verpön' ich,
  Sie treibt ein gefährliches Spiel;
Die gute nützt sehr wenig,
Die schlechte schadet viel.

So lautet ein Epigramm von Grillparzer, und ich führe es hier an, nicht um es zu bekämpfen, sondern um ihm von ganzem Herzen zu applaudiren. Ich will ästhetischen Schriften ihren Wert nicht absprechen, insofern sie auf sorgfältigem Studium aller vorzüglichsten Dichtungen der Welt beruhen und neben Homer ebenso auch Firdusi, neben dem Volksliede auch Pindar, die Psalmen, Victor Hugo und Dschelaleddin berücksichtigen; allein erstens habe ich dies noch bei keinem einzigen derartigen Werke gefunden, zweitens würde aber auch dasjenige, das dieser Forderung entspräche, nur einen bedingten Wert haben, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß durch die Leistungen künftiger Dichter die Regeln, welche man aus den bisherigen abstrahirt hat, sich

ebenso als irrig erweisen werden, wie man durch das vorurteilslose Studium Shakespeares und der Spanier zu der Erkenntnis gelangt ist, die Vorschriften des Aristoteles, an die man zwei Jahrtausende lang wie an ein Evangelium glaubte und die einzig auf der Beobachtung der hellenischen Tragödie beruhten, seien falsch. Was nun jedoch endlich die sogenannte Kunstphilosophie anlangt, die a priori Satzungen aufstellen will, nach denen sich der Dichter richten und nach denen er beurteilt werden soll, so habe ich von ihr eine sehr geringschätzige Meinung. Dieselbe hat noch nie ein poetisches Werk, geschweige denn eines von Bedeutung hervorgebracht. Als Dante, Ariost und Shakespeare schrieben, kannte man die Aesthetik durchaus nicht; die „Göttliche Komödie", der „Rasende Roland" und „Hamlet" sind jedoch eben darum vielleicht desto besser geraten. In jedes echten Dichters Innerem muß der Pol stehen, nach welchem er steuert; wenn er sich erst von der Kunstphilosophie Anleitung zu seinem Schaffen geben läßt, so zeigt er eben dadurch, daß er kein wahrer Poet ist. Schiller, der so viel über Aesthetik geschrieben, bereute später jede auf dieses Studium verwendete Stunde und sprach in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt seine Ueberzeugung aus, daß eine Beschäftigung damit für den schaffenden Künstler völlig fruchtlos sei. Seine Worte lauten: „Es ist überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem wirklichen Künstler irgend etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und spezielle Formeln, nicht allgemeine philosophische. Ich selbst erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung

zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarphilosophie wissen, für einen einzigen empirischen Handwerksvorteil hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie selbst mir zwar die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen; aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurteilen aus und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben die Einbildungskraft selber."

Die Nutzlosigkeit der Aesthetik für die Produktion wird nun wohl ziemlich allgemein anerkannt, dagegen legen manche ihr einen bedeutenden Wert bei, indem sie behaupten, sie lehre uns das Schöne wissenschaftlich erkennen, und nur der durch sie gebildete Geist vermöge ein richtiges Urteil über Poesie und Kunst zu fällen. Auch dies erscheint mir jedoch als eitle Spiegelfechterei. Wie der Ursprung des Lebens ein Mysterium ist, wie, wenn man in die Tiefe der Natur vordringt, man zuletzt auf etwas Unerklärbares stößt, so ist dasjenige, was ein Kunstwerk erst zum Kunstwerke macht, worauf seine Wirkung und sein Wert beruht, auch etwas Primitives und Wundervolles, das nur empfunden, aber nicht mit dem Verstande aufgefaßt, nicht begriffen und demonstrirt werden kann. Die Schönheit einer Gegend, der wunderbare Zauber einer Sommernacht läßt sich nicht beweisen, so können auch die Fülle des Gemüts und des Geistes, der Schwung der Einbildungskraft alle jene Eigenschaften, durch welche der wahre Dichter uns rührt und erschüttert, unsere Seele aus dem Staube erhebt, Thränen der Wehmut oder des Entzückens in unser Auge oder ein wonniges Lächeln auf unsere Lippen lockt, nicht wie chemische

Substanzen in Destillirkolben zerlegt werden. — Ich habe immer das größte Bedenken, wenn ich die Aesthetiker so oft das Wort „wissenschaftlich" gebrauchen höre, ebenso, wie wenn Leute mir ihre Ehrlichkeit beteuern; mir ist in den meisten derartigen Büchern unendlich viel Unwissenschaftliches aufgestoßen, neben gleich vielem, was dem, der wirklich die Schönheiten einer Dichtung empfindet, höchst nüchtern und abgeschmackt erscheinen muß. Indes auch vorausgesetzt, es gäbe in der That eine gute Aesthetik, so könnte diese es doch immer nur mit dem Aeußerlichen und Nebensächlichen zu thun haben; sie vermöchte nicht vorzudringen bis zu der geheimnisvollen Tiefe, aus welcher der ein Kunstwerk erfüllende Lebensodem strömt, ja diesen wunderbaren Hauch selbst nicht zu erfassen, eben weil er etwas Unfaßbares ist, wie der Duft einer Blume, wie der magische, von den Strahlen der untergehenden Sonne über eine Landschaft hingebreitete Glanz. Es kann Dichtungen geben, welche allen von der Aesthetik aufgestellten Bedingungen vollständig entsprechen, und die dennoch, weil ihnen jenes letzte Unerklärliche fehlt, gar keinen Kunstwert haben; ebenso sind Werke denkbar und auch wirklich vorhanden (zum Beispiel fast alle von Victor Hugo und von Byron), welche der von der „Wissenschaft des Schönen" diktirten Gesetze spotten und gleichwohl durch den in ihrem Innern glühenden, sich jeder Analyse entziehenden elektrischen Funken eine mächtige Wirkung, wie sie nur der echten Poesie eigen ist, auf die Gemüter üben. Eigentlich habe ich im Obigen nur umschrieben, was Goethe in folgenden Worten sagt: „Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unsern Verstand immer unerklärlich: es wird

angeschaut, empfunden, wirkt, kann aber nicht eigentlich erkannt und mit Worten ausgesprochen worden."

Hieran darf sich dann wohl die Frage knüpfen, welchen andern Wert überhaupt die Aesthetik habe, als den einer tüchtigen Kuh, die viele Privatdozenten und Professoren mit Butter versorgt? Eines der ersten Zeichen von dem höheren Aufblühen unserer Literatur wird sein, daß derlei kunstphilosophische Schriften, deren jetzt jedes Jahr eine Legion bringt, keine Leser mehr finden und daher nach und nach zu erscheinen aufhören.

II.

Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit.

An der Tagesordnung ist die Verwechslung der Wahrscheinlichkeit in der Poesie mit jener des wirklichen Lebens. Sie hat von jeher Anlaß zu den ärgsten Mißverständnissen und zu unberechtigten Vorwürfen gegen dichterische, besonders dramatische Werke gegeben; auf ihr beruhte die Lehre von der sogenannten Einheit des Ortes und der Zeit, der viele Jahrhunderte lang unumstößliche Giltigkeit zugeschrieben wurde, so daß Shakespeares und Calderons Schauspiele den „höher Gebildeten" ihrer Zeitgenossen als völlig rohe, aller Kunst spottende und nur auf den großen Haufen berechnete Produkte galten, weil sie sich nicht diesen Regeln unterwarfen. Jene Lehre ist

zwar heute ziemlich allgemein als beseitigt anzusehen; aber die Grundlage, auf welcher sie beruht, behauptet sich doch noch gegenwärtig in der Ansicht Vieler. Die Forderung von der Einheit des Ortes und der Zeit beruhte auf der Annahme, das Dargestellte ereigne sich wirklich und leibhaftig vor unseren Augen. Wäre dies der Fall, so würde natürlich der Wechsel der Scene als ein Unding erscheinen; es müßten auch die Ereignisse auf der Bühne von der Art sein, wie sie in den zwei bis drei Stunden, die wir im Theater zubringen, vorgehen können. Obgleich nun der Unsinn hievon in die Augen springt und auch keine der nach Boileaus Rezepten verfaßten Tragödien die Bedingung erfüllt, spukt doch die Idee noch mannigfach in den Köpfen selbst der Gegenwart; denn es ist etwas in ihr, was dem rohen Verstande einleuchtend erscheint. Nun ist aber ein Drama nur ein Bild der Handlung, die es vorführt, nicht diese Handlung selbst, es verhält sich zu letzterer gerade so, wie ein Gemälde zu der Begebenheit, die es darstellt. Am konsequentesten ist die Dichtung, die diesen Kunstcharakter am strengsten behauptet und den Schein der Wirklichkeit am entschiedensten von sich fernhält: sie ist damit von vornherein gegen Einwände geschützt, die von dem Standpunkte der ordinären Wahrscheinlichkeit gegen sie erhoben werden möchten. So die Tragödie der Griechen. Wenn in Aeschylus' „Agamemnon" zuerst die Feuerzeichen aufflammen, welche die Abfahrt des Helden von Troja verkünden und letzterer wenige Minuten später, in Mykene angelangt, auf die Bühne tritt, so weiß von vornherein jedermann, daß er nur ein dichterisches Abbild des Geschehenden vor sich hat, nicht das Geschehende selbst.

Noch ferner liegt die eigentliche Illusion in der späteren Scene, wo Cassandra vor dem Palaste in ihrer prophetischen Ahnung die Ermordung des Agamemnon voraussieht und in langen Reden deren Schrecknisse ausmalt. Das Natürliche wäre, daß sie um Hilfe riefe, daß sie den Chor, der sie umgibt, aufforderte, die Schreckensthat zu verhindern; allein um dies Nächstliegende kümmert sich der Dichter gar nicht, und hier ähnelt seine Tragödie mehr einem Oratorium als einem für die Bühne berechneten Drama. Man kann sagen, bei Aeschylus zeige sich noch die Kindheit der Kunst; jedoch im wesentlichen findet sich bei Sophokles dasselbe. Es kommt bei ihm vor, daß Boten oder andere aus der Ferne anlangend in die Scene treten und auf unerklärliche Weise schon das wissen, was eben vor unseren Augen vorgefallen ist. Ebenso teilt bei ihm eine handelnde Person der andern nicht selten Begebenheiten mit, die sie beide längst wissen müssen, offenbar nur, damit der Zuhörer sie erfahre. Bei dem hohen Kunststil des griechischen Trauerspiels — und auch der Komödie des Aristophanes, der sich schon in seiner durchgängig metrischen Form und in seinen Chorgesängen kundgibt — konnte dergleichen nicht auffallen, und kein Athener scheint wegen Verletzung der Wahrscheinlichkeit Anstoß daran genommen zu haben. Etwas änderte sich dies, als das englische Drama auch Scenen des gewöhnlichen Lebens in Prosa zwischen die höher gehaltenen poetischen einschob. Wo man das, was man täglich um sich erblickte, in solcher Natürlichkeit und in der Alltagssprache auf der Bühne wiedergegeben sah, konnte der Gedanke entstehen, daß man hier ein leibhaftiges Begebnis vor Augen habe und im Zusammenhang damit auch die

entsprechende Wahrscheinlichkeit des wirklichen Geschehens gefordert werden. Im wesentlichen nimmt jedoch auch Shakespeare auf letztere ebensowenig Rücksicht, wie die Griechen. Dies erhellt recht deutlich aus dem zweiten Akt des „Othello", wo von einem noch auf dem Meere befindlichen und erst heransegelnden Schiffe die Rede ist und gleich darauf die Reisenden, welche das Schiff getragen, auf der Bühne erscheinen. Dahin gehören auch die Verkleidungen in „Was ihr wollt" und im „Kaufmann von Venedig", sowie diejenige Edgars und Kents im „Lear", wobei das Unerkanntbleiben in der Wirklichkeit unmöglich ist. Dem entsprach auch das damalige Bühnenwesen, das keine falsche und irreführende Illusion aufkommen ließ. In neuerer Zeit nun ist hierin eine Veränderung eingetreten. Da unsere Dekorationen darauf ausgehen, uns die jedesmalige Lokalität möglichst täuschend und naturgetreu vor Augen zu führen, wird die Meinung, wir hätten hier das Leben selbst, nicht seine poetische Darstellung vor uns, nahe gelegt. So mit der Wahrscheinlichkeit umzuspringen, wie der glückliche Britte es in dem genannten und vielen anderen Fällen konnte, ist unseren Dichtern nicht mehr gestattet. Dennoch muß man das als einen leidigen, uns von der Notwendigkeit abgepreßten Abfall von dem echten Kunstprinzipe betrachten, und wir müssen jede Konzession nach der genannten Seite hin höchlich beklagen, da der Weg, weiter verfolgt, geradehin zur Barbarei führen würde. Man kann es sich nicht klar genug machen: das Ideal, das eine solche Richtung verfolgt, das Ziel, auf welches sie, wenn konsequent, lossteuert, ist das, was in den Zeiten des tiefsten Verfalls, in den Amphitheatern der späteren

römischen Kaiserzeit sich unseren schaudernden Blicken zeigt. Damals war die Darstellung in Wahrheit „vollster Realismus“; um dem rohen Sinne des entarteten Volkes zu genügen, mußte Herkules, oder vielmehr der Schauspieler, der ihn spielte, wirklich lebendig verbrannt, Orpheus von wilden Tieren zerrissen, Dirke an den Hörnern des wütenden Stieres zu Tode geschleift werden, wie das die Gruppe des „farnesischen Stiers“ uns vorführt. Daß unser tiefgesunkenes Theater auch noch den weiteren Sturz in diesen Abgrund mache, ist zwar wohl nicht zu fürchten, aber es ist nützlich, so krasse Beispiele zu gebrauchen, um darzuthun, in welche Barbarei man schon geraten ist. Mit dem Aufgeben des Kunststils der Griechen und des Shakespeare hat man die Richtung eingeschlagen, die zu diesem Aeußersten von Brutalität hinleitet; nur daß man auf halbem Wege stehen bleibt. Manche Ausstellungen, die heutzutage an dramatischen Werken gemacht werden, sind nun ihrem Wesen nach von derselben Art, wie wenn man es tadeln wollte, daß der Schauspieler, welcher die Rolle des Brutus spielt, sich, um die Illusion voll zu machen, nicht wirklich totsteche. In beiden Fällen verlangt man Uebereinstimmung der poetischen Darstellung mit der ordinären Wirklichkeit. So hört man häufig sagen, es sei unnatürlich, wenn der Held eines Dramas beim Empfang einer erschütternden Nachricht seinen Schmerz in eine längere Rede ergieße, oder gar, daß Arnold Melchthal, als er die Blendung des Vaters erfährt, in pathetischen Worten die schöne Gabe des Lichts preise. In diesem Tadel kulminirt die Verkennung des Wesens der Poesie und des Dramas, die Verwechslung der dichterischen Wahrscheinlichkeit mit der ordinären. In

der Wirklichkeit wird derjenige, den ein schwerer Schicksalsschlag trifft, seinen Schmerz höchstens in einigen abgerissenen Worten äußern, wo nicht ganz verstummen. Doch alle Poesie müßte aufhören, wenn sie hierin die Natur nachahmen wollte. Ebenso müßte man auch die Monologe und das Beiseitesprechen unnatürlich finden; denn im Leben hält nur ein Tollhäusler Selbstgespräche oder gibt bei Unterredungen mit anderen seine geheimen Gedanken laut beiseite kund. Der Dichter hat hier das Recht und die Pflicht, über die Natur hinweg zu schreiten. Aus den Monologen, die doch nicht entbehrt werden können, um das innerste Wesen der handelnden Personen zu Tage zu bringen, kann wohl selbst der Blindeste erkennen, auf wie ganz anderem Boden, als dem der Wirklichkeit, das echte Drama stehe, und wie völlig verkehrt so viele Vorwürfe sind, die ihm wegen angeblicher Unwahrscheinlichkeit gemacht werden. Die letzteren kann man vielmehr gerade dem Drama machen, das genaue Naturnachahmung anstrebt; denn es erhebt den Anspruch und erregt die Erwartung, das Leben in voller Aktualität wiederzugeben, kann jedoch diese Erwartung nie vollständig erfüllen. Auch die Diderot- und Ifflandschen Familiengemälde thun solches nicht, denn jedermann weiß, daß eine Handlung in Wahrheit ganz anders verläuft, daß die Personen nicht so sprechen, wie in den Stücken, daß sie im Leben nicht so beständig mit der uns interessirenden Sache beschäftigt sind, daß sie inzwischen auch schlafen, essen und so weiter. Eben in dem nun, was man vom realistischen Standpunkte aus mangelhaft finden muß, zeigt sich bei derartigen Schauspielen noch ein Rest der Kunst, indes nur ein höchst armseliger. Sie

verhalten sich zu den höheren poetischen Dramen wie Wachsfiguren zu Statuen; in Hinsicht der genaueren Naturnachahmung ist unstreitig eine gute Wachsfigur dem belvederischen Apoll weit überlegen: sie kann sogar die Täuschung hervorrufen, man erblicke ein lebendes Wesen. Aber jeder weiß, daß solche Gestalten, die auf den gebildeten Sinn eher einen widrigen als einen angenehmen Eindruck machen, nichts mit der Kunst gemein haben.

Wer nicht annimmt, daß es eine poetische Wahrscheinlichkeit gibt, die von der des gewöhnlichen Lebens verschieden ist, der muß überall in den vorzüglichsten Dramen auf völlige Unmöglichkeiten stoßen, und wirklich ist auch der größten Tragödie der Welt, dem „König Lear", dieser Vorwurf gemacht worden, besonders den Scenen zwischen Gloster und seinen beiden Söhnen. Schiller hat diese Episode in den „Räubern" offenbar vor Augen gehabt, aber nicht im mindesten gesucht, deren sogenannte Unwahrscheinlichkeit zu vermeiden. Selbst wenn man sich den alten Moor schon als halb kindisch denkt, läßt sich schwer erklären, daß er den Charakter des nichtswürdigen Sohnes so gar nicht kennen sollte, ferner daß er den von diesem betrügerisch geschmiedeten Brief ohne Weiteres für echt hält und daraufhin seinen Karl verflucht. Aber die Unglaublichkeit wächst, als Karl nun auch dem Schreiben des schändlichen Bruders unbedingt Glauben schenkt und sodann Amalie sich durch Hermann in gleicher Weise übertölpeln läßt. Das non plus ultra jedoch ist, daß Karl sich unter dem Namen eines andern jungen Grafen bei der Geliebten einführt und von der letzteren nicht erkannt wird, während doch dem alten Daniel die Züge seines Herrn sofort auffallen. Schiller

war in dieser Hinsicht in allen seinen Stücken gleich sorglos. Daß Fiesko, der doch als scharfsinnig und weltklug geschildert wird, sich so leichtsinnig in die Hände des spitzbübischen Mohren liefert, der ja aus ihm machen kann, was er will, streift ans Märchenhafte. Diejenigen indessen, die überall „Unwahrscheinlichkeit" wittern und ein Stück rücksichtslos verdammen, in welchem ihnen nur der kleinste Umstand in solcher Beziehung bedenklich scheint, sollten sich hierüber bei Lessing Aufklärung suchen. In der That ist die von ihm ersonnene Fabel des „Nathan" im höchsten Grade das, was sie als „unwahrscheinlich" tadeln: ein christlicher Tempelherr enthüllt sich als Sohn von Saladins Bruder, der, natürlich Mohammedaner, mit einer Christin vermählt gewesen ist und an ihrer Seite in Deutschland gelebt hat! Eben dieser Tempelherr rettet ein Judenmädchen aus den Flammen und verliebt sich leidenschaftlich in sie, will sie auch heiraten, ohne daß sie Christin würde! Schließlich zeigt es sich, daß das Judenmädchen seine Schwester ist. Sie ist aber in das Haus des Juden Nathan aufgenommen worden, der sie im Judentum hat erziehen lassen; im Hause dieses Juden führt zugleich eine alte Christin die Wirtschaft!! — dann der Charakter des Nathan, der religiös so aufgeklärt ist, wie Moses Mendelssohn — dies alles im Mittelalter und noch dazu in einem Lande, wo der Haß zwischen Juden, Christen und Mohammedanern heftiger loderte als irgendwo sonst!

Bei der großen Begünstigung, deren sich jetzt alles Volksmäßige erfreut, ist auch behauptet worden, Sagen, welche schon Generationen lang durch den Mund des Volkes gegangen seien, hätten dadurch die höchste Rundung und

Vollendung erreicht, alle Lücken in der Motivirung seien ergänzt, alle Unwahrscheinlichkeiten getilgt worden, indem jeder Erzähler dem noch Mangelnden nachgeholfen habe, und daher seien solche Sagen den Dichtern ganz besonders zur Bearbeitung zu empfehlen. Diese Behauptung liefert den Beweis dafür, daß nicht selten etwas mit apodiktischer Gewißheit ausgesprochen wird, was doch der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlägt. In der That, wie dies zum Beispiel bei der Oedipus- und Tellsage in die Augen springt, leiden manche Volkstraditionen an den größten Unwahrscheinlichkeiten, und zwar nicht etwa an solchen, die von dem, alles poetischen Sinnes baren Alltagsverstande dafür gehalten werden und in aller Poesie unvermeidlich sind, sondern auch an wirklichen, handgreiflichen. (Natürlich ist hier nicht von Mythen und Märchen die Rede, die ganz anderen Gesetzen unterworfen sind.) Einen auffallenden Beleg dessen bietet die berühmte, durch zwei Jahrtausende hindurchgegangene Tradition von Möris und Phintias, die, von Hyginus erzählt, Schiller den Stoff zu seiner „Bürgschaft" geliefert hat. Daß ein Tyrann wie Dionys einem Mörder, der eben den Dolch gegen ihn erhoben hat, Frist von drei Tagen zu einer Reise gibt und die Bürgschaft eines andern annimmt, ist gewiß im höchsten Grade unwahrscheinlich, wo nicht undenkbar. Nahezu lächerlich aber ist es, daß Möris lediglich zu dem Zwecke, seine Schwester zu verheiraten, an seinen Freund das Ansinnen stellt, daß er mit Gefahr seines Lebens für ihn hafte. Diese beiden handgreiflichen Unwahrscheinlichkeiten lagen in der Ueberlieferung, und alle die Geschlechter, durch deren Mund die letztere gegangen, haben keinen Anstoß daran genommen.

Ebensowenig Schiller; nach der Weise der heutigen Kritik, die es sich zur Aufgabe macht, dergleichen auszuwittern, könnte man selbst sagen, der große Dichter habe an Unwahrscheinlichkeiten ein Behagen gehabt und deshalb zu den beiden, in der alten Sage vorgefundenen noch eine neue gefügt. Vor Morgenrot des dritten Tages tritt Möris die Rückreise an; „da stürzt unendlicher Regen herab“, die Ströme treten aus ihren Ufern und schwemmen die Brücken hinweg; und nun sinkt Möris noch an demselben Tage, an dessen Morgen oder auch die Nacht vorher unendlicher Regen gefallen, vor Durst verschmachtend nieder, wird auch erst durch eine Quelle, die unerwartet hervorsprudelt, gerettet! Dieser angebliche Vorgang ist dreifach undenkbar. Erstens verlaufen sich solche Fluten nicht so rasch, zweitens, auch wenn man das Letztere wider alle Naturwahrheit annehmen wollte, verschmachtet man wohl auf langer Wüstenreise, nicht aber bei auch noch so starkem Sonnenbrande auf einer Tageswanderung; drittens wird Möris, selbst wenn er ein arger Schwächling gewesen wäre, sich nicht seiner Ermattung in dem Moment hingegeben haben, wo die kleinste Verzögerung seiner Rückkehr das Leben des Freundes aufs Spiel setzte. Daß es endlich von allen als außerordentliche Hochherzigkeit angesehen wird, wenn Möris Wort hält und zurückkehrt, während er doch bei anderem Handeln ein elender Schurke gewesen sein müßte, ist, um dies hier beiläufig zu sagen, ein Flecken auf der Ballade, der freilich nicht in die Kategorie der Unwahrscheinlichkeit fällt.

Schillers Gedicht ist seit Menschenaltern in aller Munde und von Hunderttausenden recitirt worden, und die letzteren

haben sich durch die angeführten Gebrechen nicht in dessen Genuß stören lassen. Von den Lesern und der Kritik aber, welche bei neueren Werken die kleinsten vermeintlichen Unwahrscheinlichkeiten zu rügen lieben, dagegen Schillers Ballade, in deren engen Raum sich so viel Undenkbares zusammendrängt, als klassisch verehren, kann man mit Recht sagen, daß sie Mücken seihen und Kamele verschlucken.

III.

Originalität und Plagiate.

Wenn ein Dichter herabgesetzt werden soll, so bedient man sich dazu oft der Bemerkung, derselbe besitze zwar diese und jene guten Eigenschaften, ihm fehle aber Originalität. Es ist dies eines jener Worte, welche von der Gedankenlosigkeit viel im Munde geführt werden und deren Gebrauch meist ebensoviel Unkenntnis wie Unklarheit der Begriffe verrät. Nur die Dichter primitiver Perioden, die keine Vorgänger hatten, können, streng genommen, originell heißen, und selbst ihnen kann man dies Epithet kaum geben, da man nicht weiß, wieviel zum Beispiel der Sänger der „Ilias“ anderen früheren oder gleichzeitigen Rhapsoden, deren Dichtungen verschollen sind, verdankt. Schon Aeschylus, Sophokles und Euripides standen auf den Schultern von Vorgängern und benützten die Werke dieser ebenso wie gegenseitig ihre eigenen. Die römischen Poeten waren sogar

stolz darauf, schöne Stellen aus den hellenischen geschickt in ihre eigenen Werke einzufügen, und man pries Virgil dafür, daß er seine „Eklogen" und seine „Aeneis" mit Passagen aus Theokrit und Apollonius von Rhodos geschmückt habe. Daß Horaz seine Oden zum großen Teil älteren der griechischen Lyriker nachgebildet hat, ist bekannt. Ganz ebenso hielten die Dichter der Renaissance, zum Beispiel Ariost und Camoëns, es für einen Vorzug ihrer Werke, daß sie glänzende Stellen aus Catull — siehe das berühmte Gleichnis über die Rose — Virgil, Petrarca, Lucan und anderen in ihre eigenen Dichtungen aufnahmen.

Originell sollte der Dichter heißen, der sich an keinen Vorgänger anschließt, dessen Werke an die keines andern erinnern. Zunächst ist nun zu bemerken, daß manche Poeten, die vorzugsweise für originell gehalten werden, auf dies Epitheton gerade am wenigsten Anspruch haben. Sie gelten für eigentümlich, weil die Dichter, welche sie nachgeahmt haben, die literarischen Schulen, aus denen sie hervorgegangen, in Vergessenheit geraten oder doch weniger bekannt sind. Heinrich Heine zum Beispiel würde nicht, wie dies oft geschieht, wegen seiner Originalität gepriesen werden, wenn die Dichtungen der Romantiker, die während seiner Jugendzeit den literarischen Markt beherrschten, jetzt nicht großenteils verschollen wären. Schon Gödeke hat darauf aufmerksam gemacht, daß das vielgesungene Lied von der Lorelei in den Anfangsversen lebhaft an ein dasselbe Thema behandelndes Gedicht vom Grafen Löben erinnert. Die Idee zu der pikanten Romanze von dem „großen Schriftgelehrten Rabbi Israël von Saragossa" ist offenbar aus einer Romanze in Fouqués Zauberring

genommen, nur daß hier ein Maure die Stelle des Juden vertritt. Noch auffallender indessen ist es, wie stark Heine Tieck benützt hat; in der That lehnen sich seine „Nordseebilder" in Form und Inhalt Tiecks „Reisegedichten aus Italien" an, was schon aus folgender Stelle eines der letzteren erhellt:

Sinnend ging ich weiter,
Tiefer Gedanken voll,
Und meine Seele weilte,
Heimatlicher Gefühle schwanger,
Im lieben Vaterlande.
Dachte der Lesezirkel,
Der Journalgesellschaften —
— — — — — — — — — —

O armes Florenz,
Das du nur bildlich
Von unsrer Bildung
Die schwache Ahnung hegst!

(Tiecks „Gedichte". Neue Ausgabe. Berlin 1841. S. 546.)

Ebenso aus der nachstehenden:

Ich, des Geschwätzes müde,
Hatte schon die Silbergroschen gefaßt,
Die ihm nun in die Finger glitten.
Doch wo ist der Platz?
Fragt' ich ungeduldig.

Trefflichster, sagte der Schalk,
Indem er mit leiser Hand,
Die Wange mir rührend, den Kopf mir richtete,
Hier liegt er vor denselben,
Wir stehn schon darauf.

(A. a. O. S. 273.)

Allerdings kann man zum Ruhme Heines sagen, daß er als Lyriker die Romantiker übertroffen hat. Kaum dasselbe darf von Freiligrath, der auch oft ein origineller Dichter genannt wird, seinem Vorbilde Victor Hugo gegen-

über behauptet werden. Daß der Deutsche sehr auffallend in den Fußstapfen des Franzosen wandelt, daß er sowohl in der Form wie im Inhalte dessen Nachahmer ist, liegt auf der Hand; aber wie unendlich weiter ist der Gedankenkreis des großen Franzosen, wie viel reicher seine Phantasie, und wie viel mannigfaltigere Töne weiß er anzuschlagen!

Grabbe hat in seinem wilden, aber an großen Zügen reichen „Herzog von Gotland“, wie er dies selbst übrigens zugesteht, eine Scene aus einem Drama von Achim von Arnim benützt, und dem genialen Shelley, der gewiß reich genug war, um bei niemand eine Anleihe machen zu müssen, ist vorgerückt worden, er habe die Anfangsverse seiner „Queen Mob“ aus Southeys „Thalaba“ entlehnt, und man hat behauptet, die Scene der Ermordung des alten Cenci in seinem berühmten gleichnamigen Trauerspiel sei aus „Macbeth“, die der Beschwörung des Ahasverus in seinem „Hellas“ aus den Persern des Aeschylus, wo der Schatten des Darius erscheint, entlehnt.

Goethe hat vielfach unter der Anschuldigung zu leiden gehabt, er habe sich Entlehnungeu zu Schulden kommen lassen, zum Beispiel das Stürzen der Ottilie ins Wasser in den „Wahlverwandtschaften“ aus Rousseaus „Neuer Heloise“, der erste Monolog des Faust aus dem gleichnamigen Drama des alten Marlow. In demselben habe er auch den Anfang von Calderons „Wundertätigem Magus“ vor Augen gehabt. „Das Vorspiel im Himmel“ würde nicht existiren, wenn es kein Buch Hiob gäbe, und zwei der Gedichte des west-östlichen Diwan, sicher die besten unter allen darin enthaltenen, sollen nicht von ihm, sondern von Frau von Villemer sein.

Vielfach bezeichnet man als originell besonders solche Dichter, die gewisse Eigenheiten in einseitiger Weise ausgebildet haben, welche sie, sei es auch auf wenig lobenswerte Weise, leicht von anderen unterscheiden lassen. So besteht die angebliche Originalität Heines nicht in seinen poetischen Vorzügen, sondern in seiner nach Tiecks Vorgange ausgebildeten Manier, burleske Einfälle in den Ernst einzumischen und die Wirkung eines oft tief empfundenen Liedes durch die angehängte komische Pointe zu zerstören. Gerade diese Manier indes, die ihm eine Zeitlang Beifall verschaffte, wird vielleicht bewirken, daß die Nachwelt sich von ihm abwendet. Was als die Originalität Freiligraths hervorgehoben wird, beruht auf der Uebertreibung des Kolorits, dem Ausschütten aller Farbentöpfe auf seine Bilder aus fernen Zonen, auf dem übermäßigen Gebrauche von Fremdwörtern und so weiter. Es sind also seine Auswüchse, nicht seine guten Eigenschaften, — die wir nicht verkennen wollen — woraus ihm der Ruf der Originalität erwachsen ist. Auch Grabbe ist nicht wegen seiner großen poetischen Qualitäten, sondern wegen seiner Bizarrerien und Extravaganzen in den Ruf eines originellen Dichters gekommen. Nicht viele haben das Talent und die guten Eigenschaften dieser drei, aber es wird nicht an solchen fehlen, die durch eine angenommene Manier, Ausschweifungen nach der einen oder andern Seite hin, sich den auf diese Art so leicht zu erringenden Ruhm der Originalität verschaffen werden.

Nun entsteht denn die Frage, ob auf die Dichter ersten Ranges das Epithet der Originalität gar nicht passe, und es dient darauf zur Antwort: Gewiß findet auf sie dies Wort seine Anwendung; allein in einem ganz andern

Sinne. Ein Shakespeare, ein Goethe, ein Schiller haben sicher eine ausgesprochene Physiognomie und unterscheiden sich im Großen und Ganzen von jedem andern Dichter. Aber dies schließt nicht aus, daß sie vielfache Einwirkungen von anderen Seiten empfangen haben, Einwirkungen, die sich deutlich in ihren Werken zeigen. Sie alle, nicht bloß die namentlich angeführten, stehen auf den Schultern ihrer Vorgänger. Auch haben sie es verschmäht, sich auf wohlfeile Weise den Schein von Eigenartigkeit zu geben. Wenn sich auffallende Züge und Wunderlichkeiten bei ihnen finden, die an diejenigen der obengenannten erinnern können, so ist dies entweder nur bei ihren unvollkommenen Jugendwerken der Fall, oder sie haben solche Absonderlichkeiten von ihrem Zeitalter und der Schule, in der sie sich gebildet, überkommen. So unterscheidet sich Shakespeare hauptsächlich durch seine hohe Vortrefflichkeit von den anderen englischen Bühnendichtern seines Jahrhunderts. Originell im Sinne, wie ein Grabbe, ein Amadeus Hoffmann (der Verfasser der „Serapionsbrüder") kann er nicht genannt werden; auch nicht originell deshalb, weil er nichts von anderen entlehnt hätte. Wäre letzteres die Hauptsignatur eines originellen Dichters, so würden seine Vorgänger und älteren Zeitgenossen Marlow und der Verfasser der „Spanischen Tragödie" (Kyd) größere Dichter sein, als er. Denn ziemlich alles, was man gewöhnlich als Eigentümlichkeit Shakespeares bezeichnet, findet sich schon in diesen; und zwar in ihnen, wie es scheint, großenteils zuerst, da Lilly und Peele einen andern Stil hatten. Wer die Werke eines Dekker, Webster, Middleton, Tourneur, Rowley und anderer zeitgenössischer Dichter liest, wird darin viele Stellen

finden, die Shakespeare geschrieben haben könnte, und ich glaube, daß man die größten Kenner des letzteren damit irre zu führen im stande wäre; dennoch sind sie keine Nachahmer des größeren Dramatikers, sondern nur Mitglieder derselben Schule. Shakespeare übertrifft sie alle unendlich in der Gesamtkomposition; es möchte jedoch schwer sein, außer dieser seiner höheren Vortrefflichkeit eine andere Eigentümlichkeit anzugeben, durch die er sich von ihnen unterschiede. Wie viele ältere Stücke er nur überarbeitet hat, ist bekannt. Neuerlich ist noch dargethan worden, daß er stellenweise auch alte italienische Dramen benützt und nicht nur einzelne Situationen, sondern auch den Wortlaut mancher Reden von ihnen entlehnt hat. Man hat nachgewiesen, wie Stellen im „Hamlet", wo von den abgeschiedenen Geistern die Rede ist, stark an ähnliche in Dantes „Hölle" erinnern, wie die Balkonscene in „Romeo und Julia" eine offenbare Reminiszenz an eine ähnliche in dem Trauerspiel „Hadriana" des Luigi Groto ist. — Unter den spanischen Dramatikern hat Calderon immer als der größte gegolten. Dennoch sind seine Dramen vielfach auf die seiner Vorgänger gegründet und er hat aus letzteren ganze Scenen entnommen. Was Originalität anlangt, so steht ihm Lope de Vega himmelweit voran. Letzterer ist einer der wenigen bedeutenden Dichter, die auf den Namen originell Anspruch haben; denn er hat die spanische Komödie, wenn auch nicht ganz allein geschaffen, doch im wesentlichen so gestaltet, wie sie nachher geblieben ist. Von seinem Nachfolger Calderon ist dieselbe nur in allen ihren Teilen feiner ausgebildet worden; trotzdem reicht man diesem die Palme vor seinem originelleren Vor-

gänger. Was unseren Goethe betrifft, so ist er, wie ich bemerkt, von vielen älteren Dichtern angeregt worden. Daß auch seine Zeitgenossen Lenz und Wagner Einfluß auf ihn gehabt, und daß diese Einflüsse sich selbst in seiner größten Dichtung „Faust" kundgeben, ist mehrfach dargethan worden; auch seine Originalität besteht nur in seiner die anderen überragenden Größe. — Schiller ist origineller in seinen unreifen Jugendprodukten als in seinen vollendeten Werken; dennoch ist auch das zum Teil nur Schein. Wenn man die Literatur jener Zeit mustert, zum Beispiel Wielands „Merkur" und die damaligen lyrischen Sammlungen, so findet man zahlreiche Gedichte, an welche diejenigen der Schillerschen „Anthologie" anklingen. Wie sich in seinen ersten Trauerspielen die Einwirkungen Shakespeares, Lessings, der verschiedenen Sturm- und Drangdichter, namentlich Klingers, ja Gemmingens verraten, brauche ich hier nicht erst hervorzuheben. Selbst noch in dem Monolog der „Jungfrau von Orleans": „Lebt wohl, ihr Berge" und so weiter findet sich, wie neuerdings in einem lesenswerten Schulprogramm nachgewiesen worden, eine offenbare Reminiszenz an eine lateinische Schultragödie des siebenzehnten Jahrhunderts, deren Heldin eben diese Johanna ist. Da sich ein Exemplar dieses Trauerspiels auf der Bibliothek zu Jena befindet (in demselben Bande ist auch ein lateinisches Drama „Wallenstein" enthalten), kann nicht bezweifelt werden, daß er es gekannt hat.*)

---

*) Siehe die Abhandlung Göttlings über einen Vorgänger Schillers in der „Jungfrau" und im „Wallenstein" in dem Programme der Universität Jena vom Jahre 1862.

Wenn man Byron originell nennt, wie dies hie und da geschieht, so bezeugt solches nur die Unwissenheit Derer, die es aussprechen. Der englische Lord wurde sein ganzes Leben hindurch gerade von den Vorwürfen verfolgt, er begehe Plagiate an den poetischen Werken anderer. In seiner „Belagerung von Korinth" finden sich zehn ganze Verse, die beinahe wörtlich aus der „Christabel" von Coleridge genommen sind. Als ihm dies vorgerückt wurde, erwiderte er lachend, es sei ein Unglück, ein zu gutes Gedächtnis zu haben. Gleich nach dem Erscheinen seiner „Braut von Abydos" ward ihm vorgeworfen, deren Anfangsverse „Know ye the land?" aus dem „Liede Mignons" genommen zu haben. Auch klagte ihn der Dichter John Galt an, er habe ihm die Idee zu seinem „Child Harold", sowie ganze Verse dieses Gedichts entwandt. Möge dies auf sich beruhen; doch in Bezug auf Byrons größtes und wirklich eminentes Gedicht „Don Juan" kann positiv behauptet werden, daß es sich auf das engste an verschiedene Vorbilder anlehnt und seinen Vorzug nur darin hat, daß es sich weit über dieselben erhebt. Byron selbst hat hieraus nicht im mindesten einen Hehl gemacht; er sagt verschiedentlich von seinem „Beppo" wie von seinem „Don Juan", bald, sie seien im Bernesken Stil geschrieben, bald, er habe sich Whistlecraft dabei zum Muster genommen. Nämlich nachdem schon Pulci im fünfzehnten Jahrhundert ein großes Rittergedicht „Morgante" in Oktaven, unter Einmischung vieler barocken Reime und in halb ernster, halb burlesker Weise gedichtet hatte, folgte ihm später mit größtem Succeß Berni, der den „Roland" des Bojardo in solcher Manier umschrieb. Nach England ward diese humoristische Gattung

von dem geistvollen Whistlekraft hinübergepflanzt, und die zahlreichen Proben aus seiner Dichtung, welche neuere Herausgeber Byrons den Werken des letzteren beigefügt haben, lassen erkennen, wie genau sich der Lord in allen Punkten an seinen Vorgänger angeschlossen hat. Aber Byron hätte nicht verschweigen sollen, wie ihm noch ein anderes italienisches Vorbild sehr bestimmt vor Augen gestanden hat: nämlich Casti. Die „Novelle galanti" dieses Poeten, der nebenbei Abbate war, stehen wegen ihrer Lascivität in üblem Rufe; allein sie besitzen in ihrem Witze, ihrer sprudelnden Laune und ihren mit wunderbarer Leichtigkeit hinfließenden Oktaven hinlänglich gute Eigenschaften, um zu erklären, daß Byron an ihnen Gefallen fand. Barocke Reime und der Wechsel von Ernst und Komik finden sich auch bei Casti. Des letzteren Novelle „La diavolessa", worin die Abenteuer eines Vetters des Don Juan erzählt werden und unter anderem auch ein Schiffbruch vorkommt, hat offenbar die erste Idee zu Byrons freilich viel vorzüglicherem Epos geboten.

Allerdings werden gute Dichter dasjenige, was sie ihren Vorgängern verdanken oder was ihnen mit ihren Zeitgenossen gemein ist, immer mit dem Stempel ihres Geistes umprägen und dadurch zu ihrem Eigentum machen; darin unterscheiden sie sich von solchen, die ohne eigene Individualität bald dieses, bald jenes Vorbild nachahmen. Aber Originalität in dem Sinne, der gewöhnlich damit verbunden wird, von Poeten oder Künstlern zu verlangen oder sie ihnen als Ziel ihres Strebens vorzuhalten, ist höchst unziemlich; es kann dadurch nur das verderbliche Haschen nach dem Frappanten und Seltsamen gefördert werden.

Sollte ein Dichter nicht auf seinen Vorgängern fußen und alles aus sich selbst schöpfen, so würde die Kunst immer auf der untersten Stufe stehen bleiben; denn der nachfolgende würde immer wieder da anfangen, wo auch der vorhergehende schon begonnen hatte. Wollte er darnach trachten, etwas zu schaffen, was gar keine Verwandtschaft mit schon Dagewesenem hätte, so würde er Mißgeburten hervorbringen, die vielleicht augenblicklich Aufsehen erregten, aber auf die Dauer keine Sympathie finden könnten. Originell zu sein ist keineswegs immer ein Ruhm. Es verhält sich in der Kunst ebenso damit wie in der Natur, wo das Rhinozeros und das Känguru sicher originelle Geschöpfe sind, indessen keineswegs zu den Zierden des Tierreichs gehören, sondern weit hinter dem edlen Rosse und dem guten treuen Hunde zurückstehen.

IV.

Ueber den Reim.

Als Platen die Forderung der Reinheit des Reimes aufstellte, hat er unbegreiflicherweise einen sehr wichtigen Punkt ganz außer acht gelassen, nämlich daß unzählige deutsche Worte in verschiedenen Gegenden Deutschlands ganz verschieden ausgesprochen werden, ohne daß die eine Gegend ein Recht zu der Behauptung hätte, ihre Aussprache sei richtig und die der anderen falsch. Wenn man pro-

vinziell die harten und weichen Buchstaben in der Mitte der Worte nicht unterscheiden kann und „reden“ ebenso wie „beten“ ausspricht, so ist dies entschieden falsch; aber in Bezug auf die Dehnung oder Schärfung der Vokale gibt es kein Gesetz und sie wechselt in unglaublicher Weise nicht nur zwischen dem Norden und Süden, sondern auch zwischen dem Westen und Osten von Deutschland, und wer bei Fußreisen darauf achten will, kann oft an einem Tage eine mehrfach verschiedene Aussprache wahrnehmen. So hat auch Platen die erstrebte Reinheit des Reimes höchstens für Franken oder Oberbayern erreicht. Wenn er zum Beispiel in den Versen der Ballade „Zobir“ er und umher, Grab und gab, nach und Schmach reimt, so ist das für einen großen Teil von Deutschland anstößig, indem daselbst vielmehr er mit Herr, Grab mit knapp, nach mit flach einen reinen Reim bildet. Es gibt wenige deutsche Worte, in Bezug auf welche nicht eine solche Verschiedenheit der Aussprache stattfände. In vielen Teilen Norddeutschlands spricht man Grás, Glás, Grúß mit geschärftem a und u; im Süden ziemlich allgemein Grās, Glās, Grūß. In der einen Gegend bildet Granít einen guten Reim mit Schritt, in einer andern heißt das Wort Granīt und reimt auf sieht; in der einen sagt man die Flōßen (des Fisches), die Geschōße, in der andern die Flossen, die Geschosse; in der einen reimt Hof auf troff, in der andern auf Philosoph. Die einen sagen Tág, nách, Schmách, die anderen Tāg, nāch, Schmāch; aber nun ist noch wieder ein Unterschied, daß bei den einen das g in Tag fast lautet wie k, bei den anderen dagegen wie ch: jene glauben

das Wort richtig auf erschrak reimen zu dürfen, die letzteren jedoch auf brach; allein je nach der Schärfung oder Dehnung des a findet abermals eine Verschiedenheit statt, und nicht erschrak, sondern Geschmack, nicht brach, sondern Fach oder wach erscheint als richtiger Reim auf Tag. — Es ist nun höchst auffallend, daß die meisten unserer Verslehrer immer ihre provinzielle Aussprache für die richtige halten und demgemäß Regeln geben, die völlig irreleitend und unzulässig sind. Auch in Rezensionen findet man oft Reime als falsch getadelt, die für einen großen Teil von Deutschland vollkommen richtig sind. In dem Werke eines mit Recht geschätzten Schriftstellers las ich noch jüngst, es sei unstatthaft, Peter auf Zeter zu reimen; diese Meinung beruht aber nur darauf, daß in Schwaben Zeter wie Zetter ausgesprochen wird. Wenn man nun diese erstaunliche Verschiedenheit der Aussprache in den verschiedenen Gegenden in das Auge faßt, so wird man sich überzeugen, daß eine Richtigkeit der Reime, die für ganz Deutschland Geltung hätte, unmöglich ist; nur wenn es eine oberhessische, ostpreußische, südbayrische, steiermärkische Poesie gäbe, ließe sich solches erreichen. Wir wollen aber eine deutsche Dichtkunst, und da scheint es mir unerläßlich, daß jeder Gebildete sich der Verschiedenheit der Aussprache, wie sie nun einmal herrscht, bewußt werde und beim Lesen von Versen darauf Rücksicht nehme, so daß der Unterschied in der Dehnung und Schärfung der Vokale sich ausgleiche. Ich selbst, der ich den größten Teil meines Lebens in Süddeutschland zugebracht, aber doch auch viel in Norddeutschland gelebt, habe mich hieran so gewöhnt, daß ich bei der Lesung von Gedichten die

betreffenden Worte immer ausspreche, wie es der Gleichklang erfordert; und alle sollten das Nämliche thun, sonst ist aus diesem Labyrinth kein Ausweg zu finden. Man sollte da, wo es thunlich, die erforderte Aussprache auch schon durch die Schreibung andeuten und zum Beispiel das Wort Stätte, wenn es, wie in manchen Gegenden, gedehnt ausgesprochen werden soll, Stäte schreiben, was man auch als eine andere Form desselben Wortes ansehen kann. — Schlimmer verhält es sich mit den wirklich unrichtigen Reimen. Darunter sind unstreitig die Reime von Silben, welche verschiedene Konsonanten haben, zum Beispiel bluten und Juden, Rose und Schoße die bedenklichsten, und wohl alle guten neueren Dichter haben sie geflissentlich vermieden. Was die Reime von verschiedenen Vokalen betrifft, wie grün und zieh'n, schön und geh'n, so hat dagegen Platen in der Rigorosität, mit welcher er sie verbannte, nur wenige Nachfolger gehabt, und sogar die formstrengsten unter den seit ihm aufgetretenen Poeten gestatten sich hie und da derartige ungleiche Vokale auf einander zu reimen. Platen selbst hat doch eigentlich auch das Gesetz, das er aufstellte, zuweilen mehr umgangen als befolgt, wenn er zum Beispiel, um einen vollen Gleichklang auf stützen zu finden, sprützen schreibt. Denen, die großes Gewicht auf diesen Punkt legen, kann man überhaupt entgegen halten, daß Goethe und Schiller sich in der Hinsicht der äußersten Freiheit bedient haben, daß alle ihre Gedichte von falschen Reimen jeder Art wimmeln, sogar von solchen, die man heute für durchaus unzulässig erklärt, und daß dieselben uns doch durch ihren Wohlklang entzücken. Es war eine Perfidie Schlegels, daß er haupt-

sächlich Schiller wegen seiner unrichtigen Reime tadelte, bei der Gelegenheit aber von Goethe schwieg, als ob letzterer in solcher Beziehung mustergiltig wäre. Die argen schwäbischen Reime, die allerdings Schillers Gedichte in der „Anthologie" enthielten, hat er selbst später verbessert, und was seine lyrischen Poesien betrifft, wie er sie in die Gesamtausgabe aufgenommen, so stehen Goethes Gedichte denselben an Reinheit der Reime keineswegs voran. In der Zueignung „Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte" haben die sämtlichen vier ersten Strophen unrichtige Reime. Goethe reimt ohne Skrupel d und t, s und ß, g und ch in der Mitte der Worte mit einander; ja, er macht sich kein Gewissen daraus, Reime zu gebrauchen, die sowohl in Bezug auf die Konsonanten als auf die Vokale unrein sind, wie zum Beispiel vergnügen und Griechen in dem Gedichte „Studien". Nachdem nun einmal seit Platen sich in diesem Betracht die Forderungen gesteigert haben, werden freilich die Dichter wohlthun, sich einer größeren Strenge in der Wahl der Reime zu befleißigen, namentlich die für ein gebildetes Ohr wirklich anstößigen Reime von harten auf weiche Konsonanten innerhalb der Worte zu vermeiden; indessen glaube ich, daß zu große Peinlichkeit nach dieser Richtung hin unserer Poesie schädlich sein müßte. Platen selbst hat niemals ein größeres Gedicht in Reimen geschrieben; hätte er es versucht, so würde er sich bald überzeugt haben, daß die dann bei seinen Grundsätzen unvermeidliche Wiederkehr derselben Reime eine weit unangenehmere Wirkung hervorbringen müßte, als ein hin und wieder vorkommender falscher Vokalreim. Die Zahl der reinen Reime ist, sogar wenn man nach meinem

obigen Vorschlag die Silben mit gedehnten oder geschärften Vokalen hinzurechnet, im Deutschen keine große, und der Dichter, der immer nur einen solchen bestimmten engen Kreis von Versendungen zur Disposition hat, muß sich in seiner freien Bewegung sehr beeinträchtigt fühlen. Ich glaube gerne, daß wenn man sich einmal das Axiom feststellte, nur Reime von untadelhafter Echtheit zu gebrauchen, man leicht Seiten auf Seiten mit solchen anfüllen könnte; aber wahrscheinlich ist mir, daß, was der Wohllaut dabei gewönne, der innere Gehalt der Dichtung einbüßen würde. Führe man nicht Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde" oder die Lieder der Minnesänger dagegen an! Zunächst ist in dem ersten, wie in den letzteren die unaufhörliche Wiederholung der nämlichen Reime höchst ermüdend; sodann aber bewegt sich die mittelalterliche Dichtung in sehr beschränkten Bahnen, die uns unmöglich mehr genügen können. Die Poesie, welche die höchsten Gedanken eines jeden Zeitalters aussprechen soll, bedarf in unserer gegen das Mittelalter so vorgerückten Periode auch reicherer Ausdrucksmittel als diejenige des dreizehnten Jahrhunderts. Ich gestehe daher, daß die von manchen eingeschärfte Forderung der Reimreinheit mir, abgesehen von ihrer Unerfüllbarkeit, auf ein Hemmnis für die reichere Entfaltung der deutschen Poesie hinzuzielen scheint.

V.

Ueber den Hiatus.

In allen Verslehren wird der sogenannte Hiatus verpönt; doch wird er sich wohl nie ganz vermeiden lassen und ist auch schwerlich von irgend einem Dichter völlig vermieden worden. Platen, dessen Gehör fast krankhaft empfindlich war, beginnt dennoch ein Sonett mit zwei Hiaten: „O ihr, die ihr beneidetet mein Leben!“ Für besonders anstößig wird meistens der Zusammenstoß eines stummen e mit einem zweiten e oder einem i gehalten; denen indessen, die hievor zurückschaudern, kann man entgegenhalten, daß in manchen schönen, sehr populär gewordenen und vielfach gesungenen Liedern gar keine Rücksicht hierauf genommen ist. Nur wenige deutsche Gedichte haben so große Verbreitung gefunden, sind so vielfach komponirt und von Sängern und Sängerinnen vorgetragen worden wie diejenigen Heines; gleichwohl finden sich in ihnen auf Schritt und Tritt Hiaten der schlimmsten Art. Wäre nun der durch das Aufeinanderprallen zweier e, oder eines e und i hervorgerufene Uebelstand wirklich so störend, wie man vorgibt, so müßten die Anhörer von Heines Liedern dadurch in ihrem Genusse stark beeinträchtigt werden. Hiergegen spricht aber die Erfahrung, die allgemeine Beliebtheit dieser Lieder und der Umstand, daß die besten Komponisten, wie Schubert, Mendelssohn und Schumann, sie mit Vorliebe in Musik gesetzt haben, was sie doch gewiß nicht gethan hätten, wenn ihr Ohr von dem häufigen Hiatus in

den Versen so unangenehm berührt worden wäre. Ich wage sogar zu behaupten, daß diese Hiaten von nur sehr wenigen unter den vielen Tausenden bemerkt worden sind, die Heines Lieder gesungen oder auch recitirt haben. Ein zweiter guter und in der Form sehr sorgfältiger Dichter, Hebbel, nimmt auch gar keine Rücksicht auf das Aufeinandertreffen zweier Vokale. Andere dagegen geben sich große Mühe, dasselbe zu vermeiden, oder, wenn es nicht anders möglich ist, dem Hiatus durch Apostrophirung des ersten Wortes vorzubeugen. Das mag in gewissen Fällen empfehlenswert sein; durch die häufige Anwendung solcher Apostrophirung indes wird ein Uebelstand erzeugt, der schlimmer ist als derjenige, welcher dadurch vermieden werden soll. Ich kenne Dichtungen, namentlich poetische Uebersetzungen, die durch solche Hiatus-Scheu und die ihretwegen gemachten Abkürzungen vor dem gefährlichen Vokal förmlich entstellt sind. Man wird daher wohlthun, lieber hier und da ein paar Vokale neben einander stehen zu lassen, als sie durchaus ausmerzen zu wollen, weil man sonst leicht aus der Scylla in die Charybdis gerät.

VI.

Produktionsdauer.

Es ist bemerkenswert, wie offenkundigen und allgemein bekannten Thatsachen zum Trotz gewisse, einmal von der Unwissenheit ausgesprochene Behauptungen in Büchern

wie im Leben immer von neuem wiederholt werden. Dahin gehört diejenige: nur die Jugend sei die Zeit der poetischen Produktion; im höheren Alter versiege die dichterische Fähigkeit. Zur Unterstützung dieser Behauptung wird besonders das Beispiel einiger modernen Dichter angeführt. Man kann alle Achtung vor dem Talent der letzteren haben und doch in ihrem frühen Verstummen nur einen Beweis dafür sehen, daß der Quell der Poesie in ihrer Seele kein tiefer und voller war. Alle großen Dichter haben bis an das Ende ihres Lebens produzirt und fast alle noch bis in ihr Greisenalter Werke hervorgebracht, die den besten ihrer Jugend und ihres Mannesalters gleichstehen und ihnen sogar überlegen sind. Das gilt für alle drei Gattungen der Poesie: die epische, die lyrische und die dramatische. Die Literatur der Griechen, die herrlichste der Welt, und in ihrer Entwicklung die normalste, schon allein bewahrheitet solches. Der größte der Epiker, Homer, wird immer als Greis dargestellt. Wir wissen nichts Näheres über sein Leben und seine Thätigkeit; aber wenn Ilias und Odyssee Werke seiner Jünglingsjahre und nicht vielmehr seines Alters wären, so würde man ihn gewiß nicht als einen Hochbejahrten geschildert haben, und selbst wenn wir dem jonischen Sänger keine Persönlichkeit zuschreiben wollten, würde aus der Art, wie die Hellenen ihn auffaßten, hervorgehen, daß sie, im Gegensatze zu der modernen Meinung, das Alter für vorzugsweise berufen hielten, das Höchste in der Poesie hervorzubringen. Pindar fuhr, bis an die äußerste Grenze seines beinahe hundertjährigen Lebens fort, Siegesgesänge zu dichten, und es wird keineswegs berichtet, daß die spätesten derselben

schwächer gewesen seien als die früheren. Auch Anakreon sang seine Lieder der Lebenslust, als schon graue Haare seine Schläfen deckten. Aeschylus dichtete diejenige seiner Trilogien, welche allgemein als sein Meisterstück gepriesen wird, die „Orestie", erst als Greis, und Sophokles den „Philoktet", der keinem seiner früheren Dramen nachsteht, gar erst im fünfundachtzigsten Jahre. Um zu den Orientalen überzugehen, so war Firdusi Greis, als er sein großes Epos vollendete, und noch nach diesem verfaßte er eine erzählende Dichtung „Jussuf und Suleika". Von dem im Orient am meisten gelesenen und beliebten Dichter Saadi wird sogar berichtet, er sei der Ansicht gewesen, erst im weit vorgerückten Greisenalter könne man die Reife des Geistes und die Lebenserfahrung besitzen, um Gediegenes in der Poesie hervorzubringen; alle seine zahlreichen Werke sollen daher Produkte seiner letzten Lebenszeit, die bis nahe an hundert Jahre betrug, gewesen sein. — Wenden wir uns der Literatur des neueren Europa zu, so scheint der Genius des Cervantes seine ganze Kraft und Fülle erst in dessen hohem Mannesalter gewonnen zu haben. Seine Jugenddichtungen, die „Galathea" und die Dramen, sind von wenig Belang, und selbst seine Novellen würden trotz ihrer Vorzüge ihn kaum unsterblich gemacht haben; erst mit achtundfünfzig Jahren trat er mit dem „Don Quijote" auf, der immer eine der größten Zierden der Literatur bleiben wird, und noch ein volles Jahrzehnt später ließ er dem ersten Teile dieses Romans aller Romane den zweiten folgen, den viele, und sicher nicht mit Unrecht, dem ersten vorziehen. Der unerschöpfliche Lope de Vega, dessen Dichtungen bei seiner

Ueberfruchtbarkeit nicht alle gleichen Wert haben können, jedoch zum Teil von seltener Vortrefflichkeit sind, fuhr mit nicht nachlassender Kraft bis zu seinem dreiundsiebenzigsten Jahre, in welchem er starb, fort, für die Bühne zu schreiben, und unter seinen spätesten Stücken finden sich manche, welche den besten seiner Mannesreife gleichkommen, diejenigen seiner Jugend aber weit übertreffen. Der zweite große Dramatiker der Spanier, Calderon, schloß die glänzende Reihe seiner Dramen erst in seinem einundachtzigsten Jahre, kurz vor seinem Tode, mit einer Komödie von überreicher Phantasie „Leonardo und Marfisa", und wurde deshalb mit dem Aetna verglichen, der unter der Schneedecke Feuerströme verbirgt. Dies sind nun wohl der Beispiele schon genug. Es ließe sich freilich denken, daß körperliche Leiden oder andere Umstände die Geistes- und Produktionskraft eines großen Dichters in seinem späteren Leben lähmen könnten; jedoch weiß ich keinen Beleg hiefür anzugeben. Die oft ausgesprochene Behauptung, Shakespeare habe in seinen beiden letzten Jahren aufgehört zu dichten, ist keineswegs erwiesen; wäre sie es jedoch, so würde nicht daraus hervorgehen, daß seine Produktionskraft erloschen gewesen, sondern nur, daß Verbitterung und düstere Lebensanschauung ihn während dieser Zeit den Musen fern gehalten haben; hätte er länger gelebt, würde seine Schaffenskraft sich von neuem, vielleicht mächtiger als ehedem, geregt haben. Auch Goethe kann hier nicht angeführt werden; wir verdanken seinen spätesten Greisenjahren noch Herrliches. Es läßt sich, bei aller Bewunderung seines hohen Genius, nicht leugnen, daß er während der ganzen Periode seines Schaffens Werke von

sehr ungleichem Werte hervorgebracht hat, neben den wundervollsten auch verhältnismäßig geringe. Wenn man nun den zweiten Teil seines „Faust“ auch als Ganzes tief unter den ersten stellen muß, so zeugen Partien desselben doch von hoher und unverminderter poetischer Kraft und verraten deren eine größere als manche Erzeugnisse seiner Jugend und seines Mannesalters, zum Beispiel „Stella“, „Erwin und Elmira“, „Lila“, „Der Großkophta“, „Die Aufgeregten“ und so weiter. Dante, Schiller, Ariost und andere große Dichter sind nicht zu hohen Jahren gelangt und kommen daher hier nicht in Betracht; aber was sie uns aus ihrer spätesten Zeit hinterlassen haben, zeugt von der ungeschwächten Stärke ihres Geistes, und wenn beispielsweise Schiller seinen „Demetrius“ hätte vollenden können, würde er hiermit alles früher von ihm Geschaffene übertroffen haben. — Sämtliche Werke der Kunst werden von derselben schöpferischen Kraft, der Begeisterung, erzeugt, und daß diese im Alter nicht abzunehmen braucht, ja oft in ihm sich erst in ihrer ganzen Fülle entfaltet, bekunden ebenso wie die Schöpfungen der Dichter auch die großen Musiker und bildenden Künstler. Händel hatte lange Zeit hindurch eine große Anzahl Opern im Modegeschmack seiner Zeit und von geringer Bedeutung komponirt; erst als er sich dem Greisenalter zu nähern begann, schuf er das erste der herrlichen Oratorien, durch die er als einer der größten Komponisten aller Zeiten dasteht. Auch Glucks Genius zeigte sich in seiner vollen Tiefe und Erhabenheit nicht vor der späteren Periode seines Lebens, das er bis auf vierundsiebenzig Jahre brachte; erst in dieser entstanden die unvergleichlichen Meisterwerke, durch die er

unsterblich geworden ist; hätte der Tod ihn vor dem sechzigsten Jahre ereilt, so würde sein Name schwerlich auf die Nachwelt gekommen sein. Beethoven ist zwar keine so lange, jedoch immerhin eine beträchtliche Lebensdauer beschieden gewesen, und mit den Jahren nahm sein Genius einen immer höheren Flug, so daß die Blicke der Menschen ihm kaum noch nachfolgen konnten. Es läßt sich schwer ermessen, bis zu welchen Höhen er sich noch aufgeschwungen haben würde, wenn der Körper nicht unter dem immer mächtiger ringenden Geiste zusammengebrochen wäre. Phidias, der größte Bildhauer der Griechen, vollendete seine herrlichste Statue, von welcher die Hellenen sagten: derjenige habe vergebens gelebt, der sie nicht gesehen, — als er achtzig Jahre alt war. Der nie genug zu bewundernde Gian Bellin hat erst in seinem siebenzigsten Jahre in seiner göttlichen Madonna der Kirche Dei Frari in Venedig ein Gemälde geschaffen, das ihn in die vorderste Reihe der Maler stellt und alles früher von ihm Geleistete übertrifft; endlich in seinem achtzigsten Jahre, durch sein Altarbild in San Zaccaria, erhob er sich auf den höchsten Gipfel der Kunst, wo ihm nur wenige Meister nahe kommen, keiner ihn übertrifft. Wie Tizian bis zu seinem neunundneunzigsten Jahre mit nicht nachlassender Kraft Gemälde auf Gemälde schuf, ist bekannt; die letzten derselben, die er halb erblindet malte, stehen nur in der Farbe, nicht aber in dem Feuer der Konzeption hinter seinen früheren zurück. Auch in Michel Angelo loderte die prometheische Flamme bis an sein Lebensende; er war noch im regsten Schaffen als bildender Künstler begriffen und beschäftigte sich mit neuen Plänen, als ihn in seinem neunzigsten Jahre der

Tod ereilte. In gleicher Weise hat unser großer Cornelius seine gewaltigsten Werke, die Kartons zu der Friedhofshalle, zwischen seinem siebenzigsten und achtzigsten Jahre hervorgebracht. — So absolut falsch ist die Behauptung: mit dem Alter erlahme die Kraft des Genius. Um zu den Dichtern zurückzukehren, so ist es eine betrübende, vornehmlich in neuerer Zeit und in Deutschland hervorgetretene Erscheinung, daß begabte Poeten in jugendlichen Jahren mit Leistungen begannen, die bedeutende Erwartungen erregten, daß sie jedoch gleich anfangs ihr Bestes lieferten, wenigstens nachher nichts von höherer Bedeutung mehr boten, also gar keine Entwicklung zeigten. Aber daß diese Poeten oder gar solche, die in späteren Jahren ganz verstummten, keine Dichter ersten Ranges waren, kann doch wohl nicht zweifelhaft sein. Der Lebensodem der letzteren ist die Poesie; sie können ohne dieselbe nicht existiren.

VII.

Anspielungen.

Es ist unstreitig ein Nachteil für poetische Werke, wenn viele Anspielungen auf Zeitereignisse, namentlich auf solche von vorübergehender Bedeutung oder auf literarische Erscheinungen untergeordneten Ranges, in ihnen vorkommen. Indessen kann die komische Poesie ihrer nicht entbehren und wir finden deren in großer Menge in zahlreichen Werken,

welche, vor Jahrhunderten, ja Jahrtausenden geschrieben, doch noch heute mit hohem Genusse gelesen werden. Aristophanes wimmelt fast auf jeder Seite von Anspielungen auf das politische Parteitreiben seiner Zeit, auf Personen, die wir kaum noch anders kennen als aus seinen Komödien, und viele der Anspielungen sind ohne Kommentar gar nicht mehr verständlich; der „Don Quijote“ des Cervantes enthält zahllose spezielle Beziehungen auf längst verschollene Ritterromane; es werden in ihm viele Abenteuer aus diesen Romanen bis ins einzelne hinein parodirt und der gelehrte Spanier Clemencin hat in seinem umfangreichen Kommentar nachgewiesen, daß der Geist und Witz des Cervantes in seinem ganzen Umfange nur von dem gewürdigt werden kann, der die Stellen aus dem „Amadis“, dem „Esplendion“ und dem „Ritter Phöbus“ kennt, die in den verschiedenen Kapiteln des „Don Quijote“ persiflirt werden. Bei ernsten Dichtungen kommt dergleichen nicht so viel vor; doch ist die „Göttliche Komödie“ des Dante übervoll von Anspielungen und Beziehungen auf obskure Persönlichkeiten des vierzehnten Jahrhunderts und auf Ereignisse, die für die allgemeine Geschichte von höchst geringer Bedeutung sind und die ohne die Kommentatoren des Dichters gar nicht zu unserer Kenntnis gekommen wären. Nur Werke von bedeutendem Gehalt können trotz solchen Ballastes, der an ihnen haftet, in der Literatur fortdauern; allein die Wirkung, welche sie auf ihre Zeitgenossen hatten, vermögen sie später nicht mehr zu üben. Selbst der Roman des Cervantes kann dies nicht mehr; wie ganz anders muß sein Eindruck auf diejenigen gewesen sein, welche die in ihm persiflirten Ritterbücher genau kannten und überall, selbst im Wortlaut, eine Tra=

vestie der ihnen von Jugend auf vertrauten Werke fanden, während uns dies alles entgeht! Auch Platens literarische Lustspiele werden in der Zukunft nicht mehr so genossen werden können wie zur Zeit ihres Erscheinens, ja sie können es schon jetzt nicht mehr, da nur wenige von der heutigen Generation noch die Dichter kennen, gegen die er die Pfeile seiner Satire schleuderte. Dennoch haben diese Komödien Platens so große Schönheiten, daß man sie noch lesen wird, wenn die meisten Gegenstände seines Spottes längst gänzlich vergessen sind.

Das Schicksal, auf spätere Geschlechter nicht mehr so mächtig einwirken zu können wie auf dasjenige, das sie im Augenblicke ihrer Publikation hinrissen, teilen übrigens mit den erwähnten auch solche Dichtungen, die aus einer gewissen, seitdem geschwundenen Zeitstimmung hervorgegangen sind. Dies ist zum Beispiel der Fall mit Rousseaus „Heloise“, welche einmal eine so gewaltige Bewegung in allen Gemütern hervorgerufen hat, weil sie einem in ihnen schlummernden Gefühle Ausdruck gab. Diesem Roman fehlt es nicht an Partien, die noch heute anziehen können; die Naturschilderungen sind oft hinreißend, aber die so breit ergossene Sentimentalität, in welcher unsere Großväter und Großmütter schwelgten, macht es uns zur schweren Aufgabe, das Buch ganz zu lesen. — Ob Lessings „Nathan“ dereinst, wenn die in ihm gepredigte Lehre der Toleranz allgemein adoptirt und fast zur Trivialität geworden sein wird, durch seinen poetischen Wert allein sich in hohem Ansehen werde behaupten können, wird die Zukunft lehren.

VIII.

Aliquando dormitat et bonus Homerus.

Manchen vortrefflichen Dichtern gereicht es zum Nachteil, daß sich in den Sammlungen ihrer Werke zwischen Ausgezeichnetem auch Geringes und Mittelmäßiges findet. Schon die Alten hatten das Sprichwort: der gute Homer schlafe bisweilen. Man darf sich daher nicht wundern, daß auch andere Poeten hier und da weniger Glückliches publizirt haben; einen solchen, der immer nur Vorzügliches geschrieben hätte, hat es wohl nie gegeben. Der Leser könnte nun wünschen, des reinen Genusses wegen in den Werken eines Dichters den Weizen von der Spreu gesondert zu sehen; indessen ist dies ein fast unerfüllbarer Wunsch. Wer soll die Sonderung vornehmen? Ein Autor selbst hat, wie viele Beispiele beweisen, in der Regel kein richtiges Urteil über seine Produktionen. Man weiß, wie Petrarca den höchsten Wert auf sein lateinisches Epos „Africa" legte und auf dasselbe, nicht auf seine Canzonen und Sonette, seinen Anspruch auf Nachruhm gegründet sehen wollte, wie Byron am meisten auf seine didaktischen Versuche im Stile Popes stolz war und so weiter; welchem andern als dem Autor aber möchte man nun die Auswahl aus dessen Schriften anvertrauen? Auch der größte Genius, auch der feinsinnigste Kritiker irrt sich oft auf merkwürdige Weise in seinem Urteil; so bleibt es denn wohl am besten, daß die Nachwelt die Erbschaft von allem antritt, was ausgezeichnete Männer ihr hinterlassen haben.

In Bezug auf einige könnte sie allerdings wünschen, daß deren Nachlaß minder reich gewesen wäre. Bei manchen Dichtern ist uns der Genuß leichter gemacht, indem ihre Sammlungen fast nichts ihrer Unwürdiges enthalten. Dies scheint mir insbesondere bei Uhland der Fall zu sein, ob infolge einer von ihm selbst vorgenommenen Sichtung oder weil er wirklich nie etwas Schlechtes hervorgebracht hat, ist eine wohl nicht mehr zu beantwortende Frage. Auch in Schillers Werken findet sich kaum etwas, dem nicht der Stempel seines großen Geistes aufgedrückt wäre. Bei anderen Dichtern, die unter Herrlichem auch viel Mittelmäßiges hervorgebracht haben, wollen wir uns allerdings das Eigentum an dem Gesamtnachlasse nicht rauben lassen, wollen auch keinem das Recht zugestehen, uns mit einer Chrestomathie aus demselben abzufertigen; allein nur für die Urteilsfähigen, welche die Schlacken von dem Golde zu scheiden wissen, ist der Besitz dieses ungeheuren, ungesichteten Vorrats ersprießlich, für die Ungebildeten, und doch mit dem Scheine von Bildung Prunkenden indes führt er große Uebelstände mit sich. Diese bewundern bei dem Mangel an eigenem Urteil auch auf den bloßen Namen hin und halten sich für verpflichtet, alles, was mit einem solchen überschrieben ist, herrlich zu finden. Ja, leider gibt es auch Männer, denen im übrigen Bildung nicht abgeht, die aber so berauscht und bethört durch den Namen sind, daß ihnen in Bezug auf einen großen Dichter alle Unterscheidungskraft abhanden gekommen zu sein scheint.

Was der hier in Rede stehenden Bewunderung auf den bloßen Namen hin besonders eine Stütze gibt, ist der vielverbreitete Glaube, daß alles, was ein großer Dichter oder

Künstler geleistet hat, vorzüglicher sei als das von anderen Produzirte. So denken sich viele, jedes Gemälde Rafaels müsse die Bilder aller anderen Maler übertreffen. Nun aber beruht dessen Größe nur auf seinen größten Werken, die vielleicht (obgleich auch dies noch diskutirbar ist) die höchste Höhe der Kunst bezeichnen; allein alle seine Bilder sind keineswegs von gleicher Vortrefflichkeit und manche darunter werden nicht nur von Bildern Tizians, sondern auch von denen eines Andrea del Sarto, Gian Bellin, Palma, Giorgione übertroffen. Ganz dasselbe ist bei Goethe der Fall. An die schönsten seiner lyrischen Gedichte, an seinen Faust, reicht kaum etwas anderes in der deutschen Poesie hinan; aber manche seiner geringeren Werke werden von denen anderer Dichter in den Schatten gestellt. Platens Sonette zum Beispiel stehen hoch über den seinigen, Rückerts „Oestliche Rosen" sind fast allem in dem „Westöstlichen Divan" weit vorzuziehen, und ich stehe nicht an, auszusprechen, daß Tiecks jetzt so gering geschätzte Lustspiele dem „Triumph der Empfindsamkeit" durchaus überlegen sind. Die pflichtschuldige Verbeugung, die jedermann machen zu müssen glaubt, wenn Goethes Name genannt wird, hat auch veranlaßt, daß die Literaturgeschichten dessen „Vögel" stets als eine geniale Nachbildung des Aristophanes preisen. Ich gebe aber der Wahrheit die Ehre und spreche aus, daß dieses Stück auch nicht den entferntesten Begriff von der Weise des großen Atheners gibt, und daß Platens „Verhängnisvolle Gabel" dies in unendlich höherem Grade thut, ja daß Goethes Lustspiel neben Platens Meisterstück als matt und unbedeutend erscheint.

Wenn ich mich stark gegen die Idolatrie ausgesprochen

habe, die auch mit den schwachen Produktionen Goethes getrieben wird, so muß ich doch hinzufügen, daß es höchst ungerecht sein würde, ihn wegen dieser seiner schwachen Werke herabzusetzen. Wer so Großes geschaffen hat, dessen Größe wird nicht dadurch beinträchtigt, daß er auch Geringes hervorgebracht; hätte er sich ängstlich bei allem, was er schrieb, gefragt, ob es auch seiner würdig sei, so würde vielleicht seine Produktionskraft darunter gelitten haben, und auch manche seiner ausgezeichneten Werke würden nicht entstanden sein. Es hat Haydns unsterblichem Ruhme keinen Eintrag gethan, daß er zahllose unbedeutende Klaviersonaten während der Unterrichtsstunden komponirt hat; aber unsere Musiker begehen nicht die Abgeschmacktheit, sich auch vor diesen geringfügigen Kompositionen anbetend in den Staub zu werfen, sondern sie beschränken ihre Bewunderung auf die wirklich großen und nie genug zu schätzenden Werke des Meisters.

IX.

Fruchtlose Vergleiche.

Wenn jemand die nun schon seit fast einem Jahrhundert ventilirte Frage, ob Goethe oder Schiller größer sei, von neuem aufwirft, so bin ich von vornherein geneigt, dies als ein Zeichen von untergeordneter Bildung anzusehen. Man mißt nach Metern ab, ob die „Jungfrau" höher ist

als das „Finsteraarhorn" oder umgekehrt, aber bei Dichtern oder Künstlern ist dies Verfahren doch wohl nicht anwendbar. Kein Dichter, selbst der größte nicht, vereinigt alle guten Eigenschaften gleichmäßig in sich, vielmehr besitzt der eine gerade das, was dem andern gebricht. Homer hat einige Gaben vor allen Dichtern voraus, die nach ihm aufgetreten; aber manche unter diesen sind ihm wieder in anderer Hinsicht erstaunlich überlegen, und dasjenige, worin er excellirt, ist wieder von dem, was sie auszeichnet, so grundverschieden, daß jeder Maßstab des Vergleichs zwischen ihnen aufhört. Es fällt auf, daß fast nur in der Literatur derartige Streitigkeiten geführt werden; mit gleicher Hartnäckigkeit jedoch wie über die Größe von Goethe und Schiller ist wohl nur noch über die von Ariost und Tasso gestritten worden, und es war eine für die Poesie höchst unfruchtbare Periode, als dies Thema in Italien an der Tagesordnung war. Im Bereich der übrigen Künste scheint man ziemlich allgemein eingesehen zu haben, daß solche Vergleiche zwischen verschiedenen Künstlern, um den einen über den andern zu erheben, unstatthaft seien; man hat, so viel ich weiß, nicht darüber disputirt, ob Bach oder Händel, Mozart oder Beethoven, Schubert oder Weber, ob Tizian oder Lionardo, Giorgione oder Palma größer seien. Und doch wäre hier, wofern dieselbe Vergleichs- und Streitlust herrschte wie in Bezug auf die beiden deutschen Dichterheroen, ein noch viel ergiebigeres Feld für Meinungen und Gegenmeinungen; man könnte die Fragen auch noch mannigfach anders stellen, so daß zum Beispiel Beethoven und Bach, Mozart und Händel, Andrea del Sarto und Palma einander gegenüber zu stehen kämen. Aber es leuchtet jedem

ein, wie unfruchtbar das alles sein würde. Nur in der Poesie will der thörichte Kampf nicht aufhören, und wenn hie und da in demselben hinsichtlich Schillers und Goethes eine Ermattung eintritt, so fängt man an, über Uhland und Rückert zu streiten.

X.

Prosaische Wendungen.

In Betreff der Worte und Wendungen, welche als zu prosaisch in der Poesie zu vermeiden sind, gerät der Dichter oft in Verlegenheit. Eine Regel oder ein bestimmtes Gesetz hierüber gibt es nicht und kann es nicht geben, und es bleibt nichts übrig, als daß jeder sich von seiner eigenen Empfindung leiten lasse. Der Gebrauch und die Ansichten der Schriftsteller in dieser Hinsicht ändern sich auch mit jeder Periode. Im ganzen muß man es als einen Uebelstand bezeichnen, wenn eine Zeit die Grenzen des poetischen Ausdrucks zu enge zieht; es kann dann dahin kommen, daß sich eine eigene Phraseologie bildet, in welche alles hineingezwängt werden muß. Ich habe einen Bekannten von wirklich poetischem Talent, der seinen eigenen Produktionen dadurch schadet, daß er hierin äußerst peinlich ist und sich nur in einem ganz engen sprachlichen Kreise bewegt, weil er überall Prosa wittert. Derselbe tadelt auch andere Dichter beständig wegen ihrer unpoeti-

schen Ausdrücke und weiß selbst an zwei solchen Meistern der Form, wie Uhland und Platen, dergleichen Ausstellungen zu machen, wie wenn zum Beispiel der erstere statt „plötzlich“ „miteins“ sagt, und wenn der zweite in einer Ballade den Vers hat: „Doch jener versetzt in verächtlichem Scherz“. Daß es kein Glück für die Dichtkunst ist, wenn sie in diesem Betracht zu sehr beschränkt wird, zeigt die sogenannte klassische Poesie der Franzosen. Diese, die uns ihrem Geiste nach so nüchtern und oft prosaisch erscheint, war doch in Bezug auf die zu gebrauchenden Worte den strengsten Satzungen unterworfen. Noch vor weniger als fünfzig Jahren erfolgte im Theâtre français bei der Aufführung von Shakespeares „Othello“, in der Uebersetzung von Alfred de Vigny, allgemeines Zischen und Hohngelächter, als das von Racine und Corneille geächtete Wort foulard ausgesprochen wurde, und das Trauerspiel ward wieder auf längere Zeit von der geheiligten Bühne verbannt, bis die Romantiker den entschiedenen Sieg davongetragen hatten. Erst nun zeigte sich in den Versen der letzteren, und besonders ihres Stimmführers Viktor Hugo, der alle die früheren Gesetze umstieß und aufs freieste mit dem ganzen Sprachschatz schaltete, welche wunderbaren, bisher unbekannten Schönheiten sich auch in gebundener Rede dem französischen Idiom entlocken ließen. Es ist wahr, dieser große Dichter und einige seiner Nachfolger machen bisweilen von der neu errungenen Freiheit Mißbrauch, es ist hie und da, als ob sie Ausdrücke von zweifelhaftem Bürgerrechte in der Poesie bloß gebrauchten, um die Klassizisten zu ärgern. Aber wenn zwischen zu großer Lizenz in dieser Beziehung und der schalen Konvenienz von früher gewählt

werden muß, so scheint mir jener entschieden der Vorzug zu gebühren.

Noch in anderer Hinsicht kann das Beispiel der Romantiker in Frankreich für die deutsche Poesie ersprießlich sein. Unter den vielen willkürlichen Regeln, welche in der Boileauschen Schule galten und, durch sie eingeschärft, bis in unser Jahrhundert hinein von allen französischen Dichtern aufs strengste beobachtet wurden, war eine der rigorosesten diejenige, daß das sogenannte Enjambement im Alexandriner zu vermeiden sei, das heißt, daß nie der Sinn aus einem Verspaar in das andere hinübergezogen werden dürfe. Gerade dies war die Ursache der unerträglichen Monotonie des genannten Metrums, und erst als Viktor Hugo die durch so langen Gebrauch sanktionirte Regel umstieß, gewann das Versmaß Fluß und Schwung. In Deutschland existiren auch einige ähnliche arbiträre Satzungen, die meines Bedünkens besser beseitigt würden. Zum Beispiel bezüglich der für erzählende Gedichte so sehr geeigneten fünffüßigen Trochäen glauben manche, sie müßten am Ende eines jeden Verses eine Pause haben; nun aber werden sie gerade hierdurch eintönig und steif, und Platen hat in seinen Abassiden gezeigt, wie viel sie durch häufiges Hinüberziehen des Sinnes, ja selbst dadurch gewinnen, daß das Adjektiv an das Ende des einen Verses, das Substantiv an den Beginn des folgenden gestellt wird. Trotz des Vorganges dieses großen Meisters, der mit vielem Glück auch Daktylen unter die Trochäen gemischt hat, halten manche doch noch an der alten Satzung fest. Ebenso scheint mir die bei uns gebräuchliche Weise, bei den Terzinen stets am Ende der dritten Zeile eine Pause ein=

treten zu lassen, vom Uebel zu sein. Von ausgezeichneten englischen Dichtern ist dieses Metrum so angewandt worden, daß ein solcher Ruhepunkt nur von Zeit zu Zeit, aber keineswegs jedesmal an der genannten Stelle eintritt, und mir scheint das Metrum durch die so gewonnene freiere Bewegung weit geeigneter für betrachtende wie erzählende Dichtungen geworden zu sein.

XI.

Literarische Moden.

Daß die Mode in Bezug auf neue Erscheinungen der Literatur ebenso ihre Herrschaft übt wie hinsichtlich der Kleidertrachten, daß ein Buch in derselben Weise in Aufnahme kommt und nachher wieder beiseite geworfen wird wie etwa ein Reifrock oder eine Haartour, ist bekannt. Weniger achtet man darauf, daß auch die Schätzung älterer Werke der Literatur einem steten Wechsel unterworfen ist, ja daß ganze Gattungen der Poesie Verbreitung über alle Länder Europas gehabt und daß die besten Dichter sie kultivirt haben; daß aber eben diese Gattungen später völlig aus der Literatur verschwunden sind und gegenwärtig nur noch mit einem mitleidigen Lächeln als ganz verfehlte Genres bezeichnet werden. So waren im sechzehnten Jahrhundert die Schäferromane die Lieblingslektüre der Gebildeten aller Nationen. Samazars

„Arkadia“ riß ebenso wie Ariosts „Rasender Roland“ ganz Italien zum Entzücken hin und rief eine Flut von Nachahmungen hervor; in Spanien verschmähte der große Cervantes nicht, einen Hirtenroman — „Galathea“ — zu schreiben; auch Lope de Vega verfaßte einen solchen, und das englische Publikum wurde von dem trefflichen Sidney mit einer „Arcadia“ beschenkt; in Frankreich währte die Vorliebe für solche Pastoralromane noch fast bis zur Zeit der Revolution, und Florian bildete nicht bloß den des Cervantes nach, sondern schrieb selbst einen eigenen. Jetzt gilt die ganze Gattung für durchaus antiquirt, und sogar der Name des Verfassers des „Don Quijote“ vermag seiner „Galathea“ keine Leser mehr zuzuführen. Wenn man aber sieht, wie die Bilder von Watteau heute wieder beliebt und teurer bezahlt werden als diejenigen der großen Venetianer, so wird man es nicht für unmöglich halten, daß unsere Kinder oder Enkel auch wieder für Schäferromane schwärmen können, während dann wahrscheinlich das gegenwärtig so verbreitete Genre der Dorfnovellen als veraltet gelten wird.

Die Amadisromane, die im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert noch vielen anderen als dem Ritter von der Mancha den Kopf verrückten, schienen durch die Parodie und Satire des edlen Spaniers den Todesstoß erhalten zu haben und waren aus der Literatur wie verschwunden; aber im ersten Viertel unseres Jahrhunderts erstanden sie wieder vom Grabe, nicht bloß in den Ritterromanen von Veit Weber und anderen, sondern auch im „Thiodolf dem Isländer“ und sonstigen Phantasiegeburten des sehr begabten Fouqué. Der Enthusiasmus, welcher

die wieder Aufgelebten begrüßte, währte nicht lange, aber es ist nicht abzusehen, weshalb unter einer andern Zeitkonstellation nicht noch wieder andere Erscheinungen in Flor kommen könnten.

Wohl in allen Literaturen der Welt hat es Lehrgedichte gegeben; in Indien existirten deren schon in uralter Zeit. Von persischen und arabischen Dichtern ist die didaktische Poesie kultivirt worden und in Griechenland steht sie an Alter nur der epischen nach. Auch bei allen neueren Völkern ist dieses Fach fortwährend bearbeitet worden, bis seit etwa fünfzig Jahren sich die Meinung Geltung verschafft hat, dem Lehrgedicht komme auf dem Gebiete der Poesie gar kein Recht der Existenz zu. Gewiß kann diese Ansicht gute Gründe für sich anführen. Ein Dichter, der direkt lehren will, tritt zum mindesten mit halbem Fuße auf den Boden der Prosa über; allein wenn man die Gattung in Bausch und Bogen verwerfen, wenn man alle Lehrgedichte für wertlos erklären wollte, müßte man ganze Perioden, welche gerade die glänzendsten in der Literatur waren, ja man müßte große Dichter selbst anklagen, sie hätten gar nicht gewußt, was Poesie sei. In Griechenland wurde Hesiod stets hoch geschätzt, Rom war stolz auf seinen Lucrez, und Goethe hegte die höchste Bewunderung für letzteren, den er eifrigst studirte. Byron endlich hatte immer eine wahre Ehrfurcht vor Pope, machte nicht übel Miene, ihn Shakespeare vorzuziehen, und ahmte ihn selbst in seinen Hints from Horace nach. Es bleibt hier denn nichts übrig, als das Gerüst solcher Gedichte, das eigentlich Didaktische in ihnen, das ebenso gut oder noch besser in Prosa gesagt werden könnte, aus dem Gebiete der Dicht-

kunst auszuweisen, aber die einzelnen poetischen Schönheiten, die sich in ihnen finden, anzuerkennen. Die Aesthetiker, welche lehren, es komme einzig auf das Ganze eines Gedichtes an, und wenn letzteres nicht befriedigend sei, hätten einzelne Schönheiten keinen Wert, wird es zwar hart ankommen, dies zuzugestehen; sie werden sich jedoch wohl dazu bequemen müssen, denn es wäre in der That gar zu abgeschmackt, einer Theorie wegen leugnen zu wollen, daß Lucrez in zahlreichen Stellen seines Gedichtes als ein wahrhaft großer Poet erscheint. Hiermit will ich der didaktischen Poesie durchaus nicht das Wort reden. Ich halte es vielmehr für wünschenswert, daß dieses Feld in Zukunft brach liege; eine andere Frage ist es, ob dieser Wunsch sich erfüllen werde, und dies erscheint mir als höchst fraglich. Wenn auch jetzt eine Pause in der Produktion solcher Lehrgedichte eingetreten ist, so erscheint es doch durchaus nicht wahrscheinlich, daß eine Gattung, die seit Jahrtausenden existirt und bei allen Nationen aufgetreten ist, ganz aus der Welt verschwinden werde. Da sich der Geschmack fortwährend ändert, werden auch wieder Zeiten kommen, wo man sich zum Lehrhaften hingezogen fühlen wird. Uebrigens will ich noch hervorheben, daß die Verdammung der Lehrgedichte cum grano salis zu verstehen ist und nicht solche, die nur einen lehrhaften Beigeschmack haben, im wesentlichen aber erzählend, lyrisch oder dramatisch sind, darunter begriffen werden dürfen, zum Beispiel nicht das Buch Hiob, das sicher zu den größten Werken der Dichtkunst gehört. Denjenigen, welche überhaupt gegen alles Didaktische eifern, sollte auch entgegen gehalten werden, daß sie doch wahrscheinlich Lessings Nathan

höchlich bewundern, obgleich ihm Schiller vorgeworfen hat, es sei darin das Dramatische zu didaktischen Zwecken mißbraucht worden.

XII.

Wandelbarkeit des Urteils.

Wohl kein Dichter ist von einem so auffallenden Wandel in der Schätzung seiner Werke betroffen worden wie Virgil. Weit über ein Jahrtausend lang hat er eine wahrhaft abgöttische Verehrung genossen. Im Mittelalter galten seine Werke als so herrlich, daß man kaum glaubte, deren Urheber könne ein menschliches Wesen sein, ihn vielmehr für einen Zauberer hielt und die wunderbarsten Sagen von ihm erdichtete. Dante blickte, wie aus seiner divina comedia hervorgeht, zu ihm wie zu einer Art von Gottheit empor, und dieser Kultus hat, nur wenig abgeschwächt, bis an die Grenze unserer Zeit gedauert. Noch Johannes von Müller sprach die Meinung aus, das größte Verdienst Homers sei es, den Genius eines Virgil geweckt zu haben! Da trat plötzlich ein Umschwung ein, Homer wurde auf den höchsten Thron der Dichtkunst erhoben und Virgil erlitt einen Sturz wie noch kein anderer Dichter, selbst Horaz nicht, der mehr als anderthalb Jahrtausende hindurch als der größte der Lyriker gepriesen worden ist und nun von vielen für einen bloßen Kompilator von Stellen griechischer Dichter erklärt wird. Gewiß

wird die Zeit kommen, wo man an beiden die schreiende Ungerechtigkeit derartiger Urteile gut machen und besonders den Virgil, wenn auch nicht in die frühere hohe Stelle, doch in einen Ehrenplatz auf dem Parnaß wieder einsetzen wird.

Ein auffallendes Beispiel von Vergötterung bei seinen Lebzeiten und gänzlicher Hintansetzung, ja Verachtung bei der Nachwelt bietet der Italiener Marino. Weder Ariost noch Tasso haben, so lange sie lebten, auch nur annähernd die Bewunderung genossen wie er, noch viel weniger haben ihnen ihre Werke die Glücksgüter eingetragen, wie ihm die seinigen. Die Buchhändler wogen seine Verse, die ganz Italien in Entzücken versetzten, mit Gold auf, und die Reichen und die Vornehmen überschütteten ihn mit Geschenken. So konnte er sich einen prachtvollen Palast auf dem Posilipp bei Neapel erbauen, dort wie ein Fürst leben und sich mit herrlichen Kunstwerken umgeben. Die angesehensten Edelleute schätzten sich glücklich, ihn zu Pferde als Ehrengeleit auf seinen Reisen zu begleiten oder, wenn er von seinen Ausflügen an verschiedene Höfe nach Neapel zurückkehrte, ihm zum festlichen Empfange entgegen zu ziehen. Sein Hauptgedicht „Adone" wurde in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Schon nicht lange nach Marinos Tode erlitt dieser Ruhm einen Stoß, und sein Stern begann mehr und mehr zu sinken, während die Sonnen Tasso und Ariost, die er eine Zeit lang verdunkelt hatte, immer leuchtender aufstiegen. Jetzt ist sein Name fast nur noch durch den Ausdruck „Marinismus" bekannt, womit man eine gezierte, süßliche, mit Redeschmuck überladene Schreibweise bezeichnet. Uebrigens verlangt die Billigkeit, zu sagen, daß so, wie ehemals die Verherrlichung

Marinos, später dessen Verunglimpfung viel zu weit gegangen ist, und daß er jedenfalls ein sehr begabter Dichter war, der Treffliches würde haben leisten können, wenn er nicht einem falschen Modegeschmack gehuldigt, oder vielmehr, die in seinen Zeitgenossen schlummernde Neigung erkennend, diesen Geschmack selbst hervorgerufen und ausgebildet hätte. Er kann als warnendes Beispiel für alle diejenigen dienen, die, um vorübergehenden Ruf zu erlangen, dem schlechten Hange und den krankhaften Bedürfnissen des Publikums frönen.

Zwei eminente spanische Dichter liefern auch einen Beleg dafür, daß die Mitwelt bisweilen großen Talenten, ja Genies durchaus nicht gerecht wird und diese erst Jahrhunderte nach ihrem Tode zu verdienter Anerkennung bei der Nachwelt gelangen. Alarcon und Tirso de Molina sind zwei Dramatiker ersten Ranges; ihre Dramen fanden bei ihren Zeitgenossen zwar neben unzähligen anderen Beifall, aber verloren sich unter der Menge derer, die damals die Bühnen überschwemmten, und wurden von niemand in ihrer hohen Bedeutung erkannt. Nachher waren sie lange so gut wie völlig vergessen, und erst seit höchstens fünfzig Jahren ist die Aufmerksamkeit auf sie in Spanien wieder erwacht. Seitdem leuchtet denn ihr Ruhm immer höher empor; sie werden allgemein als gleich groß mit Lope und Calderon gepriesen, und namentlich hat Tirso de Molina begeisterte Verehrer, welche ihn — und ich möchte ihnen darin nicht unrecht geben — noch über jene beiden stellen.

Nur wenige vom Glück besonders bevorzugte Geister, deren Ruhm man eine lange Dauer verheißen kann, haben den letzteren schon während ihres Lebens genossen, und in

vollem Maße ist er auch diesen erst bei der Nachwelt zu teil geworden. Plötzlich und schnell gewonnene Berühmtheit verschwindet mehrenteils auch ebenso rasch wieder. Wenn sie völlig unverdient war, wenn Unwissenheit oder falscher Modegeschmack den Mittelmäßigen oder Talentlosen damit geschmückt hatte, so entspricht es der Gerechtigkeit, daß der Lorbeer bald wieder von der gemeinen Stirn gerissen wird. Ein anderer beklagenswerter Fall dagegen ist es, wenn ein hervorragendes Talent eine Zeit lang auf eine Höhe gestellt worden ist, welche ihm nicht zukam, und nun infolge dieser Ueberschätzung später eine Reaktion eintritt, die ihn unter den ihm gebührenden Rang herabsetzt. Dieses Schicksal hat Ludwig Tieck betroffen; von seinen Freunden wurde er nahezu an Goethes Seite gestellt, als der zweitgrößte Dichter der Deutschen gepriesen, und namentlich suchten die Romantiker Schiller neben ihm zu erniedrigen. Es erscheint uns jetzt fast unglaublich, daß Tiecks „Genofeva", die gegenwärtig wohl kaum noch einen Leser findet, über alle dramatischen Werke Schillers erhoben wurde. Beim Publikum freilich scheint dies breite, formlose, in vielen künstlichen Metren geschriebene und doch von großer Unbeholfenheit in den Versen zeugende Schauspiel keinen besonderen Beifall gefunden zu haben; aber wenn häufig wiederholte Posaunenstöße zu Gunsten eines Werkes ertönen, so verbreitet sich zuletzt der Glaube, es sei wirklich ein vorzügliches, und so stellte sich allmälich die Meinung fest, diese „Genofeva" sei in der That eines der Meisterwerke unserer Literatur und ihr Verfasser ein Genius ersten Ranges. Auch blieb diese Meinung noch bis über das erste Viertel unseres Jahrhunderts in Deutsch-

land herrschend. Besonders auffallend ist, daß Tieck als größte Autorität in der Dramaturgie allgemein anerkannt wurde, er, dessen Dramen, höchstens mit Ausnahme des „Gestiefelten Katers“ und des „Blaubart“ doch durchaus keinen Anspruch auf besonderen Wert machen können. Seit dem Jahre 1830 begann der Literaturthron Tiecks zu wanken; er wurde die Zielscheibe zahlreicher Anfeindungen, und die Stimmen seiner Gegner drangen nach und nach so sehr durch, daß er während seiner letzten zwanzig Lebensjahre noch selbst Zeuge des Verfalls seines Ruhmes wurde. Man las wohl noch jährlich eine Novelle von ihm, auch warf die Gunst, die ihm am Berliner Hofe zu teil ward, noch einigen Glanz auf sein greises Haupt. Aber ihn auch nur in die Nähe Goethes und Schillers zu rücken, über welch letzteren er früher erhöht worden war, fiel keinem mehr ein. Nach seinem Tode dann scheint er beinahe in Vergessenheit geraten zu sein, und Grillparzer, auf den er, als einen schlechten Poeten, so tief herabgesehen hatte, erlebte noch die Genugthuung, wenigstens von dem Gipfel des österreichischen, wenn auch nicht deutschen Parnasses auf ihn hinunter blicken zu können. Wenn man nun diesen tiefen Fall eines ungemein begabten Mannes von einer weniger von ihm usurpirten als vielmehr ihm von seinen Freunden angewiesenen Höhe betrachtet, so möchte man wünschen, daß er vielmehr von der Mitwelt verkannt worden wäre. Vielleicht würde Tieck dann wegen des vielen Trefflichen in seinen Leistungen zu einer zwar maßvolleren, aber dauernden und unbestrittenen Anerkennung gelangt sein, die er sich jetzt erst von neuem zu erringen haben wird.

XIII.

Mittelalterliche Poesie.

Ich habe schon vor einer Reihe von Jahren in einem kleinen Gedichte „Der Sängerkrieg auf der Wartburg" den Wolfram von Eschenbach gefeiert. Da aus demselben der Schluß gezogen werden könnte, ich sei von besonderer Bewunderung für letzteren durchdrungen und stelle ihn in die Reihe der großen Dichter, so will ich hier ein Bekenntnis ablegen: Was man in Versen sagt, darf nicht immer buchstäblich genommen werden; man schmückt hier einen Gegenstand oder einen Helden oft mit Farben, die der Phantasie entnommen sind, und die denselben so darstellen, wie man ihn wünscht, nicht wie er wirklich ist. Wer dies nicht gestatten will, der tastet ein wesentliches Recht der Poesie an. Schiller beging keinen Fehler, indem er seine Maria Stuart in einem viel vorteilhafteren Lichte zeigte, als dasjenige ist, in dem sie in der Geschichte erscheint. Allein wer da, wo es sich nicht um poetische Auffassung, sondern um die Wahrheit und Wirklichkeit handelt, geschichtliche Persönlichkeiten wissentlich in schönfärberischer Weise darstellt, auch wer Dichter, Schriftsteller oder Künstler auf eine mit ihrem wahren Werte in keinem Verhältnis stehende Art lobpreist, der ist nicht in gleicher Weise zu rechtfertigen. In Bezug auf unsere mittelhochdeutsche Poesie haben sich viele Germanisten dieser Sünde schuldig gemacht. Ich will ihnen dies nicht ins Gewissen schieben, denn wer vielen Fleiß und Mühe auf die Herstellung eines

Textes verwendet, sucht sich gern, selbst wenn sich ihm die Ueberzeugung vom Gegenteil aufdrängen will, zu überreden, seine Arbeit habe etwas Hochvortrefflichem gegolten; auch kann man ein sehr tüchtiger Philolog sein, ohne doch von der Poesie viel zu verstehen. Ich erinnere mich hierbei an Karl Lachmann, den ich noch persönlich gekannt habe. Derselbe war ein höchst scharfsinniger Gelehrter und hat eine vorzügliche Ausgabe des Wolfram von Eschenbach geliefert. Während der langen Zeit, die er diesem schwierigen Unternehmen gewidmet, hatte sich bei ihm die Meinung festgestellt (oder war dies nur ein Vorgeben?), Wolfram sei einer der gewaltigsten, tiefsinnigsten Dichter aller Zeiten. Lachmann sprach das oft in orakelhaftem Ton aus, besonders aber war es sein Lieblingsthema, ihm und den mittelhochdeutschen Poeten im allgemeinen gegenüber die Poesie unserer Zeit aufs tiefste herabzusetzen; ja er schien die Ansicht zu haben, die deutsche Dichtung solle am besten für die Zukunft ganz verstummen, da sie doch nie wieder etwas so Herrliches hervorbringen könne wie den Parcival oder auch nur das kurze Fragment von Tschionatulander und Sigune aus dem Titurel. Wenn er so redete, hatte ich ihn stets im Verdacht, er habe gar nichts von neueren Dichtern gelesen. Dennoch hegte ich so viel Achtung vor ihm, daß ich mich ernstlich bemühte, in den Geist des von ihm so über alle erhobenen Meisters Wolfram einzudringen und mich von dessen hoher dichterischer Bedeutung zu überzeugen. Zuerst las ich den Parcival in der vorzüglichen und sehr fließenden Uebertragung von San Marte, welche, weit entfernt von der kriechenden Treue anderer, ganz ungenießbarer derartiger Arbeiten,

meistens den Sinn des Originals trefflich entfaltet. Aber trotz der einladenden Form dieser Uebertragung konnte ich in dem Gedicht nur mit großer Anstrengung vordringen. Ich fand in demselben ein sinnverwirrendes Labyrinth von Namen, Personen und Begebenheiten, in welchem der Hauptfaden der Erzählung oft völlig verschwand, und ich legte daher das Buch nicht selten mit einem Gefühl der Ermattung und Betäubung aus der Hand, zumal ich darin auch nicht einmal einzelne Stellen von hervorragender Schönheit zu entdecken vermochte. Ich dachte nun, was den ersten Uebelstand, die höchst konfuse Komposition, anlange, so müsse freilich auch das Original daran leiden; allein die poetischen Vorzüge, an denen dasselbe unstreitig reich sei, habe San Marte zerstört, und so entschloß ich mich denn, den Urtext zu studiren. Ich that dies mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, und da ich das Bhagavatgita und mehrere Puranas im Sanskrit, das hohe Lied des Ibn Faridh im Arabischen und den Mesnewi des Dschelaleddin Rumi im Persischen gelesen habe, werde ich nicht in Verdacht kommen, das im Vergleich mit jenen Sprachen so kinderleichte Mittelhochdeutsche habe mich gehindert, in das Verständnis des Gedichtes einzudringen. Nun gestehe ich mit der Aufrichtigkeit, die mir überall Pflicht zu sein scheint: Wenn ich in jenen schwierigen orientalischen Werken unter manchem Abstrusen doch auch Einzelheiten von hohem dichterischem Wert gefunden habe, so ist es mir unmöglich gewesen, etwas Derartiges im Parcival wahrzunehmen oder irgend einen poetischen Genuß aus dessen Lektüre zu schöpfen. Den Lobpreisern dieses Gedichts ist schon oft entgegengehalten worden, dasselbe sei doch nur die Bearbeitung

eines französischen Parcival. Hierauf erwidern aber jene, Wolfram habe das rohe Agglomerat von Begebenheiten erst durch eine unendlich tiefe Weltanschauung geadelt und zu einem Kunstwerk ersten Ranges erhoben. Einer meiner Freunde dagegen, der sich viel mit solchen Studien beschäftigt, versichert, dies sei ein eitles Vorgeben; der deutsche Parcival enthalte in genannter Hinsicht nichts, was sich nicht auch schon in dem französischen von Chrestien de Troyes finde. Wie es sich hiermit verhält, weiß ich nicht zu sagen; allein es scheint mir auch nicht der Mühe wert zu sein, darüber zu streiten; denn mir ist in Wolfram nichts aufgestoßen, was sich mit den genannten Dichtungen der Inder, Perser und Araber irgend messen könnte. Wenn dieser mittelalterliche Sänger wirklich tiefsinnige Gedanken gehabt, so hat er sie doch jedenfalls, wie Immermann meint, „mit gottverworrenem Munde" ausgesprochen. — Ich habe vorhin gesagt, es sei unseren Germanisten zu verzeihen, wenn sie Werke, an deren Studium sie ihr ganzes Leben gesetzt, überschätzen. Nun muß ich jedoch hinzufügen, daß ein solcher Entschuldigungsgrund nicht für diejenigen vorhanden ist, welche bloß überlieferte Urteile nachsprechen und nach dem Hörensagen untergeordnete Produkte lobpreisen, als wären sie Meisterwerke. Wie viele von unseren Literarhistorikern, die sich auf herkömmliche Art, in Encomien des Parcival ergießen, haben wohl, ich sage nicht, den Parcival ganz, sondern auch nur den vierten Teil davon gelesen? Das Ausposaunen von etwas, das ein solches Lob nicht verdient, ist aber überaus verderblich, besonders wenn dies, wie es in Bezug auf die mittelalterliche Poesie meistens der Fall ist, zur Herabsetzung weit

höher stehender Erscheinungen der Neuzeit geschieht. Die meisten Leser nehmen literarische Urteile, die einmal in Kurs gesetzt sind, auf Treu und Glauben hin; auch diejenigen, die sonst wohl fähig wären, selbst zu prüfen, ordnen sich doch meist in Geschmackssachen dem Richterspruch unter, den sie gedruckt vor sich sehen, und so werden schließlich alle Begriffe über das, was gut und schön, verwirrt. Immermanns Merlin, welcher wie Wolframs Gedicht seinen Stoff dem Sagenkreise vom heiligen Gral entlehnt hat, steht, obgleich er auch einigermaßen an der diesen mittelalterlichen Traditionen anhaftenden Unklarheit leidet, dichterisch unendlich höher als der Parcival. Dennoch wird in den seltenen Fällen, wo die Literaturgeschichten seiner überhaupt Erwähnung thun, meistens in wegwerfender Weise von ihm gesagt, er sei ein unverdauliches Gebäck aus verschollenen Traditionen und gnostischen Träumereien. Dasjenige erzählende Gedicht aus der Hohenstaufenzeit, das sich durch die größten poetischen Schönheiten auszeichnet, ist Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde". Doch wenn man dieses in vollem Maße anerkennt, muß man der Gerechtigkeit zu liebe hinzusetzen, daß sich neben den reizenden Partien auch sehr viel triviales, gar nicht zur Sache gehöriges Gerede findet, was den Genuß des Ganzen stark beeinträchtigt. Zudem ist Gottfrieds Tristan doch auch nur eine, wenngleich talentvolle Bearbeitung eines französischen Originals. Was nun die übrigen mittelalterlichen Erzählungen, wie Iwein, Wigalois und andere betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß ich zu viele gute Dichtwerke gelesen habe, um an solchen geschwätzigen Versifizirungen ziemlich unbedeutender und uninteressanter Mären Gefallen

zu finden. Sicher haben alle diese Sachen ihren historischen Wert; es ist für den Geschichtsfreund von Belang, zu wissen, was die deutsche Poesie in den verschiedenen Zeitaltern hervorgebracht hat, und den Geist einer jeden Periode aus dem, was in ihr gesungen worden, näher kennen zu lernen. Aber solcher historische Gehalt sollte doch nicht mit ästhetischem Wert verwechselt werden. Die Franzosen zeigen hierin einen ungleich gesünderen Sinn; ihre mittelalterliche Literatur hat einen außerordentlichen Reichtum von Dichtungen aufzuweisen, die vor den deutschen zum mindesten den Vorzug der Ursprünglichkeit besitzen. Sie haben mit Recht auch den größten Eifer auf die Herausgabe dieser alten Literaturdenkmale verwendet, keiner von ihnen indes hat, soviel ich weiß, die derartigen rohen Produkte benützt, um diejenigen einer reiferen Epoche dagegen herabzusetzen, keiner von ihnen hat von einem goldenen Zeitalter der französischen Dichtkunst in den Tagen Ludwigs des Heiligen oder Philipp Augusts gefaselt. Eine solche goldene Aera unter den Hohenstaufen, von welcher unsere Literarhistoriker reden, wird nach meiner Herzensmeinung, die ehrlich auszusprechen ich mich gedrungen fühle, auch durch Wolfram, Hartmann von der Aue und wie die anderen heißen mögen, noch nicht dokumentirt. Eine einzige Schwalbe, wie Gottfried von Straßburg, macht noch keinen Sommer. Die zahlreichen Minnelieder lasse ich noch weniger als Belege einer wahren Blüte der Dichtkunst gelten. Wenn ein heutiger Freund der Poesie dem großen Dichterfest beiwohnen könnte, welches Kaiser Friedrich Barbarossa zu Mainz veranstaltete, er würde vermutlich an den wehenden Federbüschen und Fahnen mehr

Gefallen finden als an den dort vorgetragenen Versen. Viele von diesen Liedern zu lesen ist eine Marter für den poetischen Sinn; man begegnet darin unendlicher Monotonie und Gedankenarmut, und auch was manche für Empfindung halten, ist mehrenteils nur konventionelle Redensart. Daß einige dieser Minnesänger sich vor dem großen Haufen auszeichnen, daß sich bei Walther von der Vogelweide sinnvolle Spruchweisheit, bei anderen hier und da wahres Gefühl findet, daß einige Tag-Lieder, eine übrigens in Deutschland weit weniger als in der Provence kultivirte Gattung, ein reizendes Kolorit tragen, leugne ich nicht. Bei Gelegenheit dieser Tag-Lieder kann ich mich nicht enthalten, noch ein Beispiel anzuführen, welches zeigt, wie bei Dichtern vergangener Zeit bisweilen das als eine Schönheit gepriesen wird, was man bei einem neueren Poeten streng tadeln würde. In einem Tag-Lied des Wolfram von Eschenbach heißt es vom Anbruch des Morgens: „Der Tag hat seine Klaue in die Wolke geschlagen.“ Diese Vergleichung des Tages mit einem aus seinem Stall auf das Ackerfeld geführten Stier (so wenigstens legt Jakob Grimm das Bild aus) hat man in bewundernden Ausdrücken höchst genial genannt. Mir scheint aber das Bild nicht zutreffend, sondern gesucht und unpassend. Man hat den Orientalen, und in manchen Fällen nicht mit Unrecht, ihre bei den Haaren herbeigezogenen Gleichnisse vorgeworfen. Allein den anbrechenden Tag haben sie mit weit größerer sinnlicher Wahrheit geschildert, wenn sie sagen, er halte seinen goldenen Schild (die Sonne) empor, oder: der Morgen schwinge sich wie ein Falke mit blitzendem Gefieder in die Lüfte auf.

XIV.

Poetische Bilder.

In den ästhetischen Auslassungen unserer Kritiker liest man nicht selten, Bilder, die nicht auf wirklicher Anschauung beruhten, seien als hinter dem Ofen ausgeheckte verwerflich. Daß manche, welche solche Weisheit auskramen, damit meinen, der Dichter müsse die verglichenen Gegenstände leibhaftig neben einander gesehen haben, überzeugte ich mich mehrfach. In Bezug auf die Stelle in einem Dichtwerk, in welcher es heißt: „Dieses Weib, vor dem jedes andere erbleicht wie der Glühwurm vor der Sonne", wurde gesagt, der Glühwurm leuchte zu einer andern Zeit als die Sonne. Der Dichter könne beides zugleich nicht gesehen haben, das Bild sei also falsch. Nun ist erstens, um dies nur beiläufig zu sagen, solche Behauptung unrichtig; in den südlichen Ländern können die Reisenden, die nach dortiger Gewohnheit bei der Sommerhitze oft lange vor Tage aufbrechen, sehen, wie der Glanz der zu Tausenden umherschwärmenden Leuchtkäfer vor den Strahlen der aufgehenden Sonne nach und nach erbleicht, und sogar im bayrischen Gebirge habe ich im besonders schönen Sommer von 1873 das Nämliche wahrgenommen. Aber es ist überhaupt die ästhetische Aufstellung, von der ich hier rede, eine gänzlich irrige und auf den rohesten Begriffen von Poesie beruhende; bei allen guten Dichtern lassen sich zahlreiche Bilder nachweisen, welche dieselbe widerlegen. Ich will hier zunächst nur Shakespeare

anführen, der in seinen Metaphern und Gleichnissen vielleicht der genialste unter allen ist. Unstreitig hat er nie Hyperion neben einem Satyr gesehen, und ebenso wenig kann jene berühmte Stelle, in welcher Othello sagt, seine Leidenschaft solle unaufhaltsam hinfluten wie das schwarze Meer sich in den Bosporus und Hellespont ergieße, auf wirklicher Anschauung beruhen; denn weder Shakespeare noch irgend ein Mensch hat dieses Naturschauspiel je erblickt; mag in Wahrheit eine Strömung des Euxinus in die beiden genannten Meerengen stattfinden, mit Augen ist sie nicht wahrzunehmen, wie ich mich bei mehrfacher Passage jener Wasserstraße überzeugt habe. Shakespeare, der wahrscheinlich durch irgend eine Reisebeschreibung auf sein Gleichnis geführt ward, wäre also hier zu tadeln, weil er dasselbe hinter dem Ofen ausgeheckt. Wenn jene Behauptung nur einen Funken von Wahrheit in sich schlösse, so müßten überhaupt alle mythologischen Gleichnisse falsch sein. Kein Sterblicher hat jemals Dryaden, Oreaden, Centauren und Satyrn oder das flammenhufige Gespann des Helios gewahrt, vielmehr sind alle von jeher durch den Augenschein belehrt worden, daß solche Rosse nicht vorhanden seien; denn da ihnen der Sonnenwagen sichtbar war, würden sie auch die vorgespannten Renner, wenn solche existirt hätten, haben sehen müssen. In Bezug auf die Griechen könnte man vielleicht sagen, sie seien von Jugend auf mit solchen Vorstellungen genährt worden, und ihre Einbildungskraft habe ihnen die Gestalten der Fabelwelt so lebhaft vorgespiegelt, daß sie geglaubt hätten, sie wirklich zu sehen. Aber wie verhält es sich mit den großen Dichtern des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts,

die, mit Einschluß von Shakespeare, ihre Bilder so vielfach aus der alten Mythologie schöpften? Diese kannten den Olymp und die ganze Götterwelt der Hellenen nur aus Büchern, und ihre Bilder müssen daher in den Augen der hier in Rede stehenden Aesthetiker „hinter dem Ofen ausgeheckt“ sein. Allein ich will annehmen, daß viele derjenigen, welche den citirten Satz aufstellen, nicht eine reale Anschauung meinen, sondern nur sagen wollen, der Dichter müsse sich die verglichenen Objekte so lebhaft im Geiste vorstellen, als ob sie vor ihm ständen. Allein auch das ist falsch, und gerade die herrlichsten Bilder der größten Dichter halten diese Probe nicht aus. Dazu zähle ich dasjenige in Shakespeares „Antonius und Kleopatra“, wo die ägyptische Herrscherin die Königreiche und Inseln, über die Antonius verfügte, mit Münzen vergleicht, die aus seiner Tasche fielen. Wenn man sich dies körperlich vorstellen will, so wird das Gleichnis lächerlich. Dasselbe ist der Fall mit dem wundervollen Bilde in „Richard dem Zweiten“, wonach der Tod in dem Reife, welcher die Stirne der Königin umgibt, seinen Hof hält. Nichts kann erhabener sein als dies; aber wer sich anstrengen wollte, den Hofhalt des Todes in einer Krone sich näher vorzustellen, der würde die ganze poetische Herrlichkeit vernichten und ein kurioses Spektakel heraufbeschwören. Homer zeichnet sich durch die Naturwahrheit seiner Gleichnisse aus, aber manchen von ihnen würde es gleichfalls nicht zum Vorteil gereichen, wenn man sie sich genau ausmalen wollte; Eos, ihre Rosenfinger am Horizonte erhebend, würde eine scurrile Erscheinung sein. Doch hier haben wir wohl nur eine von den stehenden Bezeichnungen bei Homer, und ich lasse

es beiseite. Dagegen wende ich mich wieder zu den Bildern der Dichter vorgeschrittener Kulturepochen und behaupte, daß gerade die großartigsten derselben eine lebhafte Anschauung, als ob sie sinnlich vor uns ständen, nicht vertragen; solche Bilder haben nicht selten etwas Geheimnisreiches, Ahnungsvolles, das nur gefühlt, aber nicht vorgestellt werden kann; dahin gehört zum Beispiel Shakespeares „staubiges Nichts“, das sogar zwei einander widersprechende Begriffe in sich schließt, und die Stelle in „Troilus und Cressida“, wo von der fernen Zukunft gesprochen wird, „in welcher die alte Zeit sich selbst vergessen haben werde“; hier kann auch Dantes „Höllenabgrund, in welchem alles Licht verstummt“, eine Stelle finden. Jeder Versuch, dies auch nur mit der Phantasie deutlich wie etwas vor uns Stehendes anzuschauen, muß vergeblich ausfallen; dennoch wird derjenige, der ein Organ für dichterische Schönheit besitzt, von solchen Gleichnissen durchschauert werden, als stände er vor dem Allerheiligsten der Poesie. Wem nun auf diese Weise der Sinn nicht ganz verschlossen ist für die Mysterien der Dichtkunst, der wird kaum Worte finden, um die Plumpheit und den Stumpfsinn derer gehörig zu brandmarken, welche ästhetische Lehren, wie die hier in Rede stehende, vortragen. Daß sich übrigens auch bei großen Dichtern hier und da falsche, ja lächerliche Bilder finden, soll hiermit nicht geleugnet werden. So ist es völlig geschmacklos, wenn es bei Dante von der Strafe, welche Apollo am Marsyas vollstreckte, heißt, der Gott habe ihn aus der Scheide seiner Glieder gezogen. Auch Shakespeare hat Gleichnisse, die sich keineswegs loben lassen; zum Beispiel wenn in einer sonst sehr

schönen Stelle von „Antonius und Kleopatra" die Erde mit dem Buchstaben O verglichen wird. Das ist dasselbe, wegen dessen man die späteren Perser, welche den Mund oder die Locken ihrer Geliebten mit Zeichen des Alphabets zusammenstellen, kindisch gescholten hat. Aber bei den Orientalen läßt sich dies noch eher als bei den Europäern rechtfertigen, indem bei ihnen die Kalligraphie als eine wahre schöne Kunst betrieben wird. Fehler gleich den genannten thun den Vorzügen großer Dichter wie Dante und Shakespeare wenig Abbruch; allein die Gerechtigkeit erfordert, daß man diese Nachsicht nicht auf bestimmte Poeten beschränke. Nun besteht jedoch einer der Hauptvorwürfe, der gewöhnlich gegen Calderon erhoben wird, in der Menge und der häufigen Verkehrtheit seiner Bilder. Was das erste betrifft, so behaupte ich, daß Bilderreichtum den meisten großen Dichtern, dem Aeschylus und Shakespeare, ebenso eigen ist wie dem Spanier. In Bezug auf das letztere indes möchte sich schwerlich im ganzen Calderon ein so verkehrtes und geschmackloses Gleichnis finden wie das erwähnte des Dante. Dem spanischen Dichter läßt sich etwa nur vorwerfen, daß er seine Bilder oft gar zu sehr bis ins einzelne ausmalt, während sie bei mehr Kürze weit größere Wirkung machen würden.



Don Juan Valera.

Eine äußerst schwierige Aufgabe hat der spanische Botschafter in Wien, Don Juan Valera, längst bekannt durch verschiedene treffliche, teils poetische, teils wissenschaftliche Werke gelöst, indem er mein Buch über die „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" in das Kastilianische übertrug. Derselbe ist nicht Orientalist und hätte sich auch die Originale sämtlicher in den verschiedensten Druckwerken und Manuskripten zerstreuten Gedichten, die sich in meinem Buche finden, schwerlich verschaffen können. Er mußte daher die von mir mitgeteilten arabischen Poesien nach meiner Uebertragung im Spanischen nachbilden. Wenn nun schon die große Verschiedenheit des morgenländischen und abendländischen Sprachgenius mir die Notwendigkeit auferlegte, von der wörtlichen Treue stark abzuweichen, so war der Spanier, der erst aus einer Version des Originals übertrug, gezwungen, sich noch mehr von der Urschrift zu entfernen. Uebrigens sind die Gedichte meinem Buche nur hier und da als Proben eingefügt. Den größten Teil desselben

nimmt eine Schilderung des Geisteslebens und der literarischen Kultur der spanischen Araber, sowie eine Betrachtung ihrer bildenden Kunst, besonders der Architektur, ein. Diese Partie meines Werkes hat Herr Juan Valera treu und zugleich fließend wiedergegeben, und seine ganze Arbeit ist so gelungen, daß sie bei seinen Landsleuten großes Glück gemacht hat, wie das die vier kurz aufeinander gefolgten starken Auflagen derselben beweisen (Deutschland hat sich mit einer zweiten, die seit ihrem Erscheinen 1877 noch nicht vergriffen ist, begnügt). Als ich im Jahre 1884 zum letztenmale die pyrenäische Halbinsel durchreiste, fand ich die Uebersetzung meines Buches dort allgemein verbreitet, und in der alten Hauptstadt des Boabdil sah ich sie vor den Fenstern der Buchläden stehen, begegnete auch auf der Alhambra mehrmals Reisenden, die sich des Werkes gewissermaßen als eines Führers durch die alte Maurenstadt bedienten. So überzeugte ich mich, daß ich jenseits der Pyrenäen für dasselbe weit mehr Leser gefunden als in meinem Vaterlande, wo deren Zahl eine so beschränkte geblieben ist.

Es ist eine auffallende und fast unerklärliche Erscheinung, daß die Poesien der spanischen Araber bis vor kurzem im ganzen neueren Europa so gut wie völlig verschollen waren. In keinem Lande der Welt ist die Dichtkunst mit größerem Eifer betrieben worden als in Andalusien, und die Zahl der arabischen Poeten, die es hervorgebracht, grenzt an das Fabelhafte. Der Ruhm der letzteren lebte in den mittleren Jahrhunderten auf aller Lippen und verbreitete sich von den Ufern des Tajo und Guadalquivir nach dem Morgenlande bis an die äußerste

Ostgrenze des Kalifats. In Schriften, die zu Bagdad oder gar an den Grenzen Indiens und Chinas verfaßt sind, wird der Ruhm von Dichtern zum Himmel erhoben, die in der Sierra Morena oder am atlantischen Ozean zu Hause waren. Aber später bedeckte fast völlige Vergessenheit allen diesen Ruhm und selbst Männer, die in der Literaturgeschichte wohl bewandert sind, würden in Verlegenheit geraten, wenn sie den Namen auch nur eines spanisch-arabischen Dichters nennen sollten. Was Conde in seinem bekannten Buche in solcher Hinsicht mitgeteilt hat, ist an sich äußerst dürftig und noch dazu, wie in neuerer Zeit nachgewiesen worden, bei der höchst mangelhaften Kenntnis des Arabischen, die er besaß, mit größtem Mißtrauen aufzunehmen. Vor dem Erscheinen meines genannten Buches waren in keiner europäischen Sprache andere Uebertragungen solcher Poesien vorhanden als einige spärliche, in Dozys „Geschichte der spanischen Araber" enthaltene Proben. Aus Valeras Arbeit haben die Spanier nun zum erstenmale zahlreiche Beispiele der gänzlich verschollenen Dichtkunst jenes Volkes kennen gelernt, welches an acht Jahrhunderte eine so glänzende Rolle auf ihrem Boden gespielt hat, und es ist gewiß zum Teil den sonoren kastilianischen Versen, in welchen er die semitischen Laute wiedergegeben hat, zuzuschreiben, daß sie in ihrem alten Vaterlande eine so günstige Aufnahme gefunden haben.

Im ganzen widerstrebt die arabische Poesie dem abendländischen Geschmacke. Die beständigen Reminiszenzen an das alte Wüstenleben, denen wir in ihr begegnen, das stete Glitzern und Prunken mit oft fremden und seltsamen

Bildern ist nicht geeignet, den Europäer mit Sympathie für sie zu erfüllen. Allein auf andalusischem Boden drang teilweise ein anderer, dem abendländischen verwandter Genius in die Dichtkunst ein. In den Liebesgedichten waltet ein Geist der Schwermut, ein Hauch sanfter Schwärmerei, wie er den Orientalen sonst fremd ist. In den Naturschilderungen spiegeln sich die üppigen Reize andalusischer Landschaften, die Gärten der Prachtschlösser, in denen die Omajjadenherrscher in den Pausen der rastlosen Kämpfe zwischen Halbmond und Kreuz wonnige Stunden mit ihren Lieblingssultaninnen verträumten. In den Kriegsgedichten vernehmen wir das Schmettern der Drommeten, das die Jünger des Propheten zum Kampfe gegen die vordringenden Christenheere ruft, die Triumphgesänge der Sieger wie die Totenklagen um ihre Gefallenen. Rührende, tief ergreifende Klänge verhallen in den Gedichten, welche den nahen Untergang der arabischen Reiche im Westen, den Verfall ihrer Prachtschlösser, die Knechtung ihrer Bewohner unter das eiserne Joch der Christen betrauern. Zwischen den Totenklagen und den jubelnden Fanfaren, die zum Glaubenskampfe auffordern, ertönen dann wieder Einladungen zum heiteren Lebensgenuß, Scherzgedichte und Weinlieder, die im lustigen Kreise der Zecher an plätschernden Fontänen der Gartenteiche gesungen wurden. Für die Wiedergabe aller dieser Weisen hat Valera den passendsten Ausdruck gefunden. Man muß ihn um das herrliche kastilianische Idiom beneiden, welches die Uebertragung der arabischen Gedichte durch einen so entzückenden Wohllaut unterstützte, wie er unserer Sprache leider nicht zu Gebote steht. Daß er sich beträchtlicher Freiheit dem Originale

gegenüber bedient hat, wird, da er so schöne Resultate erzielte, auch nicht zu tadeln sein. Jene genaue und wörtliche Treue, die in Deutschland bei Uebersetzungen alter Klassiker als feste Norm gilt, ist ja überhaupt den anderen Völkern fremd, und auch bei uns wird wohl schon ziemlich allgemein anerkannt, daß bei Uebertragungen aus den orientalischen, von der unsrigen so verschiedenen Sprachen buchstäbliche Treue nur Karikaturen der Originale hervorbringen könnte.

Im Obigen habe ich Valera für seine Arbeit alle verdiente Anerkennung gezollt. Es thut mir leid, ihn nun auch mit einer Zurechtweisung nicht verschonen zu können. Wenn derselbe meinen Aeußerungen in Betreff der spanischen Orientalisten gegenüber seinen Patriotismus dadurch bekunden will, daß er sich zu ihrem Anwalt aufwirft, ermangelt er hiezu jeder Kompetenz, indem er, wie er selbst zugibt, der arabischen Sprache vollkommen unkundig ist und nicht einmal deren Lettern kennt. Die Arbeiten des leider so früh verstorbenen Emilio de la Fuente-Alcantara, nämlich seine Ausgabe der Alhambra-Inschriften und eines wertvollen arabischen Geschichtswerkes, habe ich mit verdienter Anerkennung hervorgehoben, wenn auch erst in der zweiten, 1877 erschienenen Auflage meines Buches, in welcher sich viele Zusätze und Verbesserungen finden, die jedoch Valera ignorirt. Was aber Conde und Gayangos anlangt, so hat der treffliche, doch gewiß sowohl als Orientalist wie als Historiker hierin kompetente Ernst Renan das herbe Urteil Dozys vollkommen bestätigt. Um die Aussprüche dieser beiden großen Gelehrten in etwas milderem Lichte erscheinen zu lassen, will ich bemerken, daß

es ein voreiliges Unternehmen von Conde, Gayangos und anderen war, arabische Bücher übersetzen zu wollen, bevor deren Text herausgegeben und nach Vergleichung der wichtigsten Manuskripte kritisch festgestellt war. Hierdurch sind nicht nur ihre eigenen Werke, sondern auch diejenigen deutscher Gelehrter, welche sich arglos auf dieselben stützten, zum Beispiel Schlossers „Universalgeschichte", Aschbachs „Geschichte der Omajjaden", die „Geschichten des Mittelalters" von Rehm und Rüß in den betreffenden Partien großenteils irreleitend und unbrauchbar geworden. Valera möge sich daher nicht ferner zum Lobredner von Büchern hergeben, die seit mehr als dreißig Jahren im ganzen außerspanischen Europa um allen Kredit gekommen sind. Im Jahre 1864, also ganz kurz vor dem Erscheinen meines Werkes und seiner Uebersetzung desselben, sagte Valera im zweiten Bande seiner „Estudios criticos", Madrid 1864, Seite 30 und so weiter: „Es ist sicher, daß das Studium der arabischen wie das aller orientalischen Sprachen bis heute in Spanien in äußerstem Maße vernachlässigt worden ist. Es scheint unmöglich, daß die arabische Sprache, in welcher so viele für die Kenntnis unserer Geschichte wichtige Dokumente und so viele poetische und philosophische Werke, die zum Ruhm unseres Vaterlandes gereichen, geschrieben sind, so allgemein unbekannt bleiben konnte. Die wenigen Orientalisten, die unter uns gezählt werden, besitzen keinen so anerkannten Ruf, daß Schriftsteller wie Dozy und andere auswärtige Orientalisten uns nicht Verdacht gegen ihr Wissen einflößen sollten. — In Spanien, wo nach der Versicherung der Kenner viele und sehr ausgezeichnete arabische Dichter gelebt haben, hat es kaum bis auf Herrn

Ricard*) jemand gegeben, der ein einziges arabisches Gedicht ins Spanische übersetzt hätte. Wir Profanen hegen daher noch den unerfüllten Wunsch, durch ihre Werke die ausgezeichneten arabischen Poeten kennen zu lernen, welche in Spanien und besonders in Cordoba zur Zeit der Kalifen geblüht haben. — Ist es denn möglich, daß alle die Werke aller dieser Poeten verloren seien, oder daß die Orientalisten uns auch nicht das kleinste Beispiel ihres Verdienstes geben und etwas davon übersetzen wollen?" Das ist nun doch das direkte Gegenteil von dem, was Valera ein paar Jahre später behauptet, und zwar offenbar nur deshalb behauptet, um der spanischen Nationaleitelkeit zu schmeicheln. Von Herrn Gayangos will ich nur noch sagen, daß selbst seine Prosaübersetzung von ganz seltsamen Mißverständnissen wimmelt, und er Anekdoten von arabischen Dichtern erzählt, die im Texte sehr hübsch sind, aber in seiner Uebertragung gar keinen Sinn mehr haben. Einen großen Fehler hat er auch darin begangen, daß er sein Werk auf dem Titel als eine Uebersetzung desjenigen von Makkari bezeichnet und dann im Texte doch lange Auszüge aus spanischen Chronisten einschaltet; so gibt er zum Beispiel die ganze ältere Geschichte des Königreichs Granada (über welche bisher keine arabischen Urkunden aufgefunden sind) nach spanischen Autoren, die, da diese keinen Einblick in die

---

*) Dieser hat ein kleines Heft herausgegeben, in welchem einige kurze epigrammatische, aus Kosegartens arabischer „Chrestomathie" genommene Gedichte in Versen übersetzt sind, unter ihnen jedoch keines, mit Ausnahme eines vierzeiligen Stückchens, von einem spanischen Araber.

inneren Vorgänge des Königreichs Granada haben konnten, völlig unzuverlässig sind.

Herr Valera gestatte mir noch, ihm die folgenden Worte Renans, gegen dessen Kompetenz, über diesen Punkt zu urteilen, er sicher keine Einwendung erheben wird, zu Gemüte zu führen. „Die Gelehrten,“ sagt Renan in seinen „Mélanges d'histoire“, „welche die schwierige Geschichte der spanischen Araber zu schreiben unternahmen, scheinen nicht bedacht zu haben, daß, um eine Geschichte zu schreiben, deren sämtliche Dokumente auf arabisch abgefaßt sind, die Kenntnis dieser Sprache die erste und unerläßlichste Bedingung war. Joseph Conde ist der erste, welcher es unternahm, diese Geschichte nach Originaldokumenten zu schreiben. Es fällt mir schwer, die literarischen Sünden eines Mannes zu offenbaren, dessen Laufbahn in mancher Hinsicht achtbar war. Aber die aufrichtige Kritik nötigt uns, zu sagen, daß sein Werk in keiner Hinsicht das Zutrauen verdient, das man ihm zu leichtfertig geschenkt hat. Conde hatte kaum die ersten Elemente des Arabischen erlernt. Er versteckte seine Leichtfertigkeit unter der Maske eines Ehrenmannes. Seine Geschichte wimmelt von Mißverständnissen und Unsinn. Indem er sich zum Beispiel des biographischen Lexikons von Ibn Abbar bedient, bemerkt Conde nicht, daß die Reihenfolge der Blätter durch einen ungeschickten Buchbinder in Verwirrung gebracht ist; er vermengt die Biographien der großen Männer des vierten und fünften Jahrhunderts der Hedschra und zieht sich kühn mittelst der lächerlichsten Bocksprünge aus diesem Wirrwarr.“

Wenn Renan über Gayangos einigermaßen milder zu

urteilen scheint, so muß man dies auf Rechnung der Liebenswürdigkeit stellen, welche Franzosen einem Lebenden gegenüber nicht leicht außer Augen setzen. Dozy, der Niederländer, hat über das Werk von Gayangos ein fast ebenso herbes Urteil gefällt wie über das von Conde. Auch muß ich noch hinzufügen, daß Gayangos das umfangreiche vorletzte Buch des Makkari, welches die arabischen Dichter Andalusiens behandelt und außerordentlich zahlreiche Proben ihrer Poesien bringt, unübersetzt gelassen hat, wie er dies selbst zugesteht. Was soll ich nun dazu sagen, wenn Valera sein Publikum glauben machen will, ich sei Gayangos vielfach zum Dank verpflichtet, verschweige dies aber?

Schließlich kann ich nicht umhin, es als eine falsche Art des Patriotismus zu bezeichnen, welche Valera freilich mit vielen seiner Landsleute teilt, wenn er denjenigen eine feindselige Gesinnung gegen Spanien zuschreibt, die nicht alles in diesem Lande vortrefflich finden. In Deutschland wird es keinem einfallen, es übel zu nehmen, wenn ein Franzose sagt, die Zustände in unserem Vaterlande während des dreißigjährigen Krieges seien furchtbar und barbarisch gewesen. Valera aber scheint es übel zu empfinden, wenn ich sage, die Araber in Andalusien seien zivilisirter gewesen als die christlichen Spanier; wenigstens hält er es für nötig, sogleich hinzuzufügen, wenn dies der Fall, so hätten doch zum mindesten letztere in der Bildung höher gestanden als die gleichzeitigen anderen christlichen Völker Europas.

An diesen kleinen Tadel muß ich noch einen andern knüpfen. Valera sagt in einer Note zu meinem Abschnitt über Al Motamid, König von Sevilla, als ob dies einen

Vorwurf enthielte und ich mich mit fremden Federn schmücken wollte (so wenigstens können seine Worte aufgefaßt werden): ich behauptete, meinen betreffenden Abschnitt zum Teil schon im Jahr 1861, also vor dem Erscheinen von Dozys Werk, geschrieben zu haben. Nun ist dies buchstäblich wahr. Ich hatte Teile meines Aufsatzes aus dem biographischen Lexikon von Ibn Challikan, dem Abdul Wahid und den von Dozy selbst lange vor seiner Geschichte herausgegebenen „Scriptorum arabum loci de Abbadidis“ gezogen und diese enthielten Anekdoten, sowie Gedichte, welche Dozy später überging. Ich wollte ja kein historisches Werk über die Abbadiden, wie letzterer, schreiben; daher war es für meinen Zweck durchaus entsprechend, daß ich das früher von mir Geschriebene drucken ließ. Dieser Lektion könnte ich noch mehrere andere hinzufügen, aber ich will das unterlassen, denn da Herr Valera mich an anderen Stellen in den verschiedenen Auflagen seiner Uebersetzung mit unverdientem Lob überhäuft, erlaubt mir die Höflichkeit nicht, weiter in dem Ton, zu dem er mich gezwungen hat, fortzufahren.

Höflichkeit ist in der Literatur sicher nicht immer am Platz. Wer ungerecht angegriffen zu sein glaubt, wer Erscheinungen der Literatur, die er selbst als wertlos erkennt, von Urteilslosen gepriesen, oder auch Personen, die es nicht verdienen, in Ansehen stehen sieht, dem kann es nicht verargt werden, wenn er seinem Unwillen lauten Ausdruck gibt. Für die Poesie vor allen hat dies von jeher Geltung gehabt, und die Dichter aller Zeiten haben von diesem Vorrecht Gebrauch gemacht. Archilochos, den die Griechen dem Homer zur Seite stellten, trieb durch die schneidigen Pfeile seiner

Satire manche Opfer derselben zum Selbstmord. Dem Aristophanes verzeiht man die Ungerechtigkeit seiner Angriffe auf Sokrates und Euripides wegen der Fülle seines Witzes und des berauschenden Klanges seiner Verse. Auch Goethe und Schiller befleißigten sich nicht immer der Höflichkeit in ihren Xenien, die einen so gewaltigen Sturm der Entrüstung unter den Poetastern ihrer Zeit hervorriefen. A. W. von Schlegel hat in seinem „Triumphbogen“ den Abgott des deutschen Publikums, Kotzebue, in allen ersinnlichen Versmaßen mit einer Grobheit an den Pranger gestellt, die schwer zu übertreffen ist. Die Ausfälle Platens gegen seine Gegner, besonders die Schicksalspoeten und Romantiker, sind gleich schneidend und zugleich in so schönen Versen wie die des Aristophanes vorgetragen, aber die von Heine in einigen Gedichten seiner späteren Zeit gegen Döllinger müssen wegen des Schmutzes, mit dem darin dieser hochachtbare Gelehrte beworfen wird, in die Kategorie des Pasquills gestellt werden. — In der Prosa haben sich viele Schriftsteller bei ihrer Polemik größerer Mäßigung befleißigt, keineswegs alle. Wie Petrarca in seinen berühmten Sonetten dem päpstlichen Hofe in Avignon tödliche Hiebe versetzte, welche die Satiren Juvenals fast an Schärfe überbieten, schlägt er auch in seinen Briefen in Prosa denselben Ton an. Wie Luther seine theologischen Gegner mit Schmähreden bedachte, denen ähnliche jetzt kaum in den gemeinsten Schmutzblättern gedruckt werden dürfen, ist bekannt. Schelling überhäufte in seinem „Denkmal von den göttlichen Dingen“ Jakobi mit einem wahren Blumenregen exquisiter Schmeicheleien, und Schopenhauer blieb nicht hinter ihm zurück, indem er sagte, die

philosophischen Schriften von Meiners und Hume seien, mit denjenigen von Hegel verglichen, noch immer das, was Gold nicht etwa im Vergleich mit Blei, sondern mit Mist.

Wenn ich nun im Vorausgehenden genötigt war, gegen einen Freund, einen von mir hochgeschätzten Autor, polemische Bemerkungen zu richten, so wird man mir das Zeugnis geben, daß ich nicht in den Ton der Genannten verfallen bin. Was ich aber etwa Herbes gesagt haben mag, möge auf lateinisch durch die Worte: Amicus Valera, magis amicus veritas, gerechtfertigt werden.



Die Baronessa di Carini.

Sizilien ist, obgleich auf allen Seiten vom Meer umspült, doch so sehr wie nur irgend eine Gegend der Erde von fremden Volksstämmen überflutet worden. Der Einwanderung dorischer Stämme, den Verheerungskriegen der Punier und der Herrschsucht der plünderungssüchtigen Römer folgten die Byzantiner an der Ostseite, die Longobarden mehr im Innern und die Araber, die sich das ganze Eiland unterwarfen, indessen nur den Westteil fast ausschließlich bevölkerten, den Strich von Messina bis Syrakus dagegen vorzugsweise den Griechen, einzelne Punkte im Innern den Longobarden überließen. Wenn durch die letzteren nur eine schwache Welle der großen Völkerwanderung Sizilien erreicht hatte, so kam durch den kühnen Normannen Robert Guiscard und seinen noch größeren Bruder Roger ein ursprünglich skandinavischer Volksstamm nach der alten Trinacria und bot ein eigentümliches Schauspiel dar. Diese Söhne des Nordens, die noch nicht lange aus Anbetern des Thor und Odin brünstige Verehrer der heiligen Jungfrau geworden, waren mit den

Arabern, die noch immer den größten Teil der Bevölkerung bildeten, in steter Berührung und Gemeinschaft zu sehen. Während in Spanien der leidenschaftliche und zum Fanatismus geneigte Charakter der Christen immer eine Scheidewand zwischen diesen und den Mohammedanern bildete, hätte der milde Charakter und die Freiheit von religiösen Vorurteilen, durch welche die Könige aus dem Hause Hauteville alle anderen Herrscher überragten, eine Verschmelzung der Christen und Moslimen, wie sie vielleicht nirgends bestanden hat, herbeiführen können, wenn das Normannenreich nicht nach kaum hundertundfünfzigjähriger Dauer einen entsetzlichen Untergang durch die Hohenstaufen gefunden hätte.

Von einer Poesie, die, seit die Leier des Ibykus und Stesichoros verstummt, in Sizilien kultivirt worden wäre, läßt sich wenig berichten. Ob die Byzantiner etwas anderes als Nachahmung alexandrinischer Vorbilder hervorgebracht, weiß man nicht; von den Arabern dagegen besitzen wir eine nicht kleine Anzahl von Versstücken, die sich durch Anmut und Empfindung auszeichnen und zugleich charakteristische, sie von denen ihrer orientalischen Brüder unterscheidende Eigentümlichkeiten aufweisen. Wie die Normannen von ihnen den reizenden Stil ihrer Paläste und Villen annahmen, so wirkte die orientalische Dichtkunst auch auf ihre Poesie, und gewisse der arabischen Volksdichtung eigentümliche Strophenbildungen sind in die sizilianische übergegangen, auch ist es kaum zu bezweifeln, daß die neuere italienische Poesie in Sizilien geboren ist, denn einige der ältesten Gedichte in italienischer Sprache sind am Hofe des Königs Tankred entstanden. Welch ein

Jammer, daß dieser hochherzige Fürst und mit ihm das ganze glorreiche Haus der Hauteville so entsetzlich untergehen mußte! Man denke sich, welche noch nicht dagewesene Blüte der Kultur sich aus den auf Sizilien vorhandenen Elementen hätte entwickeln können. Auf der einen Seite die gigantischen, von dem furchtbaren Himilkon nur halb niedergebrannten Tempel von Agrigent und der wie eine versunkene Welt den Boden deckende Säulenwald von Selinunt; die Erinnerungen aus mythischer Vorzeit an die blumenpflückende Persephone im Ennathal, die Grotte des Polyphem und die Quelle der Arethusa, von deren klaren Wellen schon Theokrit und Moschos zum Hirtenliede begeistert wurden. Dann wieder die phantastischen Sagen des Mittelalters vom König Artus, der, wie Barbarossa im Kyffhäuser, in den Waldschluchten am Aetna die Jahrhunderte durchträumt und von Reisenden mit seinem neben ihm weidenden Rosse erblickt wird. Dann die teils noch aufrecht stehenden, teils nach und nach zu Ruinen zerbröckelnden Gotteshäuser, Paläste und Villen der Sarazenen!

Als sich dann zu diesen an Glaube und Sitte so sehr verschiedenen Völkern noch die Nachkommen der alten Wikinger gesellten und sie alle ihrer Herrschaft unterwarfen, welch in der Welt noch kaum dagewesenes Schauspiel! Normannenburgen und Kirchen in germanischem Stil erhoben sich neben byzantinischen Kuppeln und arabischen, von Minareten überragten Moscheen; auf Straßen und Plätzen tönte das Glockengeläute der Kirchen zusammen mit dem Gebetsausruf der Muezzine. Die Kirchen und Paläste der Normannen schmückten sich mit figurenreichen

Mosaikbildern und phantastischen Arabesken wie mit vielgewundenen, in arabischen Lettern geschriebenen Inschriften, in denen der Gott der Christen unter dem Namen Allah angerufen wurde. Vom Munde der Erzähler ertönten im Kreise der versammelten Menge Sindbads Abenteuer oder die Geschichte der vierzig Räuber; daneben vor einem andern Kreise wurde der Roman von dem kühnen Rollo vorgelesen, der an den Altären der Eddagötter noch Menschenopfer gebracht, oder der von dem furchtbaren Herzog Robert, genannt Robert der Teufel. Erinnerungen an das heidnische Altertum und seine Göttersagen vermengten sich mit solchen an die Mythen der alten Skandinavier, und während die einen den Gott Vulkan im Gefolge seiner Cyklopen gesehen haben wollten, wie sie ihren Weg in den Krater des Aetna nahmen, erzählten andere die Liebesgeschichte von Hagbart und Signe oder stimmten den Gesang von der ungeheuren Bravallaschlacht an. Welche Poesie, vielleicht reicher als irgend eine andere, hätte sich aus diesen Bestandteilen bilden können, welch herrliche, wahrhaft menschliche Religion aber auch, wenn die gegenseitige Duldung der Bekenntnisse, welche auf Sizilien herrschte, sich weiter über die Welt verbreitet und höher ausgebildet hätte! Doch alle diese Hoffnungen wurden durch den Untergang der Normannenherrschaft vereitelt. An Friedrichs II. Hofe, der Palermo zu seinem Lieblingssitze erwählte, fanden zwar arabische Gelehrte und Dichter freundliche Aufnahme, aber die rächende Nemesis riß den Hautevilles bald auch die Hohenstaufen ins Grab nach. Unter dem abscheulichen Karl von Anjou sank die Insel in wenigen Jahren in tiefere Barbarei zurück, als die-

jenige gewesen, die während des Einbruchs der durch die Völkerwanderung nach Süden getriebenen Volksstämme geherrscht. Die nach der sizilianischen Vesper zur Herrschaft gelangten Aragonesen hatten einige wackere Fürsten, die auch Gönner der Musen waren, aber das Gute, was ihnen, besonders dem König Robert, nachzusagen ist, ward überreich dadurch aufgewogen, daß nach der unseligen Erbfolgeordnung, durch welche schon die Hohenstaufen auf den Thron gelangt waren, nun das Geschlecht der Habsburger nach dem Tode Ferdinands des Katholischen und seines Eidams, des mit der tollen Johanna vermählten Erzherzogs Philipp, Erbe von Sizilien wurde. Nun zog die Inquisition mit allen ihren Schrecken in Palermo ein und Autos de Fé wurden zur Lieblingsergötzung der schaulustigen Menge.

Von der Poesie in Sizilien läßt sich auch in dieser Periode nicht viel berichten; nur von volksmäßigen Dichtungen lesen wir. Man unterschied dieselben in heilige und profane Legenden, unter denen die ersten meistens von größerem Umfang und, wenn auch nicht selten von rohem Aberglauben entstellt, doch durch die naive Frömmigkeit der Zeit eigentümliche Reize haben. Die profanen Legenden werden wieder in Conti und in Storie unterschieden, von denen die ersten ziemlich unseren Märchen entsprechen, die zweiten dagegen Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit machen. Ein Sizilianer, trefflicher Kenner aller Eigentümlichkeiten seiner Insel (Salvatore Salomone-Marino) sagt: „Wenn ihr, meine Leser, auf dieser Insel geboren seid oder euch hier aufgehalten und an einem der langen Winterabende zwischen teuren Verwandten und

Freunden am Kamin gesessen habt, so werdet ihr euch sicher erinnern, wie der Aelteste oder die alte Großmutter die herrschende Langeweile dadurch verscheuchten, daß sie anmutig und kunstreich von den ältesten Zeiten, von Königen, Königinnen, Feen, sarazenischen und christlichen Rittern, abergläubischen Vorstellungen, die sich in die frühesten Jahrhunderte verlieren, erzählten. — Für Geschichten von Ritterabenteuern dauert in Sizilien noch immer, besonders in den großen Städten, namentlich in Palermo, jenes alte Herkommen der Geschichtenerzähler (Contastorie), welche öffentlich oder in einer eigenen Bude mit großer Meisterschaft der Menge, die mit offenem Munde an ihren Lippen hängt, die wunderbaren Abenteuer von Orlando, Rinaldi und allen Paladinen erzählen. Sie thun dies nicht etwa so, wie sie es aus den Reali di Francia gelernt haben, sondern wie ihre fruchtbare Phantasie sie dieselben neu schaffen läßt, wie ihr Genius sie anzuordnen weiß, indem er sie häufig den Vorkommnissen und den Empfindungen des Volkes anpaßt, die gerade am meisten interessiren. Dabei lassen sie es nicht an Anspielungen fehlen, indem sie bald Lob, bald Tadel erteilen, bald ein Municipium, einen General, einen Präfekten oder die Regierung selbst lächerlich machen.

Die „Storie" sind immer in Versen, werden mit ausdrucksvoller Musik, deren jede ihre eigene hat, gesungen und mit der Guitarre, der Violine, dem Sistrum oder Triangel begleitet. Es gibt eine eigene Klasse von Leuten, meist Blinden, welche entweder Dichter oder doch von Liebe zur Dichtung erfüllt sind und ein gutes Gedächtnis haben. Sie haben in Palermo ihren Vorsteher, sowie eigene Gesetze

und Statuten und widmen sich von früh auf dem Gesang und der Musik. Sie streifen durch die Städte, durch die kleinen Orte der Provinz, durch die Dörfer, geführt von einem Knaben, und versifiziren die Ironie, den Spott, die Klage, improvisiren über neue und alte Begebenheiten oder wiederholen die ältesten Geschichten, von denen ihr Geist voll ist. Sie sind die Seele der volkstümlichen Feste und Spiele. Man sieht sie in den Wirtshäusern, wie sie jene leichtlebige Menge beim Essen und Trinken ergötzen; man sieht sie bei der Rückkehr aus den Kirchen den Hochzeitszug begleiten, man hört sie bei Nacht unter den Balkonen der jungen Eheleute oder eines verliebten Mädchens, wie sie in pathetischen Weisen die alten Liebschaften von Rittern und Königinnen, von Seraphim und Feen oder die Freuden und Hoffnungen von ehemals besingen. Man trifft sie beim Karneval an allen Ecken; und nach großen Begebenheiten wiederholen sie diese auf tausendfache Weise, bekleiden sie mit verschiedenen und lebhaften Farben, die bald, dem Gegenstand gemäß, lieblich, bald ernst, bald familiär, bald heroisch, aber immer aus Begeisterung hervorgegangen sind. Ich kann nicht das Jahr 1860 vergessen, als ich mit bewegtem Herzen die traurigen Geschichten von der Erstürmung von Partenico, von Carini und dem verfolgten Mädchen vernahm, welche, eine neue Gamma Zita, sich in den Brunnen stürzt, um ihre Ehre zu retten, ferner das Bombardement von Palermo, die Toten von Milazzo, sowie den vierten April, die Schlacht von Calatafimi, den siebenundzwanzigsten Mai und die Befreiung der Insel, nachdem die Citadelle von Messina geräumt war. — Wenn eine

Legende den Leidenschaften des Volkes schmeichelt oder sie bewegt, sieht man sie plötzlich von dem einen zum andern Vorgebirge Siziliens fliegen und mit merkwürdiger Schnelligkeit von allen erlernt werden.

Die ältesten hier in Sizilien gedruckten Legenden, welche ich kenne, steigen ins sechzehnte Jahrhundert hinauf.

Eine besonders interessante Sage, welche noch im Volksmunde lebt, ist die von der Baronessa di Carini. An der Nordküste Siziliens, der Insel Ustica gegenüber, liegt auf einem fruchtbaren Hügel das anmutige Carini, ehemals Hicari, im Altertum gefeiert wegen der berühmten Hetäre Lais. Am 26. August 1397 fiel dies Carini in die Macht von Ubertino La Grua, Vizekönig des Thales von Mazara; dessen Familie starb mit ihm im Mannesstamme aus, aber sein Schwiegersohn Talamanca nahm das Wappen und den Namen der Grua an. Ein Nachkomme desselben, Vincenzo II. Talamanca-La Grua, heiratete ums Jahr 1540 Laura Lanza di Trabia, die ihm acht Kinder gebar, darunter die unglückliche Caterina, die Heldin unseres Gedichtes. Der Vater wohnte mit seiner ganzen Familie für gewöhnlich in seinem Palaste zu Palermo, seine Tochter aber aus Gründen, die nicht bekannt sind, in dem Schlosse von Carini. Nicht weit von dort liegt die Herrschaft Austuri, heute im Besitze des Herzogs von Aumale, damals in dem der Familie Vernagallo. Der junge Vincenzo Vernagallo war Vetter der genannten Caterina und wurde von deren Reizen zu leidenschaftlicher Liebe zu ihr fortgerissen, die sie gleich heiß erwiderte. Aber nur kurz währte ihr Glück; ein boshafter

Mönch verriet das Liebespaar an Caterinas Eltern. Ihr Vater eilt in leidenschaftlicher Wut am Morgen des 4. Dezember 1563 nach Carini. Die junge Baronin flieht, um Hilfe rufend, von Saal zu Saal und wird vom Vater tot niedergestreckt. Wie sie zu Boden sinkt, drückt sie die in ihre blutende Wunde getauchte Hand auf die Mauer, und dieser rote Flecken soll dort bis auf den heutigen Tag um Rache für den verruchten Mord schreien. Vernagallo, ihr unglücklicher Geliebter, von Talamanca mit dem Tode bedroht, verbirgt sich in einem Quartier von Palermo; dann verläßt er Stadt und Insel und tritt in ein Karmeliterkloster in Madrid, denn in Sizilien wäre er nirgends vor der Wut des alten Barons sicher gewesen. Die Sizilianer glauben noch heute, daß der Geist des Unglücklichen, nächtlich umgehend, die Rache auf den Mörder seiner Geliebten herabrufe. Das Zimmer im Kastell von Carini, in dem der Mord begangen, wurde umgestaltet, die Thüre desselben vermauert und der Baron ließ über letztere die Inschrift setzen „Omnia sint nova“. Man glaubte, daß dort böse Geister hausten. Die unglückliche Mutter der Ermordeten überlebte dieselbe nur wenige Monate; der Vater suchte durch prächtige Festgelage, die er den anderen Baronen gab, seine Gewissensbisse zu übertäuben.

Der Zustand Siziliens in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, in welchem die tragische Geschichte der Baronessa von Carini vorging, war ein furchtbarer. Empörung, wilde Rachgier und Blutdurst tobten auf der Insel. Metzelei der Juden, Vertreibung des spanischen Vizekönigs Moncada, Aufruhr, Verschwörungen folgten einander in nie endender Reihe, während Banditen im

Lande ihr wildes Spiel trieben, die Eigentümer brandschatzten, und die Vizekönige mit Drommetenschall herausforderten; die Türken plünderten und verbrannten alle am Ufer gelegenen Städte und raubten die Mädchen, und die Barone entführten ohne Scheu die heiligen Jungfrauen aus den Klöstern, verschanzten sich mit ihren Helfershelfern in den Schlössern, die mit Fallthüren, Kerkern und Torturinstrumenten reichlich versehen waren. Selbst die Könige zitterten vor ihnen, wenn sie ihnen in Rebellion gegenübertraten. Und diese waren außer stande, sie zu bändigen, da sie beständig im Kampf mit den Türken, mit Frankreich, Holland, England und Portugal waren. Um der unglücklichen Bevölkerung Sand in die Augen zu streuen, feierten sie prächtige Turniere, Reitfeste, Illuminationen.

Es fehlt nicht an sizilianischen Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts, die sich selbst über unerhebliche Begebenheiten verbreiten; aber den Schreibern derselben scheint die Feder vor Furcht gezittert zu haben, wenn sie die Gewaltthätigkeiten der beinahe allmächtigen Barone zu berichten hatten. Filippo Parato in seiner Chronik von Palermo sagt über den Vorfall, der uns hier beschäftigt, einzig: „1563. Sabato a' 4 X^{bre} successe il Caro della Signora di Carini.“ Die übrigen Chronisten fügen den nämlichen Worten nichts weiter hinzu. Einzig ein Anonymus hebt den Schleier etwas mehr in den Worten: „Am Sonnabend den 4. Dezember 1563 wurde die Signora Donna Caterina La Grua, Herrin von Carini, umgebracht.“ Keiner aber wagt die Ursache ihres Todes anzugeben, oder den Mörder zu nennen, und der Grund

dafür liegt klar vor: Caterinas Vater war von altem und hohem spanischem Adel, mit zwei regierenden Häusern verwandt, sehr reich und mächtig, stolz vor allen spanischen Granden. Die Reichsten und Mächtigsten zitterten vor ihm. Nachdem die Missethat begangen war, wagte die Justiz kein Wort darüber zu sagen. Erst im achtzehnten Jahrhundert erzählt ein Marquese di Villabianca die Geschichte etwas ausführlicher, indem er berichtet, Caterina sei von ihrem Vater wegen einer Liebschaft mit einem Jüngling aus dem Hause Vernagallo ermordet worden.

Das Gedicht von der Baronessa di Carini ist der populärste unter allen volkstümlichen Gesängen der Sizilianer. Im Volke wird, sobald darauf die Rede kommt, allgemein gesagt: „Es ist das schönste und zugleich das traurigste Gedicht, das je in Sizilien gesungen worden ist.“ Wer dasselbe verfaßt hat, läßt sich nicht ahnen, aber daß es ein Zeitgenosse der Begebenheit war, erhellt aus dem Ganzen. Während die meisten anderen Volksgedichte der Insel am Schlusse den Namen des Dichters angeben, erfährt man ihn hier nicht, vermutlich weil derselbe vor der Rache des Barons, über den er den Zorn des Himmels herabruft, zagt. Klar geht aus dem Gedicht hervor, daß er aufs genaueste sowohl mit der Lokalität, als auch mit den Verhältnissen der Familie der La Grua bekannt war. Aus Rücksicht für die Nachkommen der Familie, welche erst zu Anfang unseres Jahrhunderts ausstarben, durfte das Gedicht bis zu diesem Zeitpunkt in der Umgegend von Carini nicht öffentlich gesungen werden. Jetzt hört man es mit der klagenden Melodie, welche die Worte begleitet, auf der ganzen Insel.

Das Versmaß besteht aus fünffüßigen Jamben, welche zum Teil so geordnet sind, daß zwei achtzeilige Strophen, welche nur zwei Reime haben, deren jeder sich achtmal wiederholt, Ottave Rime bilden, während dazwischen auch, oft in Art von Refrain, bloß ein Reimpaar vorkommt, auch hier und da Assonanzen dazwischen laufen. Ich mußte darauf verzichten, dieses im Deutschen selbst für einen Rückert unnachahmbare Schema nachzubilden und habe dafür die sogenannten serbischen Trochäen gewählt; auch gebe ich die Baronessa di Carini keineswegs als eine eigentliche Uebersetzung, indem ich glaubte, das Gedicht könne durch Kürzung mancher Weitschweifigkeiten nur gewinnen.

Nur fragmentarisch hatte sich dieses Gedicht im Munde des Volkes erhalten, als der Herausgeber die Bruchstücke desselben verschiedenen Sängern ablauschte und sie sodann, so gut er es vermochte, zusammenstellte. Dieser Ursprung macht den lückenhaften Charakter des Ganzen erklärlich. Meiner Meinung nach wurde dasselbe nach Art der korsischen Totenklagen ursprünglich von mehreren öffentlich gesungen. Der Dichter und später der Hauptsänger, der ihn repräsentirte, begann das Ganze; bald im Zwiegespräch, bald monologisch redend, sodann die Baronin und ihr Geliebter, der Vater und die Mutter der ersteren, und wieder spricht dann der Dichter in eigenem Namen dazwischen. Daraus, daß der Herausgeber dies nicht angegeben hat, entspringt eine gewisse Unklarheit, die bedauert werden muß, und der völlig abzuhelfen ich mich vielleicht fruchtlos bemüht habe, da ich mich scheute, etwas in den Text hinein zu interpretiren. Auf die hohen und originellen

Schönheiten, an denen das Gedicht reich ist, brauche ich übrigens die Leser wohl nicht erst aufmerksam zu machen.*)

Weine, Syracusa, wein, Palermo!
Rings umhüllt mit einem Trauermantel
Sich Carini. Wehe! Mag der Friede
Nimmer unter dessen Dache ruhen,
Der uns solche traur'ge Botschaft brachte.

Wild wird von dem Bilde des Gescheh'nen
Mir der Geist bewegt, der Strom des Bluts rollt
Hastig mir zum Herzen, aus den tiefsten
Adern bricht's hervor. Ach, Unglücksel'ge,
Die Carini seine Fürstin nannte!
Schmelzt in Thränen hin, ihr Berge, Quellen,
Denn eu'r Glanz erlosch mit der Verlor'nen.

*

Nahe beim Kastelle von Carini
Sprengt ein schöner Ritter, Vernagallo,
Edlem Blut entstammt, von jugendlicher
Schönheit. Um des Schlosses Mauern kreist er
Wie die Bienen des April durchs Feld hin
Summen und der Blüten Honig saugen.
Und wenn früh im Osten steigt die Sonne,
Wie wenn abends sie ins Meer hinabtaucht,
Auf die Fenster heftet er die Augen.

Schnell dahin jetzt durch die Eb'ne sprengt er,
Jetzt zur Kirche lenkt er seine Schritte.
Bald zu nächt'ger Zeit schlägt er die Zither,
Oder stimmt in ihres Gartens Stille
Lieblichen Gesang an. Mit der Lilien
Düften, deren Kelche um ihn schwanken,
Sucht er seinen Liebesgram zu scheuchen.

---

*) La baronessa di Carini, leggenda storica popolare del Sec. XVI in poesia Siciliana con discorso e note di Salvatore Salomone Marino. Palermo, Pedone Lauriel 1873.

Aber bis ins Innerste des Herzens,
Es verzehrend, dringt die heiße Flamme.
Sinnlos ist er. Hoch wallt seine Brust,
Finst're Sorgen lassen ihn nicht ruhen.
Immer schwebt vor ihm ein leuchtend Bildnis,
Und nicht scheuchen kann er diesen Kummer.
„O, welch Bündnis, Caterina, hält dich
Fern von mir? Ist Allbeherrscherin denn
Nicht die Liebe, so daß nicht dem Geiste
Macht bleibt, um sich ihr zu widersetzen?"

Früh im Märzmond ihre zarten Knospen
Schließen auf die Blumen. Im April dann
Und im Mai durchhauchen sie die Lüfte
Mit dem süßen Duft, die Junisonne
Dann verbrennt zu Asche sie. Der Liebe
Feuer aber wächst zu allen Stunden
Und verzehrt doch nicht. Dies große Feuer
Gibt zwei Herzen Leben, und magnetgleich
Reißt es sie mit sich. Als hoch die Sonne
Auf des Himmels Gipfel leuchtet, beider
Herzen eint sie wie mit einer Kette,
Und es klopft ein Puls nur in den beiden.

Doch zum Neide stachelt stets das Glück auf,
Schön und frisch auf kurz nur ist die Rose.
Ach, nichts ist das Glück als Schaum des Meeres,
Bald verdorrt, entblättert sinkt die Rose.

*

Der Baron kehrt, Caterinas Vater,
Nach Palermo heim in seine Wohnung
Von der Jagd. „Ermüdet ist mein Körper,
Weihn der Ruhe will ich meine Glieder!"
Also sprach er, da am Thore zeigte
Sich ein Klosterbruder, der zu sprechen
Ihn begehrte. „Herr, beisammen waren
Sie die ganze Nacht," so nimmt das Wort er,
„Und ihr Flüstern wollte nimmer enden . . ."

— Heil'ge Jungfrau, welches tiefe Dunkel!
Das sind Zeichen eines nah'nden Sturmes! . . .

Den Baron verließ der Mönch und lachte.
Jener aber war in seinem Schlosse
Voll von Wut. Mit Wolken dicht verhüllte
Sich der Mond und krächzend flog der Uhu
Durch die Nacht. Das Schwert ergreift die Rechte
Des Barons. Den Harnisch an die Glieder
Schnallt er.
„Von Palermo sprenge," ruft er,
„Sprenge fort, mein Roß! Schnell, ihr Getreuen,
Wenn's auch Nacht ist. Folgt mir auf dem Pfade!"

*

Dämmernd da stieg über dem Gestade
Auf der Morgen. Zwitschernd schwebt die Schwalbe
Durch die Luft, die Sonne zu begrüßen.
Doch der Habicht hemmt sie auf dem Wege.
Furchtsam dann verbirgt sie sich im Neste,
Nur mit Mühe kann sie sich dort retten,
Aus dem Neste kaum zu blicken wagt sie,
Und gedenkt nicht mehr der frohen Lieder.

Angst fühlt gleich der Schwalbe die Baronin
Von Carini. Hin und wieder schritt sie
Auf dem Hausbalkone, mit dem Auge
Nach dem Himmel, aber mit der Seele
Nach dem Teuern spähend, ihrer Sehnsucht
Letztem Ziele.
„Reiterei sprengt näher.
Ja, mein Vater ist es; zu mir kommt er.
Mit dem Reiterzug sah ich ihn nahen.
Wenn er käme nun, mich zu ermorden! . . .
Mein Herr Vater, sage, wozu kommst du?"
„Um dich umzubringen, Tochter, komm' ich."
„Kurze Zeit gewährt mir, mein Herr Vater,
Daß ich meinen Beicht'ger rufen könne."
„Jahrelang dein Spiel hast du getrieben,
Und trägst nach dem Beicht'ger nun Verlangen?

Zeit nicht, deine Sünden zu bekennen,
Und noch weniger, das Mahl des Herrn
Zu empfangen, ist es jetzt, Frau Tochter."

Und kaum spricht er diese bittern Worte,
Als er auch mit dem gezückten Schwerte
Nach ihr stößt. Dann zum Begleiter spricht er
Der mit ihm in das Kastell gedrungen:
„Einen neuen Schlag thu, der nicht fehle!"
Hin beim ersten Schlag sank die Baronin,
Bei dem zweiten that den letzten Hauch sie.
Von dem ersten ward durchbohrt ihr Rücken,
Durch den zweiten wurden Brust und Adern
Ihr zerschnitten. —
Leute von Carini
Eilt herbei ihr alle! Eure Herrin
Ist gestorben, sie, die dies Carini
Aufblühn sah als kaum erschloss'ne Knospe.
Ein verräterischer Hund ist Anlaß
Solchen großen Unglücks. Kommt ihr alle,
Kommt heran, ihr Geistlichen und Mönche.
Tragt vereint hinweg sie zum Begräbnis:
Eilet, eilt, ihr guten Leute alle,
Tragt sie hin in feierlichem Zuge;
Alle eilt und wascht ihr schönes Antlitz,
Alle wascht ihr totenblasses Antlitz!

*

Zum Palast La Grua in Palermo,
Wo die Mutter weilt, kommt die Kunde.
Ihre Aeltermutter sinkt zu Boden,
Bald kein Haar mehr auszureißen hat sie.
Blind von vielen Thränen wird die Mutter,
Im Gemach verwelken alle Blumen,
Nur die Fenster zeigen keine Trauer.
Nicht des Hahnes Krähen hört man ferner;
Sein Gefieder schüttelnd, fliegt hinweg er.

Rings versammelt sich das Volk, zu zweien
Bald und bald zu dreien, weheklagend.

Durch die Stadt hin hört man ein Gemurmel,
Das gemengt mit Schluchzen ist und Weinen.
„Welch ein schreckenvoller Tod, welch grauser!
Fern der Mutter, ferne dem Geliebten,
In der Nacht beim Dunkel in die Erde
Hat man sie versenkt; der Totengräber
Selbst entsetzte sich. Unsel'ge Liebe!
Ach, die du so vieles Weh ertragen
Und so schuldlos starbst, nun nachts begraben!"

Ach, nicht konnt' ich dich mit Blumen schmücken,
Selbst betrachten konnt' ich nicht dein Antlitz.
Meine Seele schwindet, atmen kann ich
Nicht, indem ich auf dein Grab mich beuge.
Meine arme Seele, deine Flügel
Schwing und male diesen schwarzen Schmerz mir.
O, daß ich den Geist des Salomo doch
Hätte, meine Trauer zu beschreiben.
Ohne Steuermann auf sturmdurchtobtem
Meere treibt mein Schiff; wo ist ein Hafen?
Stets an Caterina muß ich denken:
Aengstlich eilte sie durch die Gemächer,
Ihre Treuen suchend. „Carinesen,"
Rief sie, „helft mir, helft! Er will mich morden!
Hunde von Carini!" rief sie wütend,
Sonst kein Wort vermochte sie zu sprechen.
Mit dem letzten Hauche also ruft sie,
Denn schon hat das Schwert die Brust durchbohrt ihr,
Stumm ist sie und Schmerz nicht ferner fühlt sie,
Blutlos, ohne Farbe ist ihr Antlitz.

*

Tief bewegt von Trauer war Sizilien,
Hin durchs Königreich schlug seine Flügel
Dieser Vorfall. Doch von tiefster Trauer
Ist des Vernagallo Herz zerrissen!
Er entflieht, denn der Baron verfolgt ihn,
Aber Zuflucht beut ihm Lattarini.
Nächtlich schweifend, richtet er die Blicke

Hin auf den Balkon . . . Allein das Schweigen
Wohnt dort.
„Hier herrscht Finsternis und Stille,
Aber hoch wogt von der Sorgen Brandung
Mir das Herz. O, über dieses Schweigen,
Dieses Dunkel. Rings verschlossen sah ich
Die Balkone, draus mir die Geliebte
Ihre göttlich schönen Züge zeigte.
Jetzt selbst einen Blick nicht mehr mir gönnt sie,
Wohl erkrankt auf ihrem Lager ruht sie.“
Ihre Mutter spricht, herab ihr Antlitz
Beugend: „Bitt're Kunde; jene Schöne,
Die du suchst, begraben in der Erde
Ist sie.“
„Grab, in welchem alle starren,
Wie erstarren ließest du mich selbst auch!
Gleich dem Monde wand're ich zur Nachtzeit,
Wand're, meine Vielgeliebte suchend.
Auf dem Wege trifft der dunkle Tod mich,
Ohne Augen sah er, ohne Lippen
Sprach er, sprach zu mir: ‚Wohin nur gehst du,
Schöner?‘ „Jene such' ich, die so sehr mich
Liebte.“ ‚Anders nicht als in der Erde
Schoße suche sie! Und schenkst du mir nicht
Glauben, in die Kirche lenk die Schritte,
Zum Altar der benedeiten Jungfrau.
Thu die Grabesplatte auf, dort finden
Wirst du sie, den Leib zerwühlt von Würmern.
Mäuse nagen an der weißen Kehle,
Wo das schöne Halsband sonst geleuchtet;
Mäuse nagen an den zarten Händen
Und zerfressen ihre schwarzen Augen,
Denen keine sonst auf Erden glichen.‘ —
„Zeigt mir einen von den Sakristanen
Und erschließt vor mir der Kirche Pforten.
Gott, wo kann ich nur die Schlüssel finden?
Wer nur wird die Thüre mir erschließen?
Käme doch der Priester, daß mein Schicksal
Ich, das schreckliche, ihm künden könnte!

Neu zum Leben meine Göttin wecken
Will ich, nicht bei Toten soll sie hausen. —
Arges Schicksal, daß der Teuern Anblick
Du mir nicht vergönnst! Nur kurze Zeit gib,
Sakristan, mir, daß in ihre Gruft ich
Niederleuchte, meine Fackel haltend.
Lieber Sakristan, von dir erbitt' ich,
Laß erlöschen nicht die heil'ge Lampe,
Denn sie fühlte Graun, allein zu schlafen.

Auf die Gruft leg eine Marmortafel,
Und geschmückt mit fünf der Engel sei sie;
Alle sollen eine Krone tragen
Und gen Himmel schauend, weinend beten;
Und in gold'nen Lettern aufgezeichnet
Sei die Kunde ihres traur'gen Todes.'"

*

Wie ein Zweig, vom Sturm hinweggerissen,
Schritt er auf den steilen Wegen abwärts.
„Fürst, wir wenden uns vom rechten Wege,"
Sprach der Page, „unsre Hunde laufen
Rechts dort!" Dann der Prinz: „Durch steile Felsen
Zieht mein Pfad sich."
— „Herr, nicht mehr wie früher
Ist's um uns; die meisten Wolken droben
Sind jetzt schwarz." — „Und schwarz wie sie geworden
Ist mein Herz, die Kraft hat es verlassen,
Und das Schicksal, das umher mich wirbelt,
Sperrte mir den Weg zu ihrem Schlosse,
Ließ die Hoffnung mir im Herzen welken,
Und der Liebe Flammenglut verbrennt mich! .

„Teufel, bitte, einen Dienst erweis mir,
Einzig eine Gunst von dir erbitt' ich:
Laß erscheinen mir die Vielgeliebte,
In der Hölle dann sei meine Wohnung!"
Ihn vernahm die Schlange, die vorbeiging,
Und sie sprach: „Auf meinen Rücken steige,
Und erfüllen will ich deinen Wunsch dir."

Und sie zogen hin auf dunklem Wege,
Wo und wann, er wußt' es nicht zu sagen.
Er ging in die Hölle, und auf einem
Sessel fand er Judas sitzend, wie er
In der Hand ein Buch hielt, drin er eben
Las. Inmitten eines Kessels saß er,
Drunter Flammen lohten, und geröstet
Ward sein Leib. Sobald er ihn erblickte,
Streckt' er aus die Hand, mit dem Gesichte
Lacht' er ihm ins Antlitz. Also sprach er:
„Kommen wird die Zeit der Weltzerstörung,
Wo das Meer vertrocknet und sein Boden
Sich emporhebt. Aber ringsum, ringsum
Wird das Höllenfeuer angezündet."
So sprach Judas. Vernagallo schaute
Vor sich Feuer und der Vielgeliebten
In der Flammen Mitte ward gewahr er,
Die an ihren schönen Gliedern zehrten.

Also sagte sie zu ihm: „Du Frevler,
Mich gestürzt in diesen Jammer hast du,
Mich, die doch nur Liebe für dich hatte!
Was verschloß ich dir nicht meine Schwelle?"
Und zur Antwort gab er: „Hätt' ich heiß nicht
Dich geliebt, tot würde nun für mich nicht
Diese Welt sein. Oeffne meine Brust hier,
Und den Namen meiner Caterina,
Teure, findest du darin geschrieben."

*

Viel der Leiden gibt's, kurz ist die Zeit nur,
Was da bleibst du stehn? Ergib dich Christo!
Vernagallus im entfernten Winkel
Einer Kirche steh'nd, hab ich gesehen,
Lumpenkleider deckten seine Glieder;
Worte, welche jede Brust durchbohren,
Sprechen hört' ich ihn:
„O schmerzgequältes,
Unglücksel'ges Herz, das keine Rast hat,
Wer, o Herz, kann solche Qual ertragen?

Das verlass'ne Ufer aufzusuchen
Treibt mich nun der Geist; von Gräsern leben
Und von Kräutern einzig will ich fürder,
Und mich auf ein Bett von Dornen legen;
Und die Kissen meines Hauptes sollen
Steine sein! Ich selbst mit eines Baumes
Zweige will ich mir die Brust durchbohren,
Während meine beiden Augensterne
Von der Thränen Quelle rastlos fluten.
Möge Gott Erbarmen mit mir haben,
Denn bei Weh, wie Glück ist er zugegen.
Keine Stunde ist, wo er Bedrängnis
Nicht dem Menschen brächte oder Tröstung."

*

Auch der unglücksel'gen Mutter muß ich
Denken. Stunden schwinden hinter Stunden,
Und sie seufzt und seufzt. Eleonora
Und Maria stehn an ihrer Seite.
„Schwester," rufen sie, „du kannst nicht büßen,
Keine Messe wird für dich gelesen,
Wie es Brauch ist bei der Totenfeier."

Du, Kastell, das fürder keinen Namen
Haben wird, ich sehe dich von ferne,
Und bewegten Herzens eil' ich zu dir.
Böse Kunde wird von dir geflüstert:
Deine Thore sind umschwebt von Geistern,
Und vermauert wurden deine Thüren,
Das Gestein selbst träuft von bittern Thränen.

Der Barbar selbst, welcher sie gemordet,
Fließt in Thränen hin; zum Schlummer niemals
Schließt er seine Augen. Fürchterliche
Worte stößt er aus, davor der Himmel
Schaudert und das ganze Weltgebäude:
„O, versänk' ich in der Erde Tiefen!
Mag der Strahl des Blitzes mich zerschmettern!
Möge das verbrecherische Herz mir
Aus der blut'gen Brust gerissen werden!"

Nächtlich hin durch finstre Straßen irrend,
Durch die Furcht beraubt des Augenlichtes,
Hört er so die Nacht, die eis'ge, sprechen:
„Was begehrst du? Alle deine Hoffnung
Ist begraben!" Die verlor'nen Seelen,
Die im Tartarus dort unten irren,
Hört er ihre Reigentänze schlingen,
Ihre Chöre singen. Vorwärts irrt er
Bald und bald zurück; nicht Ruhe findend,
Denn das Brautbett ist bestreut mit Dornen,
Ist besät mit spitzer Nägel Stacheln.
Wenn gegangen er, neu kehrt zurück er,
Und vertrieben dann von einem Klagruf
Wird er, welcher sagt: O Qual der Qualen!
Ganz zuletzt von Weh wird er bewältigt.
Endlich schlingt der Schlaf ihn in die Arme,
Aber die Erinn'rung stachelt stets noch
Ihn mit des Geschehenen Gespenstern,
Die den Nebeln gleichen, wenn mit Nebeln
Sie sich drängen.
Wieder kommen sieht er
Die beglückten Tage und dann fliehen.
Auch die alten Leidenschaften kommen
Und verschwinden, die zu Pracht und Liebe
Und zu Herrschsucht eh'mals ihn gestachelt.
Einen Kranz von Söhnen sieht er nahen . . .
Und es rollt und rollt das Rad des Glückes.
„Du, Kastell, von dem ich meinen Namen
Führe, daß du mein doch wieder würdest,
Daß ich meinen Schatz genießen könnte,
Daß ich meine Tochter wieder schaute,
Die dem Mond, so hieß es, Neid erregte
Und an Glanz die Sonne überstrahlte."
Von Gemache zu Gemache eilt er,
Und ihm gibt das Echo einzig Antwort,
Wie es von den Mauern ihm zurückschallt,
Gleich als sagt' es: Alles ist zu Ende!
„Ach," so ruft er, „eine Kralle fühl' ich,
Die mein Herz zerfleischt! Wo ist die Tochter,

Die hier oben war? Sag mir, du Alte
Dort, wo find' ich meine Caterina,
Die der Schönheit Fahne trug vor allen?"
Und die Hexe mit dem fahlen Antlitz,
Die schon an des Todes Grenze schwankte,
Streckt die Hand mit Zittern aus und deutet
Nach der nahen Halle. „Eile, eile!"
Ruft sie, „deine Tochter ist gefunden;
In der Erde ruht sie unter weißem
Tuch. Geschwind nur! Eile! Such die Tochter!
Unter ihrer Decke schläft vielleicht sie."

Der Baron, die Decke leicht erhebend,
Sagte: „Caterina!" Doch das Schweigen
Selbst gab keine Antwort seinem Rufe.
Unters Tuch hatt' er gestreckt die Rechte,
Und mit Blut bedeckt zurück sie zog er.

Seine beiden Augen sind geschlossen,
Durcheinander wirrt vor ihm sich alles . . .

Blut, das rauchend du nach Rache schreiest,
Brenne, denn die Rache gibt dir Antwort.
Zehr die Adern auf und dring hinunter
Bis ins schwarze Herz! —
Dann schwand das Traumbild,
Die Vision des Grabes dem Barone.

O, der Zorn verwirrt uns alle Sinne
Und umhängt mit einem blut'gen Schleier
Uns die Augen. Furchtbar ist der Argwohn,
Und zum Untergang kann er uns reißen.
Zürnt das Herz, so weicht aus ihm die Tugend
Und die Ehre.
Weinen, weinen wird noch
Bis auf seine spät'sten Enkelsöhne
Das Geschlecht des schändlichen Barones
Um die Missethat, die er begangen.

Chronik von Maria de Padilla, dem Großmeister von Santiago und der Königin Blanca von Bourbon.

Der König Don Pedro von Kastilien, den seine Gegner den Grausamen, seine Verehrer den Rechtspfleger nannten, gehört zu den hervorragendsten Gestalten des spanischen Mittelalters und hat die gleichzeitigen Chronisten wie die Dichter des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts vielfach beschäftigt. Die letzteren schildern ihn, ohne die Züge von Wildheit und Grausamkeit, die in manchen seiner Handlungen hervortreten, zu verwischen, doch vorzugsweise als den Freund des Volkes und stellen diesen König mit Vorliebe als den Beschützer der bedrängten Bürger und Bauern gegen die Gewaltthätigkeit des übermütigen Adels dar. Tirso de Molina hat ihn in einem vorzüglichen Drama „El infanzon de Illescas“ vorgeführt, wie er einst mit Gefahr seines Lebens ohne Begleiter in das Schloß eines übermütigen Ritters eindrang und diesen persönlich im Zweikampfe besiegte, um darzu-

thun, wie er ihm nicht bloß durch die Königsmacht, sondern auch durch ritterliche Tugend überlegen sei. Nach einer jener unbegreiflichen Launen des Zufalls oder Schicksals, von welchen sich in der Literaturgeschichte noch andere Beispiele finden, ist nicht dieses treffliche Drama, das zu den schönsten der spanischen Bühne gehört, sondern die Nachahmung desselben von Moreto, „Der wackere Rechtspfleger“, das bekanntere geworden. Noch andere von der Volkstradition aufbewahrte und an bestimmte Lokalitäten geknüpfte Anekdoten zeigen Don Pedro in demselben Lichte. In der Stadt Sevilla, in welcher er nächtlich allein, die Guitarre in der einen, das Schwert in der andern Hand, auf Liebesabenteuer ausgegangen sein soll, befindet sich an der Ecke einer der engen und vielgewundenen Straßen an einem Hause noch eine in Stein gehauene Gruppe, welche darstellt, wie ein Mann einem andern, der vor ihm kniet, das Haupt abschlägt. Die Begebenheit, auf welche dieses jetzt von der Zeit stark beschädigte Bildwerk sich bezieht, soll folgende sein: Der König wurde einst auf einer seiner nächtlichen Wanderungen in einen Zweikampf verwickelt und streckte seinen Gegner tot zu Boden. Der Eigentümer des Hauses, durch das Waffenklirren ans Fenster gelockt, erkannte den König und ließ, da der damalige Zustand der Justiz von der Art war, daß von einer gerichtlichen Klage kein Erfolg zu erwarten war, das Bildwerk an seinem Hause anbringen, das den Machthaber Spaniens als Mörder zu verewigen bestimmt war. Don Pedro nun soll, als er von jenem Steinbilde, auf dem er selbst als Mörder figurirte, Kenntnis erhielt, den unerschrockenen Sevillaner wegen seines Rechtssinnes belobt

und belohnt haben. — Sevilla, der Mittelpunkt der spanischen Romantik, war sein Lieblingsaufenthalt und, obgleich die kastilischen Könige noch bis auf die Zeit Karls V. unstät im Lande umherzuziehen pflegten, seine gewöhnliche Residenz. Während der berühmteste unter allen den unzähligen Don Juans, die seit so vielen Jahrhunderten auf den Straßen und Alameden, über welche die maurische Giralda emporragt, umhergeirrt sind, doch nur eine halb mythische Figur ist und selbst die Zeit, in welcher er gelebt, nicht feststeht, sind Don Pedros galante Abenteuer ebenso wie seine Grausamkeiten von den Chronisten aufbewahrt worden. Der Mittelpunkt derselben war die jetzt verödete Umgegend des Thores Macarena und der Alcazar, in dem er wohnte. In diesem von ihm nicht erbauten, sondern nur erweiterten Schloß, welches wahrscheinlich schon dem arabischen Dichterkönig Al Motamid zur Residenz gedient, verlebte er wonnige Stunden in den Armen seiner geliebten Maria Padilla. Noch erzählen die plätschernden Springbrunnen und die vom Nachtwinde bewegten Orangenbäume der Gärten, die sich hinter dem Schloß bis an den Guadalquivir ausdehnen, von wonnigen Nächten, die er mit ihr verbracht. Aber Blutflecken, die sich auf dem marmornen Fußboden eines der Säle erhalten haben, mahnen auch an die hier von ihm begangenen Greuel. Solche Flecken sind zwar das Zubehör mancher alten Schlösser der pyrenäischen Halbinsel, sie finden sich in der Villa der Thränen bei Coimbra, dem Schauplatz der Liebe eines andern Don Pedro zu der unglücklichen Inez de Castro, wie im Abencerragensaale der Alhambra, und die moderne Zweifelsucht hält sie für

rote Adern im Stein oder für Eisenoxyd; aber wenn man sich im genannten Alcazar befindet und von den Schauern der an denselben geknüpften Erinnerungen, besonders im Zwielicht und im Mondschein, durchrieselt wird, zweifelt man nicht, daß der schreckliche, hier von Don Pedro an seinem Bruder, dem Großmeister von Santiago, begangene Mord solche Spuren hinterlassen habe.

Da die Figur Pedros des Grausamen heute durch die Volkstradition und Dichtung in ein legendenhaftes Licht gerückt worden ist, mag es nicht ganz uninteressant sein, ihn in derjenigen Gestalt kennen zu lernen, in welcher er bei den Chronisten erscheint. Daher teile ich das Kapitel der alten spanischen Chronik mit, welches die Geschichte der Maria Padilla, des Großmeisters und der unglücklichen Gemahlin Don Pedros, Blanca von Bourbon, enthält.

*

Ihr müßt wissen, daß Donna Maria de Padilla sehr schön war, von gutem Verstande, aber klein von Körper. Nun als Don Alfonso Albuquerque, welcher das Königreich regiert hatte, von seiner Gesandtschaft nach Portugal zurückgekehrt war, begab er sich zum König nach Torrijos, und er erfuhr, daß Blanca von Bourbon, die Nichte des Königs von Frankreich, diejenige, welche dem König Don Pedro zur Gattin bestimmt war, in Valladolid angelangt sei. Aber da er gleichfalls wußte, daß der junge König keineswegs wünschte, diese Heirat einzugehen, sprach er zu ihm und erteilte ihm den Rat, sich sogleich in die Stadt zu begeben, wo die Prinzessin angelangt war, indem er hinzufügte, daß er sich mit der genannten Dame, der

Nichte des Königs von Frankreich, verbinden müßte, und zwar, weil sein eigener Gesandter für ihn um sie geworben habe. Er gab ihm zu verstehen, daß, wenn er so handle, er für seinen eigenen Vorteil sorgen würde. Denn, sagte er, er wisse selbst sehr wohl, daß seine Königreiche Kastilien und Leon in sehr bedenklicher Lage seien und daß mit einem rechtmäßigen Sohn alle diese Verwicklungen aufhören würden. Er fügte hinzu, daß sonst, da die Königin von Kastilien, Donna Leonor von Aragon, Söhne habe, die Infanten Don Juan und Don Fernando Ansprüche auf die genannten Königreiche erheben könnten, und daß im Grunde bei alledem eine große Gefahr für die Christen sei, in Anbetracht der Nachbarschaft der Mohren nach der Meerseite hin und darüber hinaus. Er drang in ihn, indem er ihm sagte, es möge ihm gefallen, sogleich von Torrijos, wo er sich befand, aufzubrechen, um seine Hochzeit mit Donna Blanca von Bourbon, der eigenen Nichte des Königs von Frankreich, zu halten, mit ihr, die man schon die Königin von Kastilien nannte. Sein letztes Wort war sogar, daß, wenn er dies thue, das ganze Königreich darüber voll Freude sein würde. Und ihr müßt wissen, daß alles, was in diesen Worten Don Alfonso sagte, um dem König Rat zu erteilen, zu dem Zwecke war, um sein eigenes Ziel zu erreichen, denn es war ihm besonders darum zu thun, Don Pedro von Donna Maria de Padilla zu entfernen. Eines ward ihm klar: nämlich daß die Verwandten dieser Dame schon sehr hoch in der Gunst des Königs standen. Und was Don Alfonso nicht sagte, das ist, wie Don Pedros Liebschaft angefangen hatte in der Zeit, wo Gnadenbezeugungen in diesem Königreich und

im Schlosse des Königs durch die Hände und den Willen eben dieses Don Alfonso erteilt wurden. Der König hatte in Gijon Donna Maria gesehen, welche, eine Dame von großer Schönheit, in dem Hause der Isabel von Menezes, der Gemahlin von Don Alfonso d'Albuquerque, erzogen worden war, und wenn sie nach Sahagun geführt worden war, war dies auf den Rat Don Alfonsos geschehen, welcher Vorteil davon erhoffte. Obgleich nun die Heirat mit Donna Blanca nicht im Willen des Königs gelegen hatte, that er dies doch auf den Rat von Don Alfonso. Er brach von Torrijos auf und begab sich nach Valladolid, indem er Donna Maria de Padilla in den Umgebungen von Toledo, auf dem sehr festen Schlosse von Montalvan, zurückließ. Er stellte Donna Maria in die Obhut eines ihrer Brüder. Damit sie keine Gefahr liefe und in voller Sicherheit bliebe, vertraute er ihre Bewachung noch verschiedenen anderen Männern an, auf die er sich verlassen durfte. Denn man muß wissen, daß er in dieser Zeit Don Alfonso fürchtete. Er wußte nämlich, daß es diesen Herrn sehr verdroß, so viel Liebe einem in seinem Hause erzogenen jungen Mädchen, nämlich der Maria de Padilla, gewidmet zu haben, durch welche ihn gefügig zu machen man gehofft hatte; das Gegenteil war nun geschehen.

Der König begab sich nach Valladolid, wo schon alle Großen des Königreiches wegen seiner Vermählung versammelt waren. Als er dann angekommen war, gebot er, daß man seine Hochzeit mit Donna Blanca von Bourbon, seiner Braut, feiern sollte, welche achtzehn Jahre alt, von großer Schönheit und von königlich französischem Hause war. Und, wie wir soeben gesagt haben, schloß der König

Don Pedro die Heirat mit Donna Blanca und nahm sie zur Gemahlin, und die Vermählung fand statt in Santa-Maria-la-Nueva zu Valladolid. Es wurden dort große Feste, große Turniere und große Ritterspiele abgehalten. Man sah dort eine Anzahl von Damen und Rittern versammelt. Der König und die Königin ritten an diesem Tage in Kleidern von weißen, goldgestickten, mit Hermelin besetzten Stoffen auf weißen Rossen. Der König hatte zum Hochzeitszeugen den Don Alfonso, Herrn von Albuquerque, und Donna Blanca hatte als Zeugin die Donna Leonor von Aragon; diese ritt auf einem Maultier. Die Königin Leonor war in weiße Gewänder gehüllt; auf ihrem Haupt trug sie ein Diadem von blitzenden Edelsteinen. Und es gingen zu Fuße neben der Königin, um die Zügel ihres Rosses zu halten: der Graf Don Enrique, Don Tello, sein Bruder, sodann Don Fernando de Castro und Don Juan de la Cerda, der Sohn des Don Luis. Was den Infanten Don Fernando von Aragon anbetrifft, so führte er die Königin Donna Leonor, seine Mutter, welche, wie wir gesagt haben, die Hochzeitszeugin war. Die Königin-Mutter Donna Maria war auch zugegen; sie ritt auf einem Maultier und trug ein weißes Kleid. Derjenige, welcher die Zügel führte, war Don Juan von Aragon, ein Vetter des Königs. Und an diesem Hochzeitstage, wie das die Gewohnheit in Kastilien ist, schritt zur Seite der Königin Blanka Donna Margarida de Lara, Schwester von Don Juan Nunez, die unvermählt war und es für immer blieb. Und so wurde dieser Ehebund an einem Montag, den 3. Juni, abgeschlossen.

An dem folgenden Mittwoch nach der Hochzeit ereignete

sich folgendes: Als der König in seinem Palast speiste, in dem Saal, den man den des Abts von St. Andreas nennt, an einem heute das Kloster de las Huelgas genannten Orte, so sah er die beiden Königinnen, Donna Maria, seine Mutter, und Donna Leonor, seine Tante, anlangen. Sie waren alle beide in Thränen. Und er nahm sie, nachdem er sich von der Tafel erhoben, zur Seite und sie sagten zu ihm, wie sie dies später selbst erzählt haben und wie er es auch von seiner Seite gestand:

„Sennor, es ist uns berichtet worden und man hat uns kund gethan, es sei Eure Absicht, Euch sofort von hier zu entfernen. Wenn das, was man sagt, wahr ist, wollt Ihr Euch dorthin begeben, wo Donna Maria de Padilla sich befindet. Wohlan, Sennor, wir erbitten von Euch die Gnade, daß Ihr nicht dergleichen thut, denn wenn Ihr dies thut, so wißt, wird das sehr wenig zu Eurer Ehre und Eurem Vorteil gereichen. Nein, Ihr könnt Eure Gemahlin jetzt, wo Ihr Euch eben erst vermählt habt, nicht verlassen, während Ihr von den Größten und Besten Eures Königreichs umgeben seid. Ueberdies sagen wir Euch, dem König von Frankreich würde solches Benehmen sehr unlieb sein, und Ihr wißt wohl, daß er sich durch diese Eure Heirat persönlich mit Euch verbunden hat. Auf Eure Bitten hat man sie Euch gewährt, und wie dies sich ziemte, ist die Braut zu Euch mit ehrenvollem Geleit geführt worden. Wenn Ihr daher so handelt, wie Ihr es beabsichtigt, werdet Ihr sicher Anstoß in Eurem Königreich und bei den Großen, welche auf Euren Befehl geladen sind, erregen. Ihr würdet so gegen Euch selbst

handeln, wenn Ihr von hier aufbrächet, ohne ihnen einige Worte zu sagen.“

Und der König antwortete ihnen, er wundere sich sehr, daß sie glauben könnten, er wolle von Valladolid abreisen und sein Weib verlassen. Und die Königinnen wiederholten ihm, daß man ihnen als sicher berichtet habe, er wolle sogleich aufbrechen, um sich zu der, welche ihn erwartete, zu begeben, aber er versicherte das Gegenteil, indem er sagte, nie würde er so etwas thun. Sodann entfernten sich die Königinnen, die doch wohl wußten, daß er abreisen würde, allein die es nicht hindern konnten. In der That, eine Stunde nach dieser Zusammenkunft befahl der König, man solle ihm Maultiere bringen, indem er sagte, er wolle seine Mutter besuchen. Aber er entfernte sich, nachdem er in einem Dorfe, welches Olmedo heißt, übernachtet hatte. Er begab sich am nächsten Tage nach Montalvan, zu Donna Maria de Padilla.

Und als man in Valladolid erfuhr, daß der König sich entfernt hatte und bei welchem Weibe er sich befinde, war in der ganzen Stadt großer Lärm und große Bewegung. Don Alfonso Albuquerque und der Großmeister von Calatrava, begaben sich mit vielen anderen Rittern zur Königin; die Worte, die sie sprachen, waren sehr traurig. Man kam dann überein, daß die beiden genannten Herren, und manche andere mit ihnen, den König Don Pedro in der Stadt Toledo aufsuchen und daß sie mit allen Kräften dahin bei ihm wirken sollten, er möge Donna Blanca nicht so verlassen. Aber da Don Alfonso schon in Almocor war und eine Botschaft an Don Pedro abgesandt hatte, der ihn unter Verheißung voller Sicherheit

aufgefordert hatte, zu ihm zu kommen, so begann er ein Gespräch mit dem Großmeister, und ein großer Schrecken bemächtigte sich der beiden, so daß sie sich zu zwei Dingen entschlossen, nämlich: daß der Großmeister von Calatrava sich nach Hause begeben und daß Don Alfonso ebenfalls auf seine Schlösser zurückkehren solle.

Und als der König Don Pedro erfuhr, daß diese beiden Herren sich auf ihre Besitzungen zurückgezogen hätten, brach er sogleich von Toledo auf und beschloß, sich nach Valladolid zu begeben, um wieder bei seiner Mutter Donna Maria und seiner Gemahlin Donna Blanca von Bourbon zu sein. Er that dies, sagt man, damit er im Königreich keinen Anstoß mehr gebe. Wenn er so handelte, war es nach den Ratschlägen seiner Vertrauten und nach denen der eigenen Verwandten der Maria de Padilla, die er stets um sich hatte. Er begab sich daher nach Valladolid, wo er mit der Königin Blanca zwei Tage blieb. Er brach aus der Stadt auf und begab sich nach Mojados, einem unfern davon gelegenen Dorfe. Dann kam er nach Olmedo, blieb dort einige Tage, und später sah er Donna Blanca niemals wieder, die doch seine Gemahlin war.

Was Donna Maria anbetrifft, so fuhr sie fort, den König zu beherrschen. Aber wenn es galt, irgend eine gute That zu vollbringen, so säumte sie nicht, sie zu thun. Und zu der Zeit, als von Don Alfonso Albuquerque Geiseln gestellt wurden und man den Gutierre Gomez von Toledo mit der Kette um den Hals vor den König führte, war es Maria Padilla, welche Gnade für ihn erflehte und die Verzeihung des Königs für ihn erhielt. Und als Alvar Perez de Castro und Alvar Gonzalez Moran zu

Rosse stiegen, um sich von Olmedo zu entfernen, war diejenige, welche ihnen heimlich sagen ließ, daß sie in der Stadt mit dem Tode bedroht wären, auch Maria Padilla, welcher manche Handlungen unter denen des Königs nicht gefielen.

Und es war um diese Zeit, daß Don Fadrique, der Großmeister von Santiago, in der Stadt Cuellar anlangte, wo damals der König war. Und Don Pedro nahm ihn sehr gut auf, aber er haßte den Großmeister seit der Zeit, als seine Mutter Donna Leonor nicht lange vor ihrem Tode in Llerena gefangen war. Der Großmeister Don Fadrique knüpfte freundliche Beziehungen zu Donna Maria und zu ihren Verwandten an; er wußte, daß das dem König gefallen würde. Don Pedro brach von Cuellar auf und begab sich nach Segovia. Aus diesem Orte erließ er den Befehl, Donna Blanca, seine Gemahlin, welche sich in Medina del Campo befand, solle nach Arevalo geführt und dort auf solche Weise gehütet werden, daß selbst Donna Maria, seine eigene Mutter, sie nicht sehen und kein Ritter sie besuchen könne. Schon an diesem Orte war sie wie gefangen. Und im fünften Jahre seiner Regierung, im Jahre des Herrn 1354, nach arabischer Rechnung 754, dachte der König, indem er den Don Juan Nunnez de Prado, den Großmeister von Calatrava, hatte umbringen lassen, daran, noch bei Lebzeiten seiner Frau die Donna Juana de Castro zu heiraten. Donna Juana war sehr schön, und der König sagte immer, er wolle sich mit ihr verheiraten. Donna Juana de Castro sagte zuerst, eine solche Heirat dürfe nicht stattfinden, da Don Pedro mit Blanca von Bourbon verheiratet sei. Aber sie gestand

auch, daß sie gerne darein willigen würde, wenn der König darthun könnte, daß eine Heirat wie die früher von ihm geschlossene sich annulliren ließe. Der König erwiderte, er wolle ihr binnen kurzem zeigen, wie er in seinem Rechte sei. Nach seiner Meinung könne er sich füglich von Donna Blanca scheiden und das um so mehr, als sie in Wahrheit nicht seine Gattin sei. Isabel, Mutter der Donna Juana de Castro, wollte, daß der König reichliche Sicherstellung gebe, wie den Alcazar von Jaen, das Schloß von Duenas und Castro Xeriz. Und er gewährte diese Forderung. Als er sodann in Cuellar angelangt war, ließ er Don Sancho, den Bischof von Avila, und Don Juan, den Bischof von Salamanca, rufen und legte ihnen dar, wie er nicht vereint sei und wie er niemals mit Donna Blanca vermählt sein könne, da er oftmals gegen eine solche Verbindung protestirt habe. Er fügte hinzu, es sei in der Ordnung, daß sie aussprächen, er könnte sich nach Belieben vermählen, und die genannten Bischöfe hörten dies mit großem Schrecken aus des Königs Munde, doch thaten sie, wie er es wünschte. Donna Juana ergab sich unter dieser Bedingung, und die Hochzeit wurde öffentlich gefeiert. Donna Juana wurde also Königin genannt, denn sie war feierlich durch den Bischof von Salamanca getraut worden. Aber am zweiten Tage brach Don Pedro von Cuellar auf, er begab sich nach Castro Xeriz und sah Juana de Castro später niemals wieder. Trotzdem gab er ihr die Stadt Duenas, und dort lebte sie lange, indem sie sich, obgleich dies dem Don Pedro mißfiel, immer Königin nannte.

Zu jener Zeit erfuhr man, dem König sei eine Tochter

von Maria de Padilla in Castro Xeriz geboren worden. Man nannte sie Donna Constanza, sie vermählte sich später mit dem Herzog von Lancaster. Deren Tochter war es, die Don Henriquez' Gemahlin geworden, später unter dem Namen der Königin Caterine bekannt war.

Don Pedro begab sich in die große Stadt Toledo und blieb dort vier Tage. Es war an diesem Orte, daß er den Befehl gab, Juan Fernandez de Hinestrosa, sein Oberstallmeister, Oheim der Maria de Padilla, solle sich nach Arevalo begeben, wo sich die Königin Blanca von Bourbon befand, um sie nach Toledo zu führen und in den Alcazar zu bringen. Und das wurde auf solche Weise kundgethan, daß jedermann es erfuhr. Als die Ritter in Toledo diese Nachricht empfangen hatten, waren sie sehr betrübt darüber, daß eine solche Dame gefangen genommen und die gute Stadt Toledo zu ihrem Gefängnis bestimmt sei. Aber obgleich sich in der Stadt siebenhundert Reiter befanden, widerstrebten sie der Gefangennahme der Königin nicht, weil sie das große Unheil fürchteten, das ein solches Ereignis nach sich ziehen würde. Und während Don Pedro sich nach Segura begab, wo sich sein Bruder erhoben hatte, ging Fernandez de Hinestrosa nach Arevalo, wo sich die Königin Donna Blanca befand, die er auf das Gebot des Königs nach Toledo brachte.

Als die Königin Blanca von Bourbon in die Stadt eingetreten war, sagte sie, daß sie ihr Gebet in der Kirche Santa-Maria verrichten wolle. In der That begab sie sich dorthin, aber als sie eingetreten war, weigerte sie sich, den heiligen Ort zu verlassen, weil sie sich vor dem Gefängnis wie vor dem Tode fürchtete. Juan Fernandez

de Hinestrosa, welcher diese Fürstin geleitet hatte, bat sie, sie möge sich gnädigst in den Alcazar des Königs begeben, welcher auch der ihrige wäre und den man in der Stadt sieht. Da, sagte er, sei ein ihrer würdiges Gemach für sie bereitet. Aber sie wollte nichts davon wissen. Und als Juan Fernandez de Hinestrosa sich überzeugt hatte, daß sie sich nicht in den Alcazar begeben wolle, wagte er es nicht, sie gegen ihren eigenen Willen aus der Kirche zu entfernen, denn Juan Fernandez war ein edler Ritter, zugleich leutselig und höflich. Auch muß man hinzufügen, daß er fürchtete, die Bürger von Toledo würden einen Aufstand machen, denn er erkannte wohl, daß alle über die Gefangennahme der Königin sehr betrübt waren. Er begab sich daher zum König, der sich damals unter den Mauern von Segura befand. Er erzählte ihm, was Blanca von Bourbon gethan und wie er nicht gewagt habe, seine Befehle auszuführen, weil sie seine Gemahlin sei. Der König sagte ihm, er werde sich bald selbst in die Stadt verfügen und er würde wohl zu handeln wissen, wie es ihm gezieme.

Und ihr müßt wissen, daß nach dem Fortgang des Fernandez de Hinestrosa die Königin sich mit mehreren großen Damen der Stadt verständigte, die sie täglich besuchten, und sie sagte ihnen, sie befürchte ihren nahen Tod und sie habe Nachricht, daß der König demnächst sich nach Toledo begeben werde, um sie gefangen zu nehmen und umzubringen. Auch bat sie dieselben um ihre Hilfe und ihren Beistand in dieser Lage.

In dieser Zeit war die Königin noch sehr jung, und in ihrer Umgebung war eine edle Dame Namens Donna

Leonor de Saldanna, deren Obhut die Königin Donna Maria sie anvertraut hatte. Und Donna Leonor, die edle Gemahlin des Alfonso de Haro, sprach in Toledo mit den Damen und Rittern, indem sie ihnen klar machte, man müsse ein Mittel finden, damit die Königin nicht umgebracht werde, denn dies würde Schande über die ganze Stadt bringen. „Ihr würdet die armseligsten Leute von der Welt sein, wenn eine solche Königin, die Gemahlin des Königs, in der Stadt, die Ihr bewohnt, elend sterben müßte, und da Ihr sie in Eurer Mitte habt, willigt nie in eine solche Missethat ein.“ Was die Königin anbetrifft, so dachte sie immer, Juan Fernandez de Hinestrosa würde nach Toledo zurückkommen, um sie gefangen zu nehmen und umzubringen. Und sie verfiel auf den Gedanken, daß alles dies nicht in der Absicht des Königs liege, daß er nur auf die Einflüsterungen gewisser Berater handle, welche zu den Verwandten der Maria de Padilla gehörten; daß eine Zeit kommen würde, wo ihr Gemahl und Herr es als einen ihm geleisteten Dienst ansähe, wenn man sich bemüht hätte, sie zu befreien. Und die Ritter von Toledo, bewegt von alledem, was sie hörten, weinten über die Einkerkerung und den Tod der Königin, einer Dame von so hoher Geburt und so frei von Schuld. Und nachdem sie sich beraten, gingen sie, um sie in der Kirche Santa-Maria aufzusuchen, und führten sie an einem Donnerstag in den Alcazar der Stadt. Dort befand sie sich in der Obhut von ehrenhaften Männern und Rittern, und alle vereinigten sich gern zu einem solchen Werk.

Um diese Zeit sandten die Bewohner von Toledo an den Großmeister Don Fadrique, daß er in die Stadt, die

sich zu Gunsten der Königin erhoben hatte, käme. Und der Großmeister von Santiago, der sich damals in Segura befand, folgte ihrer Aufforderung und er kam sogleich, um sein Lager in den Vorstädten Toledos aufzuschlagen. Dann ging er sogleich, um die Königin im Alcazar aufzusuchen, und dort leistete er ihr, sowie den Bewohnern der Stadt Toledo seine Schwüre. Obgleich alles dies in guter Absicht geschah, war es besonders von seiten einiger eine sehr gewagte Sache, über die man später übel sprach. Und aus diesem Anlaß gab es großen Aufruhr in der Stadt. Dann traten die Ereignisse von Toro ein, wo der König, von den Großen bewacht, in der That gefangen war. In dieser Zeit konnte die Königin sich eines Schattens von Freiheit erfreuen. Aber Don Pedro entkam durch List. Mit der List gewann er die Macht wieder, mit der Macht den Blutdurst. Dies ging vor im sechsten Jahre seiner Regierung, und im zwölften und vierzehnten geschah folgendes:

Als Don Pedro in Sevilla war, erfuhr er, daß der Meister von Santiago, Fadrique, zu ihm käme und daß, indem er dies thäte, er seinem Befehle gehorchte, aber er hatte beschlossen, ihn zu töten. An dem Tage nun, wo Don Fadrique am Morgen im Palast anlangen sollte, ließ der König den Infanten Don Juan von Aragon, seinen Vetter, sowie den Diego Perez Sarmiento, der Großadelantado von Kastilien war, in seine Gemächer rufen. Don Pedro ließ sie einen Eid auf das Kreuz und die heiligen Evangelien ablegen, sie würden das, was er ihnen sagen wolle, geheim halten, und sie schwuren dies. Sodann sprach der König also zum Infanten:

„Ich weiß sehr wohl und Ihr wißt es gleichfalls, daß der Großmeister von Santiago, mein Bruder, Euch übel will. Ich weiß wohl, daß Ihr ihm ebenso gesinnt seid; und ich, weil er sich einiges in seiner Dienststellung bei mir hat zu schulden kommen lassen, denke ihn schon heute gefangen zu nehmen. Deshalb bitte ich Euch, mir hierin behilflich zu sein, dadurch werdet Ihr mich besonders verpflichten. Uebrigens beabsichtige ich, sobald der Infant tot sein wird, von hier nach Biscaya aufzubrechen und auch Don Tello sterben zu lassen; und wenn er einmal beiseite geschafft ist, will ich Euch die Länder von Lara und Biscaya geben. Sie kommen Euch in der That von seiten Eurer Gattin zu."

Und der Infant Don Juan erwiderte dem König:

„Sennor, ich schätze es als eine hohe Gunst, daß Ihr mir Euer Geheimnis anvertrauen wollt. Wie Ihr sagt, so ist es wahr, daß ich dem Großmeister von Santiago, dem Don Fadrique, sowie auch dem Don Henrique, seinem Bruder, übel gesinnt bin. Ich weiß, daß dasselbe von ihrer Seite stattfindet, und deshalb ist es mir sehr angenehm, daß Ihr geboten habt, heute den Großmeister umzubringen. Wenn es Euch daher also gefällt, so werde ich ihn ermorden."

Und es war dem König sehr angenehm, zu vernehmen, daß der Infant solches erwiderte, und er gab ihm zur Antwort:

„Mein Vetter, was Ihr sagt, ist mir genehm, und ich bitte Euch, es so auszuführen, wie Ihr sagt."

Und Diego Perez Sarmiento wandte sich so an den Prinzen:

„Ueberlaßt es nur dem König, er hat schon Schergen genug, um den Großmeister zu töten.“

Diese Worte mißfielen dem König in höchstem Grade, und niemals verzieh er sie dem Diego Perez Sarmiento. Es wäre eine große Freude für den König gewesen, wenn der Infant den Großmeister umgebracht hätte.

Am neunundzwanzigsten Mai langte also Don Fadrique, der Bruder des Königs, im Alcazar von Sevilla an. Er hatte eben die Stadt und das Schloß Jumilla mit dem Königreich Murcia vereinigt und dadurch dem König einen großen Dienst geleistet, und jeden Tag gelangten Briefe an ihn, er solle sich beeilen, zu Don Pedro zu kommen. Am Morgen war es, als er in den Alcazar eintrat. Sobald er angekommen war, ging er, dem König seine Aufwartung zu machen, und er hatte eine Unterredung mit ihm, während der König in seinem Alcazar beim Brettspiel saß. Beim Eintritt küßte er ihm die Hand, wie auch die anderen mit ihm gekommenen Ritter thaten. Was den König anbetrifft, so empfing er sie anscheinend mit guter Miene. Er fragte den Großmeister, von welchem Ort er an diesem Tage aufgebrochen sei und ob er ein gutes Quartier habe. Und der Großmeister antwortete ihm, er komme aus Santillana, welches fünf Meilen von Sevilla liegt. Und daß er glaube, das Gasthaus sei gut. Und der König sprach zu ihm: „Meister, ruht Euch in Euren Gemächern aus, dann kommt zu mir zurück.“ Der König sprach so, weil er viele andere mit dem Großmeister hatte eintreten sehen. Don Fadrique trennte sich dann von Don Pedro und ging zu Donna Maria de Padilla und zu den Töchtern des Königs, die in einem

andern Gemach, in dem Flügel, welchen man den „Alcazar der Treppe“ nennt, waren. Und Donna Maria wußte sehr wohl alles, was gegen den Großmeister angeordnet oder beschlossen war. Als sie dann Don Fadrique sah, nahm sie ihn in so übler Weise auf, daß alle es hätten merken können. Es war eine sehr gute Dame von gesundem Urteil, und die nicht mit allem einverstanden war, was der König that. Es mißfiel ihr sogar höchlich, daß der Tod des Großmeisters an diesem Tage beschlossen war. Und der Großmeister, nachdem er Donna Maria und die Töchter des Königs, seine Nichten, gesehen hatte, ging von dort hinweg und stieg in den Hof des Alcazars herab, wo man seine Maultiere gelassen hatte. Er wollte nach Hause gehen und seine Leute beruhigen. Und als er in den Hof kam, fanden die Maultiere sich nicht mehr dort. Die Diener des Königs hatten aller Welt geboten, den Alcazar und den Hof zu räumen, dann hatten sie alle Thüren geschlossen, wie es ihnen vorgeschrieben war, damit dort nicht viele Menschen wären. Als der Großmeister sah, daß seine Maultiere nicht dort waren, wußte er nicht, ob er zum König zurückkehren oder was er thun sollte. Und ein Ritter, welcher sich bei ihm befand und Nunnez de Navalez hieß, gebürtig aus Asturien, erkannte, daß etwas Schlimmes dahinter verborgen sei. Er sah im Alcazar große Bewegung und sagte zum Großmeister: „Sennor, die kleine Thür des Hofes ist offen, geht hinaus, die Maultiere werden nicht fehlen.“ Dies wiederholte er ihm mehreremale. Und ich glaube wohl, daß wenn der Großmeister aus dem Alcazar herausgegangen wäre, er entweder seinem Schicksal glücklich entronnen wäre oder

daß man seiner nicht hätte habhaft werden können, ohne daß eine große Anzahl seines Gefolges mit ihm umgebracht worden wäre.

Während solches sich vorbereitete, kamen auf Befehl des Königs zwei Ritter zu Don Fadrique. Sie waren Brüder. Der eine hieß Fernan Sanchez de Tovar, der andere Juan Fernandez, und sie wußten nichts von allem, was beschlossen war. Sie sagten zum Großmeister: „Herr, der König ruft Euch.“ Und der Großmeister stand im Begriff, zum König zurückzukehren. Er war sehr unruhig und ahnte schon das Unheil, das ihn ereilen würde. Daher, als sie durch die Thore des Alcazars schritten, waren, je mehr sie in die Säle eintraten, immer weniger Leute dort. Denn es war den Pförtnern befohlen worden, niemand einzulassen. Während die Sachen so standen, gelangte der Großmeister zum König, und niemand trat mit Don Fadrique ein, außer dem Meister von Calatrava, Don Diego Garcia, welcher ihn an diesem Tage begleitete. Aber er wußte nichts von dem, was vorgehen würde. Es waren noch zwei Ritter dort. Der König war in einem Saal, welcher der Stukksaal heißt und dessen Thore geschlossen waren. Die beiden Großmeister langten an, aber die Thore öffneten sich nicht zur Stelle, und Pero Lopez de Padilla, der Führer der Bogenschützen, war mit den letzteren außerhalb. Endlich ward eine kleine Thür geöffnet, durch welche man in den Saal, wo der König sich befand, eintrat, und Don Pedro sagte zu Lopez de Padilla, seinem obersten Bogenschützen: „Ergreift ihn, Meister!“ — Und er antwortete: „Herr, welchen von den beiden soll man ergreifen?“ — Der König erwiderte: „Den Meister von

Santiago.“ — Und sofort nahm Pero Lopez den Don Fadrique gefangen und sagte zu ihm: „Ihr seid gefangen.“ — Der Großmeister blieb still und sehr erschrocken stehen, und sogleich sagte der König zu einem der Bogenschützen, der sich dort befand: „Bogenschütze, töte den Großmeister von Santiago!“ — Und da dieser Mann es nicht zu thun wagte, sagte ein anderer, der Ruy Gonzalez von Atienza, welcher im Geheimnis war, mit lauter Stimme: „Verräter, wie benehmt ihr euch? Hört ihr denn nicht, daß der König euch befiehlt, den Großmeister zu töten?“ — Und da die Bogenschützen sahen, daß der König es befahl, begannen sie ihre Keulen zu erheben und Don Fadrique zu erschlagen. Und da der Meister von Santiago sah, wie es stand, entriß er sich in demselben Augenblick den Händen des Pero Lopez de Padilla, des obersten Bogenschützen des Königs, welcher ihn gefangen hielt. Er stürzte sich in den Hof und legte die Hand an sein Schwert. Aber er konnte dasselbe nicht ziehen, weil der Griff sich in dem Gehänge festgeschlungen hatte und das Kreuz von den Riemen zurückgehalten wurde. Die Bogenschützen drangen auf den Großmeister ein, um ihn zu morden, jedoch konnten sie ihn zunächst nicht erreichen, weil Don Fadrique sich in Sprüngen bald nach der einen, bald nach der andern Seite stürzte. Endlich gelang es dem Nunno Fernandez, einem der Wächter, ihn mit seiner Keule aufs Haupt zu treffen; und dann kamen die anderen Wächter und alle schlugen ihn. Da unterlag denn der Großmeister von Santiago, und als der König ihn auf den Boden hingestreckt gesehen hatte, begab er sich in andere Säle des Alcazar, indem er dachte, dort einige Männer zu treffen,

die Don Fadrique begleitet hatten. Denn er beabsichtigte, sie gleichfalls zu töten, aber er fand niemand. Die einen hatten nicht mit dem Großmeister eintreten können, die anderen waren entflohen oder versteckt. Mit Don Fadrique war ein Ritter gekommen, welcher den Spottnamen „Schweinsgestalt“ hatte. Er war ehemals Befehlshaber von Montiel gewesen. Er hatte diese Festung dem Könige ausgeliefert und seitdem die Befehlshaberstelle über Merida erhalten. Don Pedro hätte ihn wohl gerne umbringen lassen, aber er konnte ihn nicht finden und diesmal entging er seinem Schicksal.

Am selben Tag ließ der König einen Stallmeister und Oberkammerherrn des Großmeisters umbringen. Und er fand ihn in dem Saal der Wendeltreppe, wo sich Maria de Padilla mit den Töchtern befand. Dorthin hatte sich der Stallmeister geflüchtet, als er all den Lärm gehört hatte, der in dem Augenblick der Ermordung des Großmeisters entstanden war. Er hatte sich der Donna Beatrix bemächtigt, der Tochter des Königs. Er hielt sie in seinen Armen, indem er glaubte, so dem Tode zu entrinnen. Aber als der König dies sah, ließ er sie ihm aus den Armen reißen und er erstach selbst diesen Mann mit dem Dolch, den er in seinem Gürtel trug. Und derjenige, der ihm bei dem Morde half, war ein Ritter Namens Juan Fernandez de Tovar, der dem Ermordeten feindlich war. Sobald der König den Stallmeister tot hingestreckt sah, kehrte er zu dem Ort zurück, wo der Großmeister lag, und da er fand, daß dieser noch atmete, zog er den Dolch von seiner Seite, übergab ihn einem der Pagen seines Gemachs und dieser machte dem Sterbenden den Garaus. Sodann, als

dies geschehen war, setzte er sich an den Tisch, neben der Stelle, wo der Großmeister von Santiago lag. Es war in dem Saal von blauer Steingutbekleidung, welcher sich im Alkazar befand.

Einige Tage später erlebte Don Juan von Aragon, der Vetter des Königs, der das Gut beanspruchte, welches der Großmeister in Biscaya besaß und welches ihm versprochen worden war, folgendes:

Als der König sich in Bilbao befand, ließ er seinem Verwandten sagen, er solle sich im Palast einfinden, und der Infant begab sich auf der Stelle dorthin. Er trat in das Gemach ein, wo Don Pedro sich befand; er war ohne Begleitung mit Ausnahme dreier Schildknappen, welche an der Thür blieben. Der Infant trug einen kleinen Dolch. Einige von denen, welche sich bei Don Pedro befanden und in das Geheimnis eingeweiht waren, setzten sich zum Spiele mit ihm nieder, als wäre es zu ihrer Ergötzung. Es war, um ihm seinen Dolch zu entreißen, und dies gelang ihnen. Sodann, als dies geschehen war, hielt Martin Lopez de Cordova, Kammerdiener des Königs, den Infanten fest, damit er sich nicht dem Könige nähern könne, und ein Waffenknecht, der Juan Diente hieß, gab ihm einen starken Keulenschlag aufs Haupt und die anderen Bogenschützen kamen hinzu und hieben auch nach ihm. Aber wie schwer verwundet er auch war, sank der Infant doch nicht nieder, und er gelangte noch besinnungslos bis an einen Platz, wo Juan Fernandez de Hinestrosa war, welcher, da er ihn so kommen sah, das Schwert zog, es ausstreckte und ihm zurief: „Holla, holla!“ Und einer der Bogenschützen schlug ihn dann mit einem Keulenschlag

nieder; in diesem Augenblick trat sein Tod ein, und als es mit ihm zu Ende war, ließ der König ihn durch die Fenster des Gemaches, wo er lag, hinauswerfen. Der Infant fiel auf den Hof. Und der König sagte zu den Biscayern, die sich in Menge dort versammelt hatten: „Seht wohl zu, das ist euer Gebieter, derjenige, der regieren wollte!“ Und sodann, nachdem der Prinz auf diese Weise eine Zeit lang vor aller Augen gelegen, ließ Don Pedro ihn in den Fluß werfen, so daß er niemals wieder zum Vorschein kam. Ihr müßt wissen, daß dieser Infant von Aragon an einem Dienstag, den zwölften Juni, vierzehn Tage nachdem der Großmeister Don Fadrique in Sevilla unterlegen war, gestorben ist.

Und auf folgende Weise starb sodann die Königin. Der König Don Pedro hatte Donna Leonor, seine Tante, ermorden lassen. Die Mutter des Großmeisters von Santiago, Donna Juana de Lara, war gefangen nach Almodovar gesandt worden, um in Sevilla hingerichtet zu werden. Damals kam Blanca von Bourbon in ein anderes Gefängnis. Aus dem Alcazar von Siguenza, wo sie sich befand, wurde sie, immer als Gefangene, nach Xeres de la Frontera geführt, und dort war eine Frau, welche ihr trauriges, einsames Leben teilte; dies war Isabel de Lara, die Tochter des Don Juan Nunnez. Aber diese starb an Gift, wie allgemein gesagt wird.

Und es geschah auch in dieser Zeit, daß Don Pedro, nachdem er die Galeeren gegen diejenigen von Aragon bewaffnet hatte, nach Tordesillas kam, wo Maria de Padilla sich aufhielt. Er war dort vierzehn Tage, dann kehrte er nach Sevilla zurück, und als er in dieser letzteren Stadt

war, erhielt er die Nachricht, Donna Maria habe ihm einen Sohn geboren, worüber er sehr erfreut war, und dieser Sohn wurde Don Alfonso genannt. Unmittelbar nach dessen Geburt kehrte der König nach Tordesillas zurück, wo Maria de Padilla war.

Nun geschah, nachdem der König Frieden mit dem von Aragon geschlossen hatte, folgendes: Er brach von Deza auf und begab sich nach Sevilla. Und während dieser Zeit war die Königin Blanca von Bourbon immer gefangen und man hatte sie in die Stadt Medina Sidonia geführt. Da hatte sie zum Hüter Innigo Ortiz de las Cuevas, welcher auch d'Estunniga hieß. Derselbe war von dem König dazu beordert worden. Und Don Pedro sendete einen Mann, Namens Alfonso Martinez de Uruenna, einen der Diener des Großmeisters Paul de Perusa, welcher Arzt und Großschatzmeister war. Dieser Mann kam, um der Königin Gift zu reichen. Aber als er in Medina angekommen war, wo sich die Gefangene befand, unterhielt er sich über seine Mission mit Don Innigo Ortiz, und als dieser erfuhr, was geschehen sollte, begab er sich zum König und sagte ihm, daß er nie eine solche That vollstrecken würde. Er sandte hin, um die Königin von dem Orte, wo sie unter seiner Wacht stand, zu entfernen. Dann könne der König mit ihr thun, was er wolle. Er fügte hinzu, daß, so lange sie sich an dem Ort befände, wo sie sei, er sie als unter seiner Obhut stehend betrachten würde und daß, wenn er unter den gegenwärtigen Umständen seine Zustimmung zu einem Morde gäbe, er glauben würde, einen Verrat zu begehen. Der König war deshalb sehr erzürnt auf Innigo Ortiz und er befahl, daß man die

Gefangene an Juan Perez de Rebolledo, einen Einwohner von Xerez, seinen Waffenmeister, übergebe. Und Innigo Ortiz that so, wie ihm vorgeschrieben war. Als die Königin in der Gewalt des Waffenmeisters war, ließ der König sie töten, und dieser Mord wurde im ganzen Königreich, wo man nur von ihr vernahm, betrauert. Denn es ist sicher, daß sehr bittere Worte bei dieser Gelegenheit über Kastilien gesprochen wurden.

Diese Königin Blanca war, wie schon gesagt worden ist, vom Geschlechte der Könige von Frankreich, welche die Lilie im Wappen führen, und sie war achtundzwanzig Jahre alt, als sie starb. Sie war blond, von großer Anmut und vielem Verstand. Jeden Tag brachte sie zwei Stunden in andächtigen Gebeten zu. Ihre Bußezeit in dem Gefängnis, wo sie sich befand, dauerte lang. Und alles dies ertrug sie mit einer lobenswerten Geduld.

Eines Tages, als sie sich im Gefängnis befand, — im Gefängnis, wo sie starb — geschah folgendes. Ein Mann, den man für einen Geistlichen hielt, erschien beim König, als dieser sich vorbereitete, in der Umgebung von Xerez und von Medina Sidonia auf die Jagd zu gehen, und dieser Mann sagte zum Monarchen, Gott sende ihn zu ihm, um ihm anzukündigen, daß die Leiden, welche er die Königin Blanca erdulden ließe, die Rache des Himmels herabriefen, und daß ohne allen Zweifel sein Zorn ihn erreichen würde; daß jedoch, wenn er zu derjenigen zurückkehrte, die seine Gattin sei und mit welcher er so leben müsse, wie das Recht es erheische, ihm ein Sohn geboren werden würde, der einst den Thron Kastiliens besteigen sollte. Der König war sehr erschreckt, er ließ den Menschen ergreifen,

der so zu ihm gesprochen hatte, und glaubte einen Augenblick, derselbe wäre von der Königin Blanca gesandt und diese habe ihm solche Worte eingegeben, daher schickte er sofort seinen geheimen Diener und seinen Kanzler nach Medina Sidonia, wo die Königin gefangen saß. Nach seinem Befehl sollte er genaue Untersuchung über dieses Ereignis pflegen; sie kamen in die Stadt, ohne von irgend jemand gehört zu werden. Sie begaben sich sogleich zur Königin, stiegen in den Turm empor, wo sie gefangen saß, und dort fanden sie dieselbe auf den Knieen liegen, wie sie ihr Gebet sprach. Sie weinte, sie empfahl sich Gott, denn sie glaubte, ihre Stunde sei gekommen; und beide Beamte teilten darauf mit, wozu sie gesandt seien, indem sie die Königin fragten, ob sie jenen Menschen geschickt habe, von dem die Rede gewesen ist. Aber sie antwortete, sie habe ihn niemals gesehen. Und als die Wächter ihrerseits befragt wurden, antworteten sie, daß eine solche Botschaft von der Donna Blanca nicht geschickt worden sein könne und daß niemand in den Kerker, wo sie gefangen sei, Zutritt habe. Nach dem, was man aber gelesen hat, scheint es nun, daß dies ein Werk Gottes gewesen war. Alle diejenigen, welche Kenntnis von dem Vorfall hatten, wenigstens glaubten es so. Und was jenen Menschen betrifft, so hielt man ihn einige Tage gefangen, ließ ihn jedoch dann frei und seit jener Zeit erschien er nie wieder. Und in diesem nämlichen Jahre starb in Sevilla Donna Maria de Padilla an einer Krankheit, und der König ordnete deshalb eine große Trauer im ganzen Reiche an. Dann ließ man sie in Santa-Maria de Escudillo beerdigen, einem Kloster, das sie gegründet und dotirt hatte. Und

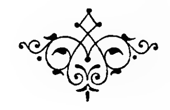
Donna Maria de Padilla, wie wir gesagt haben, war aus hoher Familie, sehr schön, klein von Statur und höchst verständig. Bei ihrem Tod ließ sie dem König einen Sohn und drei Töchter, nämlich Don Alfonso, Donna Beatriz, Donna Costanza und Donna Isabel.

Und um die nämliche Zeit starb auch der König Bermejo; Don Pedro, nachdem er denselben verräterisch zu sich eingeladen, durchbohrte ihn selbst mit seiner Lanze auf dem Felde Tablada. Aber der Maure sprach zu ihm im Sterben: „O König, Du hast da nur eine traurige Heldenthat vollbracht.“

Und nachdem dies geschehen, befahl der König, man solle die Kortes in Sevilla versammeln, weil in dieser Stadt alle großen Herren des Königreiches infolge der Kriege gegen die Mauren versammelt waren. Und vor allen erklärte er, daß Donna Blanca von Bourbon, diejenige, welche jüngst gestorben, nicht als seine rechtmäßige Gattin gelte und daß sie es niemals habe sein können; daß, bevor er sich ihr vermählt, er der Maria de Padilla sein Wort gegeben und sie zur Gemahlin genommen habe, ein Umstand, den er bis dahin geheim gehalten, indem er gefürchtet, einige in seinem Königreich, die wegen seiner Neigung zu den Verwandten der Donna Maria sich beleidigt hätten fühlen können, darauf eifersüchtig gewesen sein würden. Er hätte gefürchtet, fügte er hinzu, es möchten in der Stadt Tumulte und Aufstände entstehen, wie es übrigens die Ereignisse in Toro erzeugt hatten. Seine Heirat war daher für alle geheim geblieben. Aber wenn er um diese Zeit nach Valladolid gekommen, wo seine Hochzeit mit Blanca von Bourbon gefeiert worden, war

seine Ehe mit Maria de Padilla nichtsdestoweniger gewiß. Und zu Zeugen dieser Verbindung rief er diejenigen, welche gegenwärtig waren, nämlich Don Diego Garcia de Padilla, den Großmeister von Calatrava, den Bruder der Donna Maria, sodann Juan Fernandez de Hineſtroſa, ihren Oheim, Juan Perez de Ordunna, den Großsiegelbewahrer, und endlich Juan Perez de Ordunna, den Abt von Santander und Großkapellan. Diese Personen waren zugegen, so versicherte er, als er Maria de Padilla zu seiner rechtmäßigen Gattin angenommen, und Diego Garcia, ebenso Juan Perez, der Großkapellan, welche bei den Kortes waren, sagten, dies sei Wahrheit. Dann schwuren sie auf das heilige Evangelium. Und darauf sagte der König, daß Maria de Padilla, welche tot war, in ihrer Eigenschaft als seine rechtmäßige Gemahlin, Königin von Kastilien und Léon geworden, und daß so die Kinder, welche er von ihr gehabt, in ihr volles Recht einträten. Und in diesen Tagen wurde viel über die Sache geredet. Derjenige, welcher die Kanzel bestieg, war Don Gomez Manrique, Erzbischof von Toledo; und es wurde durch den Prälaten vor den Kortes bewiesen, wie gerecht die vom König angeführten Gründe seien. Infolge dieser Zeremonien sagte Don Pedro, daß man in Zukunft der Maria de Padilla den Titel einer Königin von Kastilien und ihren Kindern den von Infanten und Infantinnen gäbe. Sogleich wurde Botschaft entsandt, daß alle Städte und Ortschaften des Königreichs den Infanten Don Alfonso als Thronerben anerkennen sollten. Und alle gehorchten diesem Willen. Hierauf befahl auch der König, daß die Prälaten, Ritter und Damen sich nach Estudilla begeben sollten, wo die Königin Donna Maria

de Padilla begraben war, und daß man ihre Leiche mit allen Ehren nach Sevilla führte, wie es sich für ein gekröntes Haupt geziemte. Und der Befehl wurde so, wie er gegeben worden, ausgeführt. Man bestattete sie in der Königskapelle zu Sevilla und sie blieb dort in der Kathedrale, bis der König Don Pedro dort eine andere sehr schöne Kapelle erbauen ließ, deren schon Erwähnung gethan ward; und die Leiche wurde dort beigesetzt, und später erhielt Donna Maria de Padilla den Titel einer Königin.



Firdusis „Jussuf und Suleicha".*)

In überraschend kurzer Frist ist den im vergangenen Jahre von Freiherrn v. Schlechta herausgegebenen Proben aus Firdusis bis dahin in Europa fast nur dem Namen nach bekannten Gedicht die Uebersetzung des Ganzen gefolgt, und dieselbe entspricht vollständig den Erwartungen, die man nach den bisherigen Leistungen des Verfassers auf diesem Gebiet von seiner Arbeit hegen konnte. Wir begrüßen das Werk mit um so größerer Freude, als wir in demselben ein Wahrzeichen erblicken, daß die seit Decennien fast erloschene Thätigkeit der Deutschen auf dem Gebiete der orientalischen Poesie, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts so rege war, wieder einen neuen Aufschwung nehmen werde. Nicht leicht wäre ein anderes Denkmal der persischen Dichtkunst zu finden gewesen, das so sehr verdient hätte, der europäischen Lesewelt vorgelegt zu werden, wie das Gedicht, das hier aus fast tausendjährigem Schlummer

*) „Jussuf und Suleicha". Romantisches Heldengedicht von Firdusi, aus dem Persischen zum erstenmale übertragen von Ottokar Freiherrn v. Schlechta-Wsehrd. Wien, Gerold 1889.

emporsteigt, der Schwanengesang des achtzigjährigen Firdusi. Die Echtheit seines Werkes, die, im Orient wohl nie bestritten, in unserer Zeit von einigen europäischen Gelehrten angezweifelt worden, hat Hermann Ethé mit überzeugenden Gründen dargethan. Allerdings konnten jene Zweifler sich auf manches in dem Gedicht berufen, was ihre Skepsis zu rechtfertigen schien. Zunächst ist es das Vorherrschen der im Schahname viel selteneren arabischen Wortformen und Redensarten, worauf sie ihre Meinung stützten. Allein dieser Einwand entkräftet sich dadurch, daß eine geraume Zeit zwischen der Abfassung jenes großen Heldengedichtes und derjenigen dieses Versromanes liegt, und daß Firdusi denselben nicht wie jenes im Sonnenlande Iran, der Heimat der alten Heldensage, sondern in einer Gegend schrieb, in welcher von den ihn Umgebenden wohl selten ein persischer Laut, dagegen fast ausschließlich arabisch geredet wurde. Ein scheinbar triftigerer Grund, um unserem Dichter die Autorschaft von „Jussuf und Suleicha" abzusprechen, liegt darin, daß derselbe in diesem religiös-romantischen und oft moralisirenden Gedichte seine ganze Vergangenheit und die große Arbeit seiner Mannesjahre, auf welcher doch hauptsächlich sein Ruhm und seine Bedeutung beruht, verleugnet und mit Geringschätzung von ihr redet:

„Was fruchten auch zweihundert solcher nicht'ger
Heroenfabeln? Straßenstaub ist wicht'ger."

Allein auch dieser Einwand wiegt nicht schwer. Einmal mochte Firdusi, der in seinen früheren Jahren, begeistert von der altiranischen Sage, aus ihr auch eine Hinneigung zu der Lehre des Zoroaster eingesogen, in seinem Alter, wie Aehnliches schon oft der Fall gewesen, Skrupel

über seine Heterodoxie empfinden und sich nun ängstlich an den Glauben des Propheten klammern, oder es bestimmten ihn äußere Umstände, den religiös-poetischen Hang seines Herzens in dessen geheimsten Winkel zu verbergen und um so lauter seine Anhänglichkeit an das Gesetz des Koran zu beteuern.

War er doch schon früher von dem glaubenseifrigen Schah Mahmud verurteilt worden, vom Fuße von Elefanten zerstampft zu werden, und war doch auch sein späterer Gönner ein orthodoxer Eiferer, mit welchem er es leicht hätte verderben können, wenn er seine religiösen Ueberzeugungen offen vor demselben bekannt hätte! Trotz der in dem Werk seines Greisenalters so stark ausgesprochenen mohammedanischen Orthodoxie haben sich in dasselbe verschiedene Reminiszenzen aus seinen Jugendjahren eingeschlichen, so die Erwähnung der altpersischen Sage vom „Zauberbecher des Dschemdschid“, des „Magiergreises“ und des „Feuertempels“. An das Schahname erinnert auch in dem Werke seines Alters die Vorliebe für die Beschreibung des Auf- und Unterganges der Sonne, monarchischen Pompes und kriegerischen Gepränges.

Der Stoff, welchen die biblische Legende von Jussuf und Suleicha dem alten Sänger bot, war allerdings kein so günstiger wie der seines Königsbuches. Hier gab es keine Kriegszüge in das Diwenland Masendran oder wider den furchtbaren Turanierkönig Afrasiab, keine Kämpfe zwischen zwei Helden von gleich übermenschlicher Kraft wie Rustem und Isfendiar, keine verheerenden Völkerkriege zwischen Iran und Turan, welche einen ganzen Weltteil in ihre Wirbel reißen, zu schildern. Aber die Geschichte, welche

in seiner Weise wiederzuerzählen er sich vornahm, war doch keineswegs eine seines Genius unwürdige. Besaß dieselbe auch nicht den Reiz der Neuheit, denn sie lebte im Orient wie im Occident auf aller Lippen und bildet einen Teil des Koran wie der Bibel, so hatte sie doch von alters her eine lebhafte Anziehungskraft auf die Gemüter geübt, wie sie diese noch heute bethätigt, indem sie nach Renans Ausdruck nicht nur der älteste, sondern auch der einzige Roman ist, der bisher nicht veraltete. Firdusi hat die uralte Geschichte von Joseph und dem Weibe des Potiphar mit mannigfachen Reizen umkleidet, wenn er ihr auch nicht das hinreißende Interesse der schönsten seiner Heldensagen zu verleihen vermochte.

Der persische Dichter hat hier einen Stoff gewählt, der für seine eigentümliche Begabung minder geeignet war als derjenige, den er früher besungen. Mit der alten Heldensage des baktrischen Hochlands, in welcher ein dem germanischen Geiste verwandter Hauch weht, hatte sich seine Jugend genährt, ihr hatte er mit der Kraft und Begeisterung seiner besten Lebensjahre Gestalt gegeben. Es war in ihm, dem Sohne jener von dem gewaltigen Gebirgsstock des Hindukusch abfallenden, jenseits der großen Wüste gelegenen Gegend, etwas von dem nordischen Geiste der dort heimischen uralten Traditionen. Sein Herz klopfte sympathisch mit dem eines Sijawusch und Kai Chosru, denen er in seinem großen Werke Unsterblichkeit verliehen. Als er nun aber am Ende seines Lebens diese semitische Sage zum Gegenstand dichterischer Behandlung wählte, fand er sich auf einem ganz andern, bis dahin ihm fremden Boden. Er vermochte hier nicht die titanenhafte Größe

zu entfalten, welche den bedeutendsten Partien des „Königsbuches" einen so erhabenen Charakter aufprägt. Auch kann seine Dichtung den europäischen Leser schwerlich so sympathisch berühren, wie dies das Schahname thut. Denn die in ihr behandelte Sage von Joseph und seinen Brüdern, sowie dem Weibe des Potiphar, ist nur ihren äußeren Umrissen nach die alte hebräische, uns allen seit der Kindheit vertraute. In der Weise, in welcher der greise Firdusi sie aufgefaßt hat, erscheint sie uns fremdartig; denn sie ist, wie der Koran, dem er sie entlehnt hat, durchaus mohammedanischen Geistes. Auch dünkt mich, daß in diesem „Jussuf und Suleicha" die Kraft Firdusis nicht mehr in der ganzen Fülle walte wie in seinem großen Epos. Es hat Dichter und Künstler gegeben, deren Genius sein Schöpfungsvermögen bis ins späteste Alter behauptet, ja vielleicht erst da in höchster Potenz entfaltet hat — so Sophokles und Michel Angelo, deren zwischen dem achtzigsten und neunzigsten Jahre hervorgebrachte Werke zu ihren größten gehören; andere dagegen zeigten, nachdem sie in ihren mittleren Lebensjahren Unvergleichliches geschaffen, später eine gewisse Ermattung. Firdusi nun mag in seinem achtzigsten Jahre, gebeugt von schweren Schicksalsschlägen und erschöpft von weitem, ruhelosem Umherirren, bei dem er nicht hatte, wo sein Haupt hinlegen, auch einen Teil seiner früheren Geistesfrische eingebüßt haben. Der Friede, den er vergebens gesucht, ward ihm erst im Grabe, nicht lange nachdem er den Schlußvers von „Jussuf und Suleicha" niedergeschrieben hatte.

Wenn wir das letzte Werk Firdusis nicht ganz auf die gleiche Höhe mit dem großen Epos stellen können,

welchem er dreißig Jahre hindurch seine beste Kraft gewidmet, so verkennen wir doch dessen Vorzüge keineswegs. Dieselben treten besonders in ein glänzendes Licht, wenn wir das Gedicht mit dem den nämlichen Gegenstand behandelnden Versroman des Dschami und ähnlichen Produkten der späteren persischen Literatur vergleichen. Während sich diese in einem Wust gesuchter und oft abgeschmackter Bilder gefallen und an oft unerträglichem Schwulst leiden, ist der Stil Firdusis mehrenteils einfach und ungesucht, ohne deshalb ins Nüchterne zu verfallen oder des Bilderschmucks zu entbehren. An vielen Stellen werden Töne wahrer Empfindung angeschlagen, wie sie bei den morgenländischen Dichtern der späteren Zeit seltener klingen. Und so wünschen wir unserer Literatur Glück, daß ihr durch die rühmliche Leistung des Freiherrn v. Schlechta dieses Schwanenlied des „persischen Homer“ angeeignet worden ist.

Wir geben nun in knappen Umrissen den Inhalt des Gedichtes. Obgleich derselbe, insofern er mit der Geschichte vom Joseph im Pentateuch übereinstimmt, allgemein bekannt ist und nur in der Gestalt, wie er im Koran auftritt, einiges Neue bietet, durfte ein gedrängter Abriß desselben schon um deshalb nicht fehlen, damit einige kurze Proben ebenso von der Behandlungsweise des Dichters, wie von der Kunst seines deutschen Dolmetsch vorgeführt werden konnten.

Wie sein „Königsbuch“ beginnt der Dichter sein Werk mit einer Anrufung Gottes:

„Im Namen des Gebieters beider Welten,
Des göttlichen Behüters beider Welten,
Der Feuerfunken in den Kieselstein
Und in die Wolke schloß den Regen ein,

Der Licht und Dunkel aneinander reiht,
Den Raum erschuf und die Unendlichkeit,
Der frische Keime lockt aus morschen Resten
Und Früchte zaubert aus verdorrten Aesten,
Der alles, was gestorben ist, belebt
Und alles, was lebendig ist, begräbt!"

Sodann beklagt er, daß er den besten Teil seines Lebens an das Widererzählen der alten Heldengeschichten verschwendet. Nun sei sein Haupthaar ergraut und er erkenne die Nichtigkeit des früher von ihm bewunderten Heroentums. Ihm gezieme es nun, auf Besserung zu sinnen und den Geist vom Tand der Erde abzulenken. In Zukunft wolle er Prophetenlieder singen, wie das von Jakob und seinem Sohn. Dies ertöne so lieblich, weil aus demselben Gottes eigene Worte widerhallten. Sei es doch auch in Allahs heiliges Buch, den Koran, aufgenommen worden. Eines Tages sei Mohammed in das Haus seines Eidams Ali eingetreten und habe diesen traulich mit seinen holden Enkeln Hassan und Hossein vereint gefunden. Da sei der Engel Gabriel dem Propheten erschienen und habe ihm das künftige Schicksal der beiden lieblichen Knaben verkündet, wie dieselben unter dem Schwert seines Volkes fallen würden. Auffahrend erwidert Mohammed: „Wie, das Volk, für das ich Anwalt am Thron des Schöpfers gewesen bin, erkühnte sich, mir so die Treue zu brechen?" Der Engel aber gibt Antwort: „Erstaune nicht! Hat sich doch einst Schlimmeres begeben. Hast Du nie vernommen von den Söhnen des frommen Jakob, wie schmählich sie's mit ihrem Bruder Joseph getrieben? Wenn Brüder solche Schandthat üben, wie mag Dich der Undank der Völker erstaunen?" So sprach

der Engel und grub in das Herz des Propheten die „Sure Joseph" ein.

Es folgt nun die Geschichte, wie Jakob um Rahel freit, sich bei Laban als Knecht verdingt und ihm Lea statt der gewünschten Gattin untergeschoben wird. Zwischen Laban und dem Getäuschten entsteht ein Zwist, welcher damit endet, daß die Geliebte dem Jakob nach sieben Jahren der Werbung zu teil wird. Der Engel Gabriel verkündet der jungen Ehefrau die Geburt eines Knaben, der alle Erdensöhne an Schönheit übertreffen werde, und nach neun Monden kommt Joseph zur Welt. Der Jubel der Neuvermählten über den Wunderknaben ist groß:

„Denn Himmelsglanz umfloß sein Angesicht,
Die Welt verklärend schimmerte sein Licht
Als Leuchte und als Fackel seiner Zeit,
Der Anmut Urquell und Holdseligkeit.
Wohin sein Strahlenauge traf, zur Stelle
Erblich vor seiner Pracht des Mittags Helle,
Und, wie geblendet von dem süßen Leibe,
Verhüllte sich beschämt die Sonnenscheibe."

Weiter folgt die früheste Jugendgeschichte des Knaben. Die Vaterliebe Jakobs zu dem Kleinen, an dem sein ganzes Herz hängt, wird lebhaft ausgemalt. Er träumt, daß zehn Wölfe seinen Liebling zerreißen. Dem Knaben wird in Träumen sein künftiges Schicksal verkündet. Die zehn Brüder, neidisch, weil er vom Vater vor allen geliebt wird, verschwören sich gegen ihn. Sie wollen Jakob überreden, den Knaben ziehen zu lassen, aber dieser gibt erst nach langem Widerstreben ihren Bitten nach. Und weiter folgt der Zug Josephs mit den Verrätern ziemlich so, wie er aus der Bibel bekannt ist. Einzig Juda nimmt sich des

Mißhandelten an. Zuletzt beschließen die Argen, den Knaben in den Brunnen zu werfen, und rauben ihm seine Kleider.

In dem dunklen Abgrund der Höhle betet dann der Knabe:

„O du Allmilder,
Der du auf Nachtgrund malst der Sterne Bilder,
Die Wesen schirmst, so deine Hände schufen,
Den Bitten jener horchst, die zu dir rufen!
Mit Jakob, deinem greisen Knechte, nicht,
Allgüt'ger, geh zu herrisch ins Gericht!"

Es folgen die Klagen des Jakob über den verlorenen Liebling; der letztere aber wird durch den Beistand des Engels Gabriel aus dem düsteren Schlunde befreit und von den ägyptischen Kaufleuten als Sklave in das Nilland geführt. Während sie mit ihm durch die Wüste ziehen, mißhandelt ein Mohr den Knaben. Da nimmt sich Gott seines Schützlings an und sendet den fürchterlichen Wind Samum als Boten seines Zorns über die an jenem begangene Missethat.

„Losbrach ein Sturm, der so gewaltig schnob,
Daß er die Palmen aus den Wurzeln hob,
Dazwischen scholl ein Brausen und ein Rollen,
Wie einst am jüngsten Tag, dem schreckensvollen. —

Da stockte plötzlich der Kamele Gang,
Der Treiber Singsang und der Schellen Klang
Verstummte, Schauder faßte Leib und Seele,
Ein Stoßgebet entrang sich jeder Kehle
Und schwindelnd niederstürzten Mensch und Herde,
Nach Rettung kreischend zu dem Herrn der Erde."

Da die Kaufleute erkennen, Joseph sei ein Liebling des Herrn, benehmen sie sich rücksichtsvoll gegen ihn. Als

sie an den Nil gekommen, verbreitete sich weit in das Land der Ruf seiner Schönheit. Potiphar, der Großvezier, erblickt den Knaben, wie er öffentlich ausgestellt ist, und wird so von dessen Anblick bezaubert, daß er ihn zu kaufen wünscht. Scharen von Aegyptern eilen herbei, und einer überbietet den andern; aber zuletzt gelangt Potiphar in den Besitz Josephs und nimmt ihn in sein Haus. Hier empfängt Suleicha, die Gattin des mächtigen Regenten, den Wunderknaben mit inniger Zärtlichkeit. Dieser aber denkt trauernd nur an seine Heimat und an seinen liebevollen Vater. Vergebens sucht Suleicha ihm ein Lächeln abzugewinnen. Wie nun Joseph nach und nach zum Jüngling erblüht, erwacht in Potiphars Weib stark und stärker die Liebe mit aller Sinnenglut eines orientalischen Weibes. Der Großvezier selbst, der in dem Jüngling große Geistesgaben entdeckt, ernennt ihn zu seinem Schatzmeister. Immer glühender flammt Suleichas Leidenschaft zu ihm empor. In voller Pracht einer morgenländischen Fürstin begibt sie sich zu ihm und wirbt in Worten voll heißer Glut um seine Liebe:

„Die Flamme, die mein Aug' belebt, bist du,
Der Geist, der mir im Körper webt, bist du,
Dein Wille ist's, der meinen Willen lenkt,
Nur solches denkt mein Geist, was deiner denkt,
Dir unterthan, was auch dein Mund befehle,
Mit Sklavenhast vollzieht es meine Seele."

Doch Joseph wehrt ihr ungestümes Liebeswerben mit keuschem Seelenadel ab. Die Schöne, die Fürsten zu ihren Füßen gesehen hat, birgt sich, da sie sich so verschmäht sieht, mit schmerzzerrissenem Gemüte im Innersten des Schlosses. Dann rafft sie sich zu einem letzten, verzweifelten

Mittel empor und begibt sich in königlichem Schmuck in ein Spiegelzimmer, das ihr Bild verhundertfältigt von allen Seiten zurückstrahlt. Hieher läßt sie Joseph von ihrer Amme führen, indem sie glaubt, er werde sicher ihren Reizen nicht widerstehen können. Der Jüngling, sprachlos und verwirrt von ihrer Schönheit, sucht die Augen von der verführerischen Gestalt abzulenken; aber, wohin er blicken mag, zu allen Seiten, oben, unten, verhundertfacht strahlt ihm die göttlich Schöne entgegen. Schon ist er im Begriff, zu erliegen; da erscheint ihm der Engel Gabriel in Gestalt seines Vaters Jakob, und durch diesen aus seinem Sinnentaumel geweckt, entflieht er. Das dämonische Weib aber holt ihn ein, faßt ihn in wilder Leidenschaft, will ihn an die Brust ziehen und reißt dabei ein Stück vom Saum seines Gewandes ab. Plötzlich tritt Potiphar ein, und nun klagt die Verschmähte in ihrer Raserei den schönen Sohn des Jakob an, er habe sich an ihr vergreifen wollen. Der Großvezier fährt den Beschuldigten zornig an, aber letzterer ruft ein unmündiges Kind, das in dem Saale schläft, zum Zeugen seiner Unschuld, und dieses gewinnt Sprache, um seine Reinheit zu bekunden. Nun flucht Potiphar auf die Falschheit und Tücke der Weiber. Suleicha setzt jedoch, vom Haß wegen ihrer verschmähten Liebe wieder einlenkend, die Verführungskünste bei Joseph fort, gegen die sich letzterer mit brünstigem Gebet waffnet. Sie sendet eine Anzahl Freundinnen zu ihm, um ihn günstig für sie zu stimmen. Als dieser aber ihren Verführungskünsten beharrlich widerstrebt, sinnt sie auf Pläne, ihn zu verderben. Jammernd und ihr Gewand zerreißend klagt sie ihn vor dem Gemahl an, er habe ihr Gewalt anthun wollen, und die Freundinnen

geben Zeugnis für diese Verleumdung ab. Potiphar läßt sich von dem argen Weibe bethören, und der Jüngling wird in ein finsteres Verlies hinabgestoßen. Nachdem er dort zu Gott um Beistand gefleht, erscheint ihm der Engel Gabriel und verleiht ihm die Gabe der Traumdeutung, wegen welcher sein Name bald weithin genannt wird. Nun folgt, sehr ähnlich wie in der Bibel, seine Auslegung der Träume des Mundschenken und des Küchenmeisters, sodann der Traum Pharaos von den sieben fetten und mageren Kühen, den ihm seine Weisen nicht zu erklären vermögen. Durch den Mundschenk auf Joseph aufmerksam gemacht, wendet er sich an diesen, und von ihm erhält er die bekannte Deutung. Pharao läßt ihm infolge davon seine Fesseln abnehmen. Dieser aber will seine Freiheit nicht, bevor nicht die ränkevollen Weiber, die ihn verleumdet, ihre Strafe erhalten. Als dann die letzteren von dem Herrscher mit dem Tode bedroht werden, beteuern sie einstimmig Josephs Unschuld und klagen Suleicha an, sie habe den Jüngling wegen ihrer verschmähten Liebe verleumdet. Die von Leidenschaft fast Wahnsinnige bekennt zuletzt ihre Schuld, und sie sowohl als ihr Gemahl werden aus dem Lande verwiesen. Plötzlich ist nun Joseph hoch in Gunst des ägyptischen Herrschers gestiegen, in glänzendem Galawagen wird er aus dem Kerker in den Palast geführt. Pharao stellt ihm im Ueberschwang seiner Gnade alles, was sein Land nur bieten könne, zu Gebote; der Jüngling aber erbittet nur das eine, daß er während der sieben fetten Jahre die Speicher Aegyptens mit reichem Getreidevorrat anfüllen dürfe, um das Volk vor der Hungersnot der folgenden Zeit zu bewahren. Pharao gewinnt eine so

hohe Meinung von der Weisheit des jungen Mannes, daß er ihn zum Regenten von Aegypten ernennt. Nun bricht eine glückliche Zeit für das Land an; alle Kerker, in denen Tausende von Unschuldigen schmachteten, läßt der neue Machthaber öffnen, Gerechtigkeit und Milde zu üben ist sein Wahlspruch. Er füllt zweitausend Speicher mit Korn und sucht Pharao vom Götzendienst zum Glauben an den Einen Gott zu bekehren. Dies gelingt ihm, und auch ein Teil des Volkes bekehrt sich. Nach den sieben Jahren des Segens brechen nun die des Mangels ein. Großes Elend kommt über Aegypten; aber durch die weise Fürsorge Josephs werden doch der Not Grenzen gesetzt. Im sechsten Jahre dieser Dürre stirbt Pharao, nachdem er zuvor Joseph zu seinem Nachfolger eingesetzt. Dieser besteigt nun den Thron und herrscht in aller Herrlichkeit und Weisheit.

Wie das Nilland, verheert auch Kanaan bitterer Mangel, und Jakob schickt seine Söhne in die Hauptstadt Aegyptens, indem er bei dem Rufe der Fruchtbarkeit, in welchem dieses steht, hofft, dort Ueberfluß an Nahrungsmitteln erhalten zu können. Mit hundert Kamelen, die mit Spezereien und Kostbarkeiten aller Art beladen werden, ziehen die Brüder ins Pharaonenland. Als sie in der Hauptstadt vor dem Thor der Königsburg angelangt, meldet sie der Wächter bei Joseph als die Söhne Jakobs. Sie selbst haben keine Ahnung, daß ihr von ihnen dem Tode geweihter Bruder allmächtiger Herrscher von Aegypten geworden. Dieser aber gibt Befehl, sie mit allem Pomp eines Königshofes zu empfangen Als sie vor ihm stehen, spricht er zu ihnen, sie seien des Verrats und Spionirens angeklagt und sollten sich rechtfertigen. Sie aber sagen,

sie wünschten ihrem greisen Vater, der vor Trauer über seinen von einem Wolf zerrissenen Sohn sich die Augen blind geweint, Nahrung heimzubringen. In seiner Trübsal bleibe dem Alten nur ein Trost, daß ihm noch ein jüngerer Sohn Benjamin geboren sei. In der Brust Josephs erwacht das alte Weh; er verhüllt sein Haupt, in Erinnerung versunken. Reichlich mit Getreide versehen, läßt er die Brüder nach Kanaan zurückziehen, nimmt ihnen aber das Versprechen ab, mit dem jungen Benjamin zu ihm wiederzukommen. In das gelobte Land heimgekehrt, berichten sie dem greisen Vater von der Herrlichkeit des Hofes, die sie gesehen:

„Sobald dein Fuß den letzten Saal verließ,
Erschließt sich deinem Blick ein Paradies:
Der Thronsaal! Aufwärts bis ins Sternenreich
Ragt seine Kuppel! Säulen, Bergen gleich,
Sind ihre Stützen! Durch ein dreifach Thor
Gewahrst du staunend üpp'gen Gartenflor;
Dort prangt der Thron! Hoch bis zum Monde schien's
Aufstieg der Goldknauf seines Baldachins.
Und auf ihm saß ein Wesen — wunderbar,
Nur eines lebte, das ihm ähnlich war,
Ja wahrlich, unter allen Erdensöhnen
Nur Joseph, Joseph gliche diesem Schönen. — —
Bei Josephs Namen zuckt der alte Schmerz
Durch Jakobs immer wundes Vaterherz,
Ein Schwindel faßt ihn an, er stürzt zur Erde
Und liegt betäubt, als ob er sterben werde."

Die Söhne Jakobs bitten den Alten, Benjamin mit ihnen ziehen zu lassen; lang weigert sich der Greis, aber endlich gibt er nach. So wandern denn die Brüder im Verein mit dem jüngsten von neuem ins Nilland, nachdem der Vater tiefgerührt von diesem Abschied genommen.

Sie durchziehen abermals die Wüste, und als sie wieder an den ägyptischen Hof gelangen, grüßt der von allen als Herrscher geehrte Joseph die Angekommenen, besonders innig aber den Benjamin. Er fragt diesen voll zärtlicher Teilnahme nach seinem Schicksal, und der Knabe erwidert: seit der Wolf seinen Bruder zerrissen, sei dies sein erster froher Tag:

„Denn schau ich dir, o Herr, ins Angesicht,
Das blendender als Mond- und Sonnenlicht,
So mein' ich, daß ich Joseph vor mir sehe,
Nur schöner noch und herrlicher als ehe."

Es wird ein Gastmahl aufgetragen, paarweise setzen sich die Söhne von Jakobs erster Gattin zusammen. So bleibt Benjamin allein stehen, und Joseph bricht in die Worte aus:

„Ach, sind wir mutterlos doch beide, beide:
So laß uns denn, die Einsamen, Allein'gen,
Am selben Tisch, wie jene, uns verein'gen,
Komm, teuerster Verwaister, eile, eile,
Die Sorgenkost des Mitverwaisten teile!"

Nun bleiben die beiden Brüder allein, und Joseph gibt sich zu erkennen. Diese ganze Scene wird mit echter Empfindung und in einfachen Ausdrücken, frei von der falschen Emphase, welche die meisten Gedichte der späteren Perser entstellen, geschildert. Joseph schärft dem Bruder ein, daß er den anderen vorerst nicht verrate, wer er sei. Es folgt die Geschichte, wie derselbe einen kostbaren Becher in den Getreidesack Benjamins steckt und die Brüder dann wegen des angeblichen Raubes von Bewaffneten zurückholen läßt. Die „Zehn" beteuern ihre Unschuld: Benjamin habe das Trinkgefäß gestohlen. Nun bestimmt Joseph, daß letzterer

zurückbleiben solle; die anderen bitten, daß einer von ihnen lieber statt Benjamins zurückbehalten werde, denn ohne ihn würde der alte Jakob vor Jammer sterben. Aber Joseph beharrt auf seinem Verlangen. In einem heftigen Streit, der zwischen ihm und Simeon entbrennt, zeigt er auch seine Körperkraft, so daß jener besiegt ihm zu Füßen sinkt. Jetzt fügen sich die Brüder und ziehen ohne Benjamin nach Kanaan zurück. Trostlos, seinen Liebling nicht wiederzusehen, schreibt Jakob an den ägyptischen Herrscher, in welchem er nicht den Sohn ahnt, er möge ihm die Stütze seines Alters zurücksenden. Als die Brüder mit dieser Botschaft wiederkehren, entschließt sich Joseph, den Benjamin freizugeben, doch nur unter der Bedingung, daß jene eingestehen, wie sich der Fall mit dem angeblich vom Wolf Zerrissenen zugetragen. Sie beharren bei ihrer früheren Aussage. Joseph zweifelt an derselben und läßt ein Wunderglas kommen, welches stets die Wahrheit verkündige. Durch dieses behauptet er dann alles zu erfahren: sie hätten den Knaben in einen Brunnen gestürzt, aus diesem sei derselbe errettet worden.

„So sprach der König, legte Glas und Stab
Beiseite, neigte tief die Stirn und gab
Sich trübem Sinnen hin und schwerer Trauer,
Im wunden Busen der Erinn'rung Schauer.
Doch auch die andern standen tiefbewegt:
Gehör, Gesicht und Denkkraft, weggefegt
Schien alles, weggeblasen Stolz und Mut!
Im Leib erstarrend, staute sich ihr Blut,
Und übermannt von Schrecken, Scham und Reue,
Zu Boden schlugen sie das Aug', das scheue."

Die Brüder stürzen, nachdem sie Joseph erkannt, ihm

zu Füßen. Letzterer verzeiht und es folgt ein Fest der Versöhnung. Aber an Josephs Herzen nagt noch Trauer, so lange sein alter Vater nicht bei ihm ist. Auf Rat des Engels Gabriel sendet er dem Greise eines seiner Gewande: wenn er dieses auf seine Augen lege, werde seine Blindheit weichen. Levi übernimmt den Auftrag. Von fern schon spürt Jakob den Duft des Gewandes und bricht in die Worte aus: „Von Joseph, meinem Kinde, den Duft verspür' ich! Lau wie Frühlingswinde umweht es mich! Mir wird so leicht, so froh, so hoffnungsvoll!“ Er läßt sich von einer Dienerin vor seine Hütte, dorthin, wo die Straße nach Aegypten geht, führen. Da langt Levi mit Josephs Gewande an, und sowie dasselbe die Augen des Vaters berührt, weicht die Blindheit von ihm. Die Runzeln verschwinden von seiner Stirn, und aufrechten Ganges kann er wieder dahinschreiten. Nachdem er genauen Bericht über alles von Levy empfangen, bricht er im Geleite seiner Stammesgenossen nach Aegypten auf. In königlicher Pracht und Herrlichkeit reitet ihm Joseph drei Tagereisen entgegen.

„Dann, als die Karawane näher rückte,
Der Sohn des Vaters teures Haupt erblickte,
Sprang er vom Rosse, lief hinzu, umfing
Den Bügelgurt, der von der Sänfte hing,
Und drückt' ihn an die Stirn mit brünst'ger Seele,
Auch Jakob schwang sich eilig vom Kamele,
Fiel schluchzend dem Gefund'nen in die Arme,
Riß stürmisch ihn ans Herz, das liebeswarme,
Und küßte bebend seine Wangen beide,
Gott dankend für das Uebermaß der Freude.“

Joseph veranstaltet einen festlichen Empfang für den Langentbehrten. Das Volk strömt in Massen herbei. Suleicha,

erblindet und vom Gram und der Last der Jahre gebeugt, vernimmt die Jubelstimmen und kommt näher, um zu erkunden, was sich begeben. Als sie erfährt, ihr geliebter Joseph halte seinen Einzug in die Stadt, mischt sie ihre Stimme in den Chor des jubelnden Volkes. Dann fleht sie zu ihrem Götzen, er möge ihr drei Dinge, ihre Jugend, das Augenlicht und ihre frühere Reinheit wiedergeben. Als der Angerufene sie nicht erhört, zerschmettert sie dessen Bild. Joseph befiehlt, sie in den Palast zu geleiten. Jakob wird gerührt von ihrem Jammer und fleht zu Gott, daß er ihr die Sehkraft und die Jugend wiederschenke. Noch ehe er sein Gebet geschlossen, wird es erfüllt, und in der alten bestrickenden Schönheit steht Suleicha da. Geläutert ist ihre Seele von den früheren bösen Trieben, und Joseph, den einst alle Künste nicht zu bezaubern vermocht, wird nun von heißer Liebe berückt. Aber Suleicha erwidert auf seine Werbung, derselbe Gott, der ihn einst von ihr ferngehalten, habe sie jetzt belehrt. Er einzig, der Höchste, sei ihrer Liebe wert. So scheint Joseph auf sie verzichten zu müssen. Doch der Engel Gabriel steigt vom Himmel hernieder und bewegt Suleicha, daß sie von ihrem Starrsinn lasse und sich in echter, wahrer Liebe dem König von Aegypten vereine.

Nachdem wir diesen kurzen Inhaltsabriß gegeben, bitten wir die Freunde der Literatur, sich dadurch zur eigenen näheren Kenntnisnahme der preiswürdigen Uebersetzung des Freiherrn von Schlechta anregen zu lassen. Uns selbst aber sei gestattet, hier noch einiges beizubringen, was in näherer oder fernerer Beziehung zu diesem Stoff steht, und was darzulegen sich nicht leicht sonst Gelegenheit finden

würde. In persischen Manuskripten von Firdusis letztem Werke begegnet man nicht selten farbigen Miniaturbildern. Die oberflächliche Meinung, wonach bildliche Darstellung lebender Wesen nach der Glaubenslehre des Koran verboten sein soll, wird vielleicht diese Angabe für einen Irrtum halten. Allein bessere Kenntnis lehrt, daß nicht nur bei den rechtgläubigen Mohammedanern jene auf einige vage Aussprüche des Propheten gegründete Regel keineswegs streng befolgt wurde, sondern daß noch mehr bei der Sekte der Schiiten, wozu die Perser gehören, solche Darstellungen durch alle Jahrhunderte unbeanstandet gewesen sind. Mit der eigentlichen Kunst haben jedoch diese grellen und ziemlich rohen Bilder nicht viel Verwandtschaft.

Die Geschichte von dem Lieblingssohne des alten Patriarchen und seinen Brüdern bietet einen so reichen Stoff zu künstlerischer Darstellung, daß man glauben sollte, sie sei unendlich oft zu diesem Zwecke benutzt worden. Doch ist dies nicht der Fall, und es lassen sich nur wenige Beispiele anführen, wo dieselbe Dichter, bildende Künstler oder Musiker begeistert hätte. Eine glänzende Ausnahme in dieser letzten Rubrik bildet die herrliche Oper von Méhul, welche nun seit einem Jahrhundert ihre unwiderstehliche Macht über die Gemüter bewährt. Aber im Gebiet der Malerei wird es schwer sein, eine Darstellung dieser alten Geschichte durch die großen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts namhaft zu machen. Und ebenso läßt sich schwerlich bis zum Beginn unseres Jahrhunderts ein Dichter von Bedeutung nennen, welcher seine Kraft an dem Stoffe erprobt hätte. Man könnte sagen, die Meister der großen Kunstperiode, welche in überwiegender

Anzahl gläubige Christen waren, hätten Anstoß an Vorgängen aus der Geschichte des verhaßten jüdischen Volkes genommen. Allein dies reicht zur Erklärung nicht aus, denn die spanischen Dramatiker aus der Zeit der drei Philippe, als die Juden von allen Rechtgläubigen aufs tiefste verabscheut wurden und jeder Anhänger des mosaischen Gesetzes, wo noch ein solcher entdeckt wurde, zur Erbauung der Frommen in den Flammen der Autodafé umkommen mußte, brachten die Dramatiker Geschichten des Alten Testaments häufig auf die Bühne und stellten deren Helden mit den glänzendsten Farben des Patriotismus und Edelsinns dar. Wir gestehen daher, daß wir keine genügende Antwort auf die aufgeworfene Frage zu geben vermögen. Erst in unserem Jahrhundert trat ein junger Engländer, Mister Wells, mit einem Drama von hohem dichterischem Wert hervor, in welchem die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern behandelt ist. Zunächst freilich hatte dieses Werk ein trauriges Schicksal, welches denen vor Augen gehalten zu werden verdient, die den äußerlichen Mißerfolg einer Dichtung als einen Maßstab für ihren Wert betrachten. Wells' „Joseph und seine Brüder“ fand so wenig irgend eine Beachtung, daß wahrscheinlich die meisten Exemplare auf Veranlassung des Verlegers eingestampft wurden und schon wenige Jahre nach dem Erscheinen nur ein paar davon mit Mühe und Not in ganz Großbritannien aufzutreiben waren. Der Verfasser war so niedergeschlagen über seinen Mißerfolg, daß er sich ganz von der Poesie abwandte und sein noch langes späteres Leben als Kaufmann in Marseille verbrachte. Etwa ein Dezennium nach dem Erscheinen begann sein Schauspiel

die Aufmerksamkeit einiger Freunde der Literatur auf sich zu ziehen, welchen der Zufall eines von den wenigen noch vorhandenen Exemplaren in die Hände gespielt hatte. Diese verkündeten nun zunächst in einem engen, dann aber in stets sich erweiternden Kreisen den Ruhm des Dichters, und man konnte in einigen Reviews der dreißiger und vierziger Jahre enthusiastische Lobeserhebungen des „Joseph“ lesen, in welchen derselbe für eine der größten Hervorbringungen des Jahrhunderts erklärt wurde. Die Neugier des Publikums ward hierdurch schon einigermaßen erregt, aber die meisten hielten die Posaunenstöße doch nur für Kunstgriffe eines gewinnsüchtigen Verlegers, der einen Artikel seiner Firma von neuem in Kurs bringen wolle. Es vergingen noch mehrere Dezennien, bis in unserer Zeit Algernon Charles Swinburne eine neue Ausgabe davon veranstaltete, in welcher das Werk mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Der Verfasser, der inzwischen die äußerste Grenze des menschlichen Lebens erreicht, hatte noch die Freude, sich an den Strahlen des Ruhmes zu laben, die nun sein weißes Haupt zu umleuchten begannen und seitdem immer helleren Glanz gewonnen haben. Die allgemeine Bewunderung, die ihm heute in ganz Großbritannien wie in Amerika gespendet wird, hat sicher eine viel höhere Bedeutung als jener momentane Erfolg, welcher oft weit geringere Werke gleich nach ihrem Erscheinen mit Ruhmeskränzen schmückt, die freilich ebenso schnell welken, wie sie geflochten worden sind. Wohl in allen Ländern gibt es geringfügige Produktionen der Literatur und Kunst, welche eine Zeit lang andere ungleich bedeutendere verdunkelten, bis diese nach und nach heller und heller in

ihrem eigenen Glanze emporleuchteten und jene wie Sternschnuppen erbleichen ließen, aber kaum irgendwo ist dies im gleichen Maße der Fall gewesen wie bei unseren Nachbarn jenseits des Kanals. Bis gegen die Mitte der zwanziger Jahre genossen bei ihnen zahlreiche Poeten, die jetzt durchaus in den Hintergrund getreten sind und von niemand mehr für Sterne auch nur zweiter Größe gehalten werden, eines außerordentlichen Ansehens. Ich rede hier natürlich nicht von Byron, Wordsworth, Coleridge und einigen anderen, die sich vor einem nicht parteiischen Richterstuhl immer behaupten werden. Allein es gab damals noch eine ganze Reihe anderer Poeten, wie Wilson, Barry, Cornwall, Milman, Bowles, Rogers und andere, deren Namen uns in den Reviews jener Tage begegnen und die dort als Zierden des englischen Parnasses gepriesen wurden. Ich will diese Männer nicht so weit herabsetzen, daß ich sie mit Autoren auf dieselbe Linie stelle, welche unter uns bei der urteilslosen Menge Beifall gefunden haben; sie waren meist Männer von Bildung und Geschmack. Aber um auf dem Parnaß dauerndes Ansehen zu behaupten, werden höhere Gaben erfordert. So sind denn die letzteren aus ihrer usurpirten Stellung verdrängt worden und selbst in ihrem Vaterlande nahezu verschollen. Dagegen rückten einige andere, die früher nur in weiter Unterordnung unter jene genannt wurden, immer höher empor. Am auffallendsten war dieser Umschwung bei Shelley, der bei seinen Lebzeiten als Typus eines schlechten Versifex galt. Er ist jetzt, nach dem Urteil der meisten Engländer, derjenige Dichter Englands, welcher in der Rangordnung dem Shakespeare fast als ebenbürtig zur Seite gestellt wird.

Ob bei diesem Urteil nicht etwas Ueberschätzung und der achtungswerte Trieb im Spiele ist, durch verdoppelte Anerkennung die frühere Unbill wieder zu sühnen, braucht hier nicht untersucht zu werden, allein das Faktum steht fest. Ein ähnlicher Umschlag hat in Bezug auf John Keats stattgefunden, dem neben anderem Unglück, das ihn verfolgte, der Spott und Hohn, welchen die englische Kritik auf seine Dichtungen häufte, das Herz brach, und der jetzt, wenn auch in beträchtlichem Abstande, so doch in einer Reihe mit den großen Leuchten der englischen Literatur genannt wird. Es will viel sagen, daß Wells sich mit seinem Jugendwerke eine Stelle, die ihn in nicht allzu weiter Ferne von diesen großen Zierden der neueren englischen Poesie erscheinen ließ, erobert hat. Sein „Joseph“ ist ein Gedicht in dramatischer Form, das den Umfang eines aufführbaren Schauspiels um mehr als das Doppelte überschreitet. Wer hiernach sogleich den Stab darüber bricht und den jetzt gangbaren Gemeinplatz dagegen vorbringt, ein solches Stück sei ein Monstrum, der möge ebenso viele der schönsten Dramen unserer Literatur verdammen, welche so, wie sie geschrieben worden, sich keineswegs zur Aufführung eignen und erst durch große Auslassungen und Aenderungen bühnenfähig gemacht werden können. Uebrigens gebricht es dem „Joseph“ keineswegs an dramatischem Leben. Die Charakteristik der zehn Brüder, wie der eine durch diese, der andere durch jene Leidenschaft getrieben wird, Joseph zu verderben, ist vortrefflich. Dieser selbst gewinnt von Scene zu Scene unsere immer lebhaftere Sympathie, und das Weib des Potiphar in der verzehrenden Glut ihrer Leidenschaft ist eine Gestalt, die

nicht hinter Shakespeares „Kleopatra" und Kleists „Penthesilea" zurücksteht. In vielen Scenen herrscht eine berauschende Gewalt der Leidenschaft, die sich in einem alles mit sich fortreißenden Katarakt von Bildern ergießt. So kann England seinem Swinburne Dank wissen, daß er dieses Drama dem Untergange entrissen, der es ohne seine Mühewaltung wahrscheinlich ebenso ereilt haben würde, wie Kleists „Prinz von Homburg" und „Hermannsschlacht" der Nachwelt verloren sein würden, wenn nicht Tieck sie für die Späteren aufbewahrt hätte.

Doch wir kehren schließlich noch einmal zu Firdusis „Jussuf und Suleicha" zurück. Ein Vergleich zwischen ihm und dem Drama des Engländers erscheint von vornherein als unstatthaft. Jenes ist eine von der ganzen Sonnenglut Persiens übergossene Landschaft, in welcher alle Gestalten und Bilder in brennendem Farbenglanze leuchten, in diesem sehen wir, wenn die eine Scene in voller Pracht eines tropischen Himmels gestrahlt hat, in der nächsten düstere Wolken des Nordens den Horizont überziehen, und glauben durch das Brausen des Sturmes Stimmen der Liebe von solcher tiefen seelischen Empfindung zu vernehmen, wie sich ähnliche nur bei Shakespeare finden. In einem Punkte jedoch kann Firdusis Dichtung mit derjenigen des Engländers zusammengestellt werden, nämlich in ihrem äußeren Schicksal, wonach beide nach langer Vergessenheit wieder in der Literatur auftauchen. Hier hat freilich das Werk des Persers demjenigen des Briten sogleich einen großen Vorsprung abgewonnen. Während in Aegypten, Persien und Indien Ausgaben davon veranstaltet worden sind, in Wien die besprochene Uebersetzung ans

Licht tritt und in London eine kritische Revision des Textes vorgenommen wird, bereitet, wie wir hören, ein im fernen Westen der Vereinigten Staaten in den Rocky Mountains wohnhafter Amerikaner eine englische metrische Nachbildung davon vor, und so hat das Lied des alten Sängers, gleichwie früher sein „Heldenbuch", einen Kreis um die ganze Erde gezogen. Auf seine nordische Heimat beschränkt dagegen ist noch die Wirksamkeit des Dramas von Wells geblieben, denn bei uns kümmert man sich selten um andere Erscheinungen der neueren englischen Literatur als um die Moderomane, die jährlich kommen und wieder verschwinden. Doch trägt jenes durch seinen inneren Wert die Bürgschaft in sich, daß alle Völker es sich nach und nach aneignen werden.



Die Eroberung von Granada.

Nach einer arabischen Quelle.

Wenn in der bekannten Geschichte der Parteiungen der Zegris und Abencerragen von Perez de Hita der Untergang des Königreichs Granada, dem Geiste des spanischen Rittertums jener Zeit gemäß, noch immer mit einem romanhaften Interesse umkleidet ist, so findet sich keine Spur hievon in der kleinen Schrift eines Arabers, welcher Augenzeuge jenes Kampfes war und denselben in schlichter Weise erzählt. Dieser von dem trefflichen Orientalisten Joseph Müller im Original herausgegebene Bericht ist nach allem, was Washington Irving, Prescott, die beiden Brüder Miguel und Emilio la Fuente Alcantara und so weiter über jene Vorgänge publizirten, sicher noch interessant genug, daß er es verdient, hier in einem Auszuge mitgeteilt zu werden.*)

*) Ein großer Uebelstand für die arabische Historiographie ist der lange Schweif von Bei- und Geschlechtsnamen, welchen alle Araber führen; derselbe erzeugt unerträgliche Weitschweifigkeit und oft auch Mißverständnisse. Ich habe daher im folgenden den letzten Herrscher von Granada und seinen Oheim mit den ihnen von den Christen gegebenen Namen Boabdil und Al Zagal bezeichnet.

Ich werde — beginnt der Araber seinen Bericht — in der folgenden Schrift einiges von den Begebenheiten erzählen, welche in der Zeit des Emirs Abul Hassan und seines Sohnes Boabdil, sowie seines Bruders Al Zagal vorgefallen sind und auf welche Weise der Feind sich des ganzen Andalusiens in dieser Epoche bemächtigt hat. Der Titel, den ich der Schrift gebe, ist: „Erzählungen vom Untergang der Dynastie der Nassriden“.

Die Herrschaft Andalusiens war endlich dem Emir Abul Hassan zugefallen. Derselbe wurde aber durch die höheren Krieger fern von den Geschäften gehalten, während er wünschte, selbst denselben obzuliegen. Er machte sich daher von den Kriegern frei und erlaubte nur, daß einige derselben sich an ihn anschlossen. Die anderen Krieger hatten, als er sich von ihnen getrennt, seinem jüngeren Bruder Al Zagal gehuldigt, worauf die Flamme des bürgerlichen Zwistes sich zwischen ihnen erhob. Der Emir Abul Hassan entschloß sich, seinen Unterthanen Besserung zu geloben, und versprach ihnen, wenn sie seine Partei ergriffen, ihre Lage in bessern Stand zu bringen. Die Unterthanen neigten sich hierauf wieder ihm zu. Doch währte es lange, bis wirklich Ruhe eintrat. Es war nämlich sein Bruder, dem die Beamten gehuldigt hatten, diesen entwischt und hatte sich zu ihm, Abul Hassan, begeben. Die Beamten hatten sich in Malaga vereinigt, wo er sie belagerte, bis sie sich ihm unterwarfen und alle von ihm getötet wurden, worauf dann natürlich die Flamme des Bürgerkriegs erlosch und ganz Andalusien ihm gehorchte. Bei allem diesem führte er in verschiedenen zahlreichen Feldzügen Krieg mit den Christen, hielt die Gesetze aufrecht, setzte die Castelle in stand

und vermehrte das Heer. Die Christen bekamen Furcht vor ihm und Segen verbreitete sich über das Reich. Nun beschloß er, eine große Heeresmusterung zu halten, um den Leuten die Zahl seiner Ritter zu zeigen und so ihnen höhere Steuern auflegen zu können. Zu dieser Musterung bestimmte er einen Ort in der Alhambra, der Hochburg von Granada, auf dem Platz genannt al Tabla*) bei dem Thore Al'drr, wo er eine Estrade, um darauf zu thronen, baute. Er richtete die Straße und den freien Platz her, wo sich die Rosse tummeln konnten. und berief die Ritter. Die Musterung begann am Dienstag den 19. Dulheddscha des Jahres 882 (24. März 1478). Jeden Tag zogen die Einwohner Granadas, Männer und Weiber und Kinder, auf den Platz as Sabîka**) und in die Umgegend der Alhambra, um ihre Schaulust an den von allen Seiten herbeiströmenden Rittern zu befriedigen; bis zum 26. April des spanischen Kalenderjahres 1478 wurde jeden Tag eine Abteilung gemustert. Es war durch das Verhängnis Gottes große Festlichkeit und gewaltige Lustbarkeit und die Leute versammelten sich in Menge, um der Feier beizuwohnen. Außer den Bewohnern von Granada waren auch viele von den Dörfern zur Lustbarkeit gekommen und hatten sich auf der Sabîka in Alhamra und der Umgegend versammelt. Alle Plätze waren voll von einer großen Menschenmenge.

---

*) Es ist dies vermutlich der Platz, wo jetzt die Torre de la Vela steht.

**) As Sabîka kommt verschiedentlich bei den arabischen Poeten als eine gefeierte Oertlichkeit Granadas und der Alhambra vor. Auf diesem Platz befanden sich die jetzt ganz zu Grunde gegangenen Mausoleen der nassiridischen Könige von Granada.

Am Vormittage erschienen die Ritter und scharten sich auf der Sabika. Da zeigte sich eine große Wolke, welche Gott am Himmel hervorgebracht hatte, entlud sich mit Donner und Blitz und verbreitete sich über die Sabika, Granada, die Umgegend und den Darrofluß. Sie brachte furchtbaren Regen, der immer zunahm, so daß der Darro gleich den großen Strömen wurde und die Gießbäche, sich immer vergrößernd, von allen Seiten herabstürzten. Die Menschen glaubten sich schon dem Untergange geweiht. Die Ueberschwemmung riß die Straßen fort und die Leute waren abgeschnitten, indem der Strom sich zwischen sie und die Wege geworfen hatte. Man hörte nichts als das Weinen der Kinder, das Wehklagen der Frauen, die Stimmen der Männer, die in Gebeten und flehenden Ausrufen an die erhabene Gottheit sich wendeten, bis der Regen aufhörte. Die Flut des Darro aber riß alles, was an seinen Ufern an großen Bäumen sich befand, hinweg, Zürgelbäume, Buchen, Nuß- und Mandelbäume. Sie drang in die Stadt, und über die Ufer sich ergießend, zerstörte sie die Häuser, die Buden, Moscheen, Karavanserereien, sie ergoß sich in die Bazare und erschütterte die höchsten Gebäude. Von den Brücken blieben bloß die Bogen übrig, die auf ihnen befindlichen Bauten verschwanden. Der Strom wälzte jene gewaltigen Bäume, die er herausgerissen hatte, herbei und sie türmten sich an der letzten Brücke des Flusses auf. Die Rinnsale derselben wurden verstopft und Wogenschwall und Bäume stauten sich im Herzen der Stadt, so daß die Bewohner den Untergang vor Augen sahen. Das Wasser drang in die Tayarah und Alcaissaria und selbst in einen Teil der Buden derselben und gelangte zu dem großen

Platz der Hauptmoschee, zum Alqaraqir und dem Bazar der Goldarbeiter, Eisenschmiede und anderer. Doch erbarmte sich Gott endlich der Stadt, der Strom durchbrach durch sein gewaltiges Zurückstauen die Brücke und die Mauer, deren Trümmer er vor die Stadt hinauswälzte. Dieser Tag war einer der schauerlichsten, an welchem jeder, der ihn erlebte, die Allmacht der gewaltig herrschenden Gottheit erblickte. Selbst die ältesten Menschen erinnerten sich nicht, je etwas diesem Aehnliches erfahren zu haben.

Vom Augenblick dieser Ueberschwemmung begann die Herrschaft des Emirs Abul Hassan abwärts zu gehen. Er beschäftigte sich nämlich mit seinen Lüsten, ergab sich mit Leidenschaft den Frauen und Musikantinnen und strebte nach Ruhe und Genuß. Er verdarb das Heer, strich eine Anzahl tüchtiger Ritter aus den Besoldungslisten, legte drückende Steuern auf und war geizig in der Löhnung der Leute. Ihm zur Seite stand ein Vezier, der mit ihm in allen diesen Dingen übereinstimmte. Abul Hassan war mit einer Cousine, der Tochter des Emirs el Izquierdo verheiratet, von welcher er zwei Söhne, Mohammed und Jussuf, hatte. Zur Befriedigung seiner Lüste hatte er ihr eine Spanierin, Zoraya*) genannt, vorgezogen und hielt sich von seiner Cousine und den mit ihr erzeugten Kindern getrennt, worauf in dieser Eifersucht erwachte. Die Prinzen Mohammed und Jussuf hielten es bei der so entstehenden Feindschaft mit der Mutter. Da aber Emir Abul Hassan sehr jähzornig war, begann die Mutter für ihre Söhne

---

*) Zoraya ist der arabische Name für das Siebengestirn oder die Plejaden.

zu fürchten. Dies dauerte ziemliche Zeit, während welcher der Emir sich seinen Leidenschaften hingab, sein Vezier die Steuern eintrieb, dieselben immer drückender machte und so große Reichtümer dem Fürsten zubrachte. Unwürdige wurden von diesem beschenkt, die tapfersten Krieger aber vernachlässigt. Viele von den klügsten und mutigsten Einwohnern der andalusischen Städte tötete er. Dies dauerte so lange, bis der Waffenstillstand mit den Christen ablief und diese plötzlich, ohne daß jemand daran dachte, nächtlicherweile in der Stadt Alhamma einzogen. Die Citadelle ward genommen, während die Einwohner ruhig schliefen, und plötzlich stürmten die Christen von der Citadelle herunter und wüteten mit Schwert und Mord. Dies geschah am 28. Februar 1482. Auf die Kunde davon versammelten sich die Bürger von Granada um Abul Hassan und seinen Vezier und sagten: „Es bleibt uns nichts übrig, als entweder unsere Brüder zu befreien oder für sie zu sterben." Abul Hassan und sein Vezier sträubten sich zuerst, aber das Volk zwang sie, nachzugeben. Als der Vortrab des Heeres nach Alhamma kam, sah er, daß die Christen alles, was sie kriegsgefangen gemacht, Männer, Weiber, Kinder, Hab und Gut aus der Stadt geschafft und auf Tiere geladen hatten, um sie fort zu schleppen. Als sie die Reiter der Moslimen herannahen sahen, zogen sie sich wieder in die Stadt zurück, um sich dort auf den Mauern zu wehren. Die Moslimen begannen ernstlich den Angriff. Sie drangen in eines der Thore ein und verbrannten es. Schon begannen sie die Mauern zu erklettern, da kam der Befehl des Abul Hassan und seines Veziers, vom Kampfe abzulassen. Die Leute kehrten nun in ihr Lager zurück, um

am folgenden Tag den Angriff neu zu beginnen; die Christen aber benützten dies, um die schwachen Stellen an den Mauern auszubessern. Am Morgen gewahrten die Moslimen, daß ihnen die Erstürmung schwer fallen würde und begannen daher die Stadt zu blockiren. Da von allen Seiten Zuzüge kamen, war bald ein großes moslimisches Heer beisammen. Die Belagerung ging mit Gewalt vor sich, niemand konnte in die Stadt hinein. Der Vezier verhieß den Belagerern mehrmals, sie würden bald die Stadt durch Hunger in ihre Gewalt bekommen. Aber schlimmer Argwohn gegen ihn und seine Anhänger war allgemein. Es regte sich der Geist des Aufruhrs unter ihnen und sie besprachen sich gegenseitig über den Trug, den Fürst und Minister gegen die Moslimen im Schilde führten. Infolge solcher Lage nahmen diese beiden zur List ihre Zuflucht und brachten gefälschte Schriftstücke zum Vorschein, welche von aufrichtigen Ratern der Moslimen, Nachbarn des Landes der Ungläubigen, verfaßt sein sollten, des Inhalts, daß der Herrscher der Christen mit großer Macht seinen Glaubensgenossen in Alhamma zu Hilfe kommen werde. Als der Vezier ihnen dies hinterbrachte, ergriff sie die Verzweiflung; er gab ihnen den Befehl, aufzubrechen und den Kriegsschauplatz zu verlassen. Gegen ihren Willen zogen die Leute jammernd und wehklagend ab. Sie blieben aber nur wenige Monate in ihrer Heimat, denn Abul Hassan hatte einen zweiten Heerzug gegen Alhamma befohlen. In Massen stellten sich die Kriegsleute ein, belagerten die Festung, richteten aber nichts aus. Sie zogen daher wieder ab. Als nun der Feind erkannte, die Moslimen vermöchten Alhamma nicht zu nehmen, bekam er Lust, ganz Anda-

lusien zu erobern und traf die Vorbereitungen dazu. Im Monat Dschumada I. des oben angeführten Jahrs zog der König von Kastilien mit großer Heeresmacht aus und lagerte sich vor der Stadt Loja. In dieser hatte sich aber eine Anzahl tapferer Granadiner versammelt, welche von dem beabsichtigten Kriegszuge der Christen gehört. Als der König in die Nähe kam, lieferten ihm Fußvolk und Reiter ein Treffen, infolge dessen er sich zurückziehen mußte und viele der Christen getötet wurden, auch ihr Kriegsmaterial verloren. Als am Morgen die Christen gewahrten, daß die Moslimen Zuwachs erhalten hatten, und zugleich an die erlittene Schlappe dachten, beschlossen sie, erschreckt, abzuziehen. Die Moslimen aber zwangen sie zum Treffen, schlugen sie und nahm ihnen große Vorräte an Waffen und an Lebensmitteln ab. Dies geschah am 15. Juli 1482.

Am nämlichen Tage erfuhr man, daß die beiden Söhne Abul Hassans, nämlich Boabdil und Jussuf, aus der Feste von Granada vor ihrem Vater geflohen seien. Arge Menschen hätten ihnen nämlich Schrecken eingejagt wegen der Gefahren, welche beiden von dem herrischen Charakter ihres Vaters drohten. Sie bethörten die Königin, indem sie sich auf die Feindschaft stützten, welche zwischen ihnen und der Sklavin ihres Vaters, der Spanierin Zoraya, obwaltete. Die Königin ließ sich überreden und vertraute die beiden Söhne den falschen Beratern an, welche sie nach Guadix brachten, wo die Einwohner ihre Partei ergriffen. Bald erklärte sich auch Granada für die beiden Prinzen. So entbrannte das Feuer des bürgerlichen Zwistes. Es kam so weit, daß der Vater den Sohn tötete. Die Standarten des Bürgerkriegs blieben in Andalusien aufgepflanzt,

während der Feind alle Kunstgriffe aufbot, um sich des Landes zu bemächtigen, bis es ihm mit der Zeit gelang.

Im April 1483 versammelte sich eine große Anzahl von den Vornehmen und Conden der Christen in Abwesenheit ihres Königs und zogen gegen die Ortschaften von Velez und die Axarquia von Malaga mit der Absicht, die Einwohner zu überraschen und das Land zu verwüsten. Die Bewohner dieser Gegenden stellten sich ihnen in den Pässen entgegen, um mit ihnen zu kämpfen, so daß von diesen eine große Menge fiel. Als dies die Christen sahen, ergriffen sie erschreckt die Flucht. So war der Wille Gottes.

Al Zagal zog ihnen von Malaga entgegen, tötete eine große Anzahl und machte zweitausend Kriegsgefangene. Im Mai 1483 zog der Sohn des Abul Hassan, Boabdil, mit den Bewohnern Granadas in die Marken der Christen. Als sie in Lucena waren und eben, mit Beute beladen, im Begriff waren zurückzukehren, begegnete ihnen eine nicht eben große Christenschar, vor denen die Mohammedaner die Flucht ergriffen. Die Christen verfolgten und töteten sie und drangen bis in die Nähe des Fürsten vor. Dieser wurde mit mehreren seiner Krieger von den Christen gefangen, ohne daß sie ihn erkannten. Diese Gefangennehmung des Fürsten sollte Veranlassung zum Untergang des Landes werden. Als die Christen erfuhren, sie hätten den Emir gefangen, brachten sie ihn vor den Herrn von Kastilien, der ihm alle Ehre erwies, indem er wohl erkannte, daß er durch ihn zum Ziele seiner Wünsche, der Eroberung Andalusiens, gelangen würde.

Hierauf kam die Regierung Granadas wieder in die Hand des Emirs Abul Hassan, aber die Flamme des

bürgerlichen Zwistes war nicht erstickt. Den Emir Abul Hassan hatte eine Krankheit gleich der Epilepsie ergriffen; er wurde abgesetzt und in die Stadt Almunnecar gebracht, wo er blieb, bis er starb. Die Regierung ging in die Hand seines jüngeren Bruders Al Zagal über. Inzwischen hatte der Feind nicht aufgehört, Andalusien zu beunruhigen. Im Mai 1485 zog derselbe gegen die Kastelle Cartama und Dekwin im Westen Andalusiens, welche er angriff und eroberte; im Juni desselben Jahrs griff er Ronda mit großer Heftigkeit an. Wirklich gelang es ihm mit Hilfe seiner Artillerie einen Teil der Mauern zu zerstören. Die Einwohner übergaben die Festung und zogen aus der Stadt. Nach dem Falle von Ronda ergab sich die ganze Gegend ohne weiteren Kampf.

Am 31. August 1485 zog Al Zagal mit den Granadinern nach dem Schloß Moclin, um seine Mauern auszubessern. Gegen Ende des Tages zeigte sich ihnen die Staubwolke, die das heranrückende Heer der Christen verursachte, in der Gegend von Alcala. Aber weder der Fürst noch der Emir nahmen darauf Rücksicht; sie brachten die Nacht in voller Ruhe zu, und am frühen Morgen schon waren die Christen da und hatten sich unter sie gemengt. Ebenso vermuteten die Christen nichts, bis sie sich plötzlich unter den Moslimen befanden. Als die beiden Scharen sich begegneten, erhob sich ein lautes Geschrei von beiden Seiten; die Christen ließen ihre Trommeln und Trompeten ertönen und der Kampf begann mit großer Heftigkeit, bis die Christen sich dem Zelt des Emirs näherten, um ihn gefangen zu nehmen. Aber gedrängt um das Zelt ihres Fürsten, opferten sich die Moslimen hin, um sich ein

Verdienst bei der Gottheit zu erwerben. Es dauerte auch nur kurze Zeit, bis die Christen in die Flucht getrieben wurden. Die Moslimen verfolgten und töteten sie in großer Menge. Da sie jedoch befürchten mußten, von dem Heere des Feindes erreicht zu werden, machten sie bald Halt in der Verfolgung; denn dieser rückte auf Moclin los und die vorerwähnte Schar war nur sein Vortrab gewesen. Alle seine Munition fiel den Moslimen in die Hände. Froh des Sieges zogen sie nach Granada zurück. Der Feind gab nun den Marsch nach Moclin auf und blieb ruhig bis zum Oktober, wo er mit einem Heer gegen das Kastell Cambil vorrückte. In dem folgenden Kampf zerstörte er einen Teil der Mauern. Die Einwohner von Moclin, unfähig, ferner zu widerstehen, verlangten zu kapituliren. Nachdem sie Sicherheit erhalten, übergaben sie die Festung und verließen die Stadt mit ihrer Habe. Der Feind ließ nun den von ihm gefangenen Emir Boabdil frei, welcher sich zu einem der Kastelle des östlichen Gebietes begab und den Einwohnern Frieden versprach, wenn sie sich ihm unterwerfen wollten. Diese ergriffen seine Partei. Da begannen böse Leute die Einwohner der Vorstadt von Granada, genannt Albaicin, zu bethören und in ihnen den Wunsch nach Frieden mit den Christen zu erregen. Diese ergriffen das Panier Boabdils, wodurch der Bürgerkrieg zwischen Albaicin und Granada mit seinem Emir Al Zagal sich entzündete. Albaicin ward mit Kanonen, Steinen und Katapulten aus der alten Alcazaba beschossen. Die Einwohner von Albaicin kämpften, indem sie die Ankunft Boabdils bei ihnen erwarteten. Indessen schloß aber Boabdil mit seinem Oheim Al Zagal plötzlich Frieden unter der Bedingung, daß er

diesem die Regierung abtrete. Die Bewohner des Albaicin wurden in den Frieden mit eingeschlossen. Da rückte der Herrscher der Christen bis vor Loja, wo sich Boabdil befestigt hatte. Der Feind griff ihn an und drang bis in die Vorstadt vor. Die Einwohner verlangten, da ihnen die Granadiner nicht halfen, zu kapituliren und erlangten freien Abzug mit all ihrer Habe. Sie verließen mit Weib und Kind die Stadt am 30. Mai und zogen nach Granada. Nur Boabdil blieb in der Gefangenschaft zurück. Am 18. Juni fiel auch das Kastell Elbira in die Hände der Christen und später Moclin, das mit furchtbaren feuerglühenden Steinen beschossen worden; desgleichen fielen Colomera, Montefrido und Aldahha. Von diesen nun in seine Macht gefallenen Plätzen aus bedrängte der kastilische König Granada. Er ließ Boabdil frei, auf daß er die Bewohner der östlichen Gegend zum Frieden mit den Christen überredete. Es gelang ihm, die Kastelle der Ajarquia zu gewinnen. Auf seine weiteren Vorschläge wollten indessen die Bewohner des Landes nicht eingehen, und er begab sich nun heimlich auf den Albaicin, wo sich seine Parteigänger um ihn scharten. Seine Herolde mußten verkünden, daß er Frieden mit den Christen geschlossen habe. Die Bewohner des Albaicin nahmen seine Partei und Bürgerkrieg entbrannte zwischen der Stadt Granada und dem Albaicin. Der christliche Herrscher unterstützte hiebei den auf dem letzteren gebietenden Emir, und der Krieg dauerte fort, bis im Januar 1487 der Fürst von Granada den Entschluß faßte, sich mit Gewalt des Albaicin zu bemächtigen. Er verkündigte: das Blut und die Habe der Bewohner des Albaicin sei ihm preisgegeben und gebot

den Bewohnern von Baza und Guadix, auf dem Weg von el Farg herabzumarschiren und bei dem Thore der Löwinschlucht am genannten Tage einzuziehen. So zog jede Schar zur bestimmten Stunde durch das bestimmte Thor ein. Die Bewohner des Albaicin trieben aber die Andringenden in die Flucht und der Krieg zwischen den beiden Parteien währte fort. Am 10. April 1487 begann der christliche Köuig die Belagerung von Velez Malaga. Auf diese Kunde eilte Al Zagal dem bedrohten Velez Malaga zu Hilfe (19. April 1487). Doch der Feind hatte bei seiner Ankunft die Stadt schon umzingelt. Der mohammedanische Fürst zog sich nun zunächst zurück, als er aber, von seinem Heer gedrängt, wieder vorrückte, fand er die Stadt schon von den Christen eingenommen (3. Mai). Auf dem Wege nach Granada erfuhr er, seine Hauptstadt habe sich für seinen Neffen Boabdil erklärt. Dieser sei in die Stadt eingedrungen (28. April 1487), habe sie in Besitz genommen und diejenigen, die ihn bekämpft, getötet. Al Zagal zog sich nun mit seinem Gefolge nach Guadix zurück. Was die Bewohner des gefallenen Velez betrifft, so wurden einige nach Afrika hinübergebracht, andere blieben zurück oder begaben sich in das noch von Moslimen besetzte andalusische Gebiet.

Die Christen schlossen nun Malaga, dessen Bewohner sich tapfer verteidigten, zu Land und zur See ein. Doch der Feind zog um die ganze Stadt eine Mauer von Erde und eine von Holz, nebst einem tiefen Graben, wodurch jeder Zugang zu Lande abgeschnitten ward. Zugleich ward durch die Schiffe jede Kommunikation nach der See zu gehindert. Lange behaupteten sich die Bewohner Malagas

heldenmütig, bis sie sich zum Verzehren ihrer Haustiere, ja selbst der Felle, Baumblätter und so weiter entschließen mußten. Als auch dieses zu Ende ging, wütete die Hungersnot furchtbar. Viele der Krieger starben hin. Da verlangte die Stadt zu kapituliren. Der Feind aber drang durch List ein. Er machte die ganze Bevölkerung kriegsgefangen und verteilte ihre Habe an die Krieger. Es war ein harter Schlag, wegen dessen sich alle Augen mit Thränen füllten. Die Eroberung Malagas fand Mitte August 1487 statt. Im folgenden Jahre zog der kastilianische König gegen den Ostbezirk, der ihm noch trotzte, und bemächtigte sich desselben durch List. 1489 fielen noch andere Kastelle in seine Macht. Sodann rückte er vor Baza, vermochte aber nicht, diese Feste zu nehmen. Monatelang dauerte die Einschließung ohne Erfolg; die Belagerten machten häufige Ausfälle aus den Thoren und töteten die Feinde in ihrem eigenen Lager. Gegen Ende des Jahres aber erkannten die Einwohner, daß nur wenig Proviant mehr übrig wäre, und verlangten, mit dem König zu kapituliren. Da dieser dazu geneigt war, ward ein Waffenstillstand geschlossen. Am 3. Dezember 1489 führten die Befehlshaber der Stadt die Christen in die Citadelle, ohne daß die Menge es ahnte. Der König von Kastilien bestellte nun Männer seines Heeres zu Befehlshabern der Stadt und verließ selbst Baza in der Richtung nach Almeria. Auf dem Wege dorthin unterwarfen sich ihm alle Kastelle und Ortschaften. Auch Al Zagal verließ Guadix, huldigte ihm, gelobte ihm Gehorsam und versprach ihm, ihm alle Städte, Kastelle und Ortschaften abzutreten, die bisher seinem Befehle gehorchten; zugleich alle Unterthanen des

Emirs in das Verhältnis der Unterwürfigkeit zu ihm von Almeria bis Munnecar und Padul zu bringen. Alles dies bekam der König von Kastilien ohne Schwertstreich in seine Gewalt. Er setzte in jeden dieser Orte einen christlichen Alcalden. So waren alle Bewohner Andalusiens Mudejaren geworden, den Mohammedanern war nichts geblieben als Granada und die Umgegend.

Viele behaupten, Al Zagal habe dem Herrscher von Kastilien die unter seiner Herrschaft stehenden Städte verkauft, um sich an Boabdil zu rächen, welcher in Granada war. Da der christliche König nun sah, daß der Islam in ganz Andalusien, mit Ausnahme Granadas, ausgerottet war, begann er die Friedensartikel, die mit Boabdil obwalteten, zu brechen. Er nahm die Türme der Saline von Granada (Almalaha) und des Dorfes Hamdan (Alhendin) und füllte sie mit Kriegsmannschaft, um, da sie in der Nähe von Granada waren, damit einen Druck auf die Stadt auszuüben. In diesem Jahre (1489) schickte der König der Christen zu Boabdil die Aufforderung, ihm die Burg Alhambra auszuliefern; er würde dann dem Emir die übrige Stadt überlassen, doch sollte dieser sich als seinen Vasallen erklären. Da der Emir einzuwilligen schien, zog jener mit seinem Heere aus, um die Alhambra in Besitz zu nehmen. Als die Nachricht von seiner Annäherung ankam, setzte der Emir die Bürgerschaft von den Forderungen des Königs in Kenntnis. Die Anwesenden beschlossen einmütig, sich mit aller Macht gegen die Spanier zu verteidigen. Sie verpflichteten sich, wie ein Mann bis auf den letzten zu kämpfen. Hierüber erzürnt, zerstörte der König die Saatfelder um Granada. Im Heere des

Königs befand sich eine Menge von Abtrünnigen, die ihn gegen ihre früheren Mitbürger aufreizten. Die moslemischen Ritter bewiesen die größte Standhaftigkeit. Als der König sah, daß die Stadt stark verteidigt wurde, ordnete er den Rückzug an (7. Juni 1490). Er legte Mannschaft in die umliegenden Türme und kehrte dann nach Kastilien zurück. (Hier übergehe ich eine undeutliche, aber auch unwichtige Stelle, die über Streitigkeiten zwischen Boabdil und Al Zagal und die Einnahme von Andarax durch erstern handelt.) In Granada war große Freude über den den Gläubigen zu teil gewordenen Sieg. — Aber schon Ende Juli bemächtigte sich eine Schar von Renegaten und Christen des Ortes Andarax. Am 23. Juli zog Boabdil mit seinem Heere nach dem stark befestigten Alhendin, um es zu erobern. Nach hartem Kampfe mußten sich die Belagerten in den Turm zurückziehen. Aufs äußerste bedrängt, ergaben sich die Christen zuletzt der Gefangennehmung. Sodann kehrte der Emir siegreich nach Granada zurück. Am 4. August rückte er dann mit großen Heerscharen aus, um Munnacar zu erobern, und befahl, auf dem Zuge das Kastell von Padul zu zerstören. Weiter belagerte er an der Meeresküste das Kastell von Salobrenna und machte Anstalt, es zu Falle zu bringen, als er wegen des drohenden Angriffs des Christenkönigs auf Granada sich wieder nach der letzteren Stadt wandte. Am 23. August lagerte sich auch das christliche Heer unter Führung des Königs vor der Stadt, begann die umliegenden Felder zu verwüsten, erlitt aber auch durch Ausfälle der Moslimen vielen Schaden, worauf es nach achttägiger Belagerung nach Kastilien zurückkehrte. Auf dem Zuge dorthin zerstörte es

mehrere Festen, unter ihnen die von Andarax, dessen moslimische Bewohner zum Teil nach Oran auswanderten. Doch schon Mitte September fiel Andarax, sowie auch Marchena von neuem den Moslimen zu. Dagegen kam Finnana in die Gewalt der Christen und die darin befindlichen Mohammedaner wurden in feindliches Land fortgeschleppt. Auf Bitte der Bewohner von Guadix, die ein gleiches Schicksal fürchteten, zog der Emir Boabdil aus, um sie mit ihren Vorräten nach Granada zu geleiten. Als ihnen aber die Christen Sicherheit in Guadix versprachen, kehrten viele wieder dorthin zurück.

Am 23. April 1491 zog der König von Kastilien von neuem vor Granada, zerstörte die Saatfelder und machte viele Gefangene. Er lagerte sich mit seinem Heere bei dem Dorfe Atqua und gründete dort die Stadt Santa fé. Von hier aus nahm er die Türme der umliegenden Dörfer ein, bis nur noch das Dorf Alfajar übrig war. Ohne Unterbrechung dauerte nun der Kampf zwischen Moslimen und Christen rings um die Stadt Granada fort. In allen diesen Kämpfen wurden viele der heldenmütigsten Moslimen schwer verwundet, andere starben für die heilige Sache, von den Christen fielen doppelt so viel. Es kam vor, daß tapfere Moslimen mitten in der Nacht aus Granada vorbrachen, und, was sie an Pferden, Vieh und Menschen erbeuteten, einschleppten. Verwundung und Tötung herrschte sieben Monate lang, so daß die Pferde der Moslimen zu Ende gingen. Auch eine Menge der heldenhaften Kämpfer war gefallen oder kampfunfähig geworden. Viele wanderten in die Alpujarra aus wegen des Hungers und der Furcht, denen sie in der Stadt ausgesetzt waren. Obwohl von

der Alpujarra über die Sierra Nevada Zufuhr möglich war, wurden Proviant und Männer in der Stadt immer weniger und schwächer. Der Winter trat ein, der Schnee fiel im Gebirge und machte den Weg in die Alpujarra ungangbar. Dadurch trat Teuerung ein, Hungersnot ergriff viele Menschen, der Bettel vermehrte sich. Unterdessen ruhte der Feind in seinem Lager, er hatte die ganze Vega abgeschlossen und den Moslimen unmöglich gemacht, zu säen und zu pflügen. Im Dezember 1491 ward der Zustand der Einwohner unerträglich durch den Mangel an Lebensmitteln; selbst viele von den Reichen konnten sich nicht mehr vor dem Hunger schützen. Da versammelten sich die Vorsteher der Bürgerschaft, Fakis, Scheike, tapfere Ritter und so weiter, gingen zu ihrem Emir Boabdil und sagten ihm, daß, da die Stadt groß sei, die wenigen Lebensmittel, die eingeführt werden könnten, nicht ausreichten. „Von unseren Brüdern in Afrika,“ sprachen sie, „kommt keiner uns zu Hilfe. Der Feind hält uns umzingelt und wohnt neben uns. Seine Kraft nimmt zu, die unsere ab. Ihm kommt Hilfe von seinem Lande, wir sind verlassen. Jetzt ist es Winter und das Heer unseres Feindes hat sich zerstreut, er hat den Kampf gegen uns eingestellt. Wenn wir jetzt mit ihm sprechen, wird er unserem Verlangen entgegenkommen. Wenn wir aber bis zum Frühjahr warten, so vereinigen sich um ihn wieder seine Heere, während wir immer schwächer an Zahl werden, und dann wird er unser Verlangen nicht mehr gewähren. Wir können keinen Sieg mehr gewärtigen, auch nicht den Besitz der Stadt.“ Da sprach der Emir Boabdil: „Sehet zu, was euch gut dünkt, um euch zu vereinigen, und zu

bewerkstelligen, was euer Heil ist.“ Alle, Vornehm und Gering, stimmten in dem Plan überein, Boten zum König der Christen zu schicken, um über die Uebergabe der Stadt mit ihm zu verhandeln. Viele behaupten, Boabdil und sein Vezier seien schon im voraus mit dem spanischen König in Unterhandlung gewesen und hätten ihm versprochen, die Stadt zu übergeben. Aber sie fürchteten sich vor den Bürgern, gaben ihnen gute Worte und gewährten ihnen augenblicklich ihren Willen. Als die Abgesandten zum christlichen König kamen, fanden sie ihn sehr geneigt für ihre Anträge. Er versprach ihnen volle Sicherheit für ihre Personen, Weiber, Kinder, Tiere, Grundstücke und alles, was in ihren Händen war; sie sollten keine anderen Steuern zahlen als den Zakat (d. h. zweieinhalb Prozent von den Mobilien) und den Zehnten von dem Ertrag der Pflanzungen; dies sollte gelten für die, welche in Granada bleiben wollten. Wer aber die Stadt zu verlassen wünsche, sollte seinen Grundbesitz um den ihm genehmen Preis an Christen oder Moslimen nach Belieben verkaufen können. Wer nach Afrika auswandern wollte, sollte seine Habseligkeiten mit sich in den Schiffen fortführen können nach jedem beliebigen Punkte des moslimischen Gebietes, ohne Frachtgeld zu bezahlen drei Jahre hindurch. Hierüber stellte er ihnen eine Schrift auf und beschwor sie mit heiligen Schwüren auf seine Religion. Als diese Stipulationen und Schwüre vollzogen waren, wurden sie den Bürgern von Granada vorgelesen, welche, nachdem sie dieselben vernommen, sich beruhigten und ihm unterwarfen. Sie schickten dem christlichen König ein Huldigungsschreiben und erlaubten ihm, die Alhambra und Granada zu be=

treten. Der Emir befahl, die Stadt und die Alhambra zu räumen. Dies geschah, und man erwartete den Einzug der Christen. Am 2. Januar 1492 rückten diese bis in die Nähe der Stadt, eine Abteilung besetzte die Alhambra, während der König mit dem Rest des Heeres außerhalb der Stadt blieb, denn er fürchtete irgend eine Verräterei, obwohl er sich von den Granadinern hatte fünfhundert Geiseln stellen lassen, die in seinem Lager waren. Als er sich sicher glaubte, ging er in sein Lager zurück, begab sich aber auch häufig auf die Alhambra, sowie auch die Moslimen in sein Lager kamen, um Proviant zu kaufen. Auch die Bewohner der Alpujarra richteten an den König ein Huldigungsschreiben.

So war den Moslimen kein einziger Ort mehr in Andalusien übrig geblieben. Der König der Christen entließ hierauf die fünfhundert Geiseln in allen Ehren, betrat die Alhambra in Begleitung einiger Vornehmen, während das Heer außerhalb der Stadt blieb, und erging sich in den Kastellen und den herrlich aufgeführten Vergnügungslokalitäten bis zum Abende. Dann kehrte er in das Lager zurück. Am andern Tage begann er in der Alhambra zu bauen, Befestigungen anzulegen, zu renovieren und Straßen zu öffnen. Am Tage besuchte er die Alhambra, nachts kehrte er in sein Lager zurück und dies so lange, bis er keine Verräterei mehr von seite der Moslimen fürchtete. Dann betrat er auch Granada und durchzog es unter dem Schutze seines Gefolges. Als er sich in der Stadt ruhig fühlte, erlaubte er den Leuten, nach Afrika auszuwandern, und lieferte ihnen die Schiffe dazu. Die Auswandernden verkauften ihre Grundstücke und Häuser.

Es kam vor, daß einer ein großes und ansehnliches Haus um geringen Preis verkaufen und bei Veräußerung seiner Güter sich mit weniger begnügen mußte, als der Ertrag derselben abwarf. Die Käufer waren entweder Mudejaren oder Christen. Der König der Christen hatte während dieser Zeit den Moslimen alle Huld erwiesen, so daß selbst die Christen eifersüchtig auf sie wurden und sagten: „Ihr seid jetzt bei unserem König angesehener und geehrter als wir.“ Er entledigte sie aller ungesetzlichen Steuern und übte Gerechtigkeit gegen sie aus; dies war aber bloß List und Trug von seiner Seite, um sie von der Auswanderung abzuhalten. Wirklich glaubten die Moslimen, daß dies ewig dauern werde; daher kauften sie wohlfeil von den Abziehenden Besitztümer und Mobilien und entschlossen sich, neben den Christen zu wohnen.

Da befahl der spanische König dem Emir Boabdil, Granada zu verlassen und nach Andarax zu ziehen. So zog denn dieser mit seiner Familie, seinem Gefolge, seinen Anhängern und seinem Gut nach Andarax und erwartete dort die Befehle, die über sein weiteres Schicksal entscheiden sollten. Der Usurpator fand es für gut, den Emir nach Afrika ziehen zu lassen; die Schiffe ließ er in den Hafen von Andra kommen. So fuhren denn der Emir Boabdil und eine große Schar von Auswanderungslustigen in diesen Schiffen über das Meer und landeten in Melilla an der afrikanischen Küste. Als der Emir*) nach Fez ging,

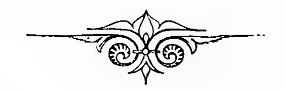
*) Unrichtig läßt diesen unsere Schrift in Fez sterben. Zu Tlemcen, ehemals der Hauptstadt eines ansehnlichen nordafrikanischen Königreichs, ist neuerdings dessen Grabtafel aufgefunden worden, aus welcher hervorgeht, daß er sich zuletzt in diese Stadt begeben hat und

brach Teuerung, Hungersnot und Pestilenz über die Ausgewanderten herein, so daß ein Teil davon wieder nach Andalusien umkehrte. Auf die Kunde davon beschlossen die meisten Moslimen, Mudejaren zu werden. Die Christen setzten von nun an keine Moslimen mehr umsonst über, sondern forderten den zehnten Teil der Habe, die die Emigranten mit sich führten. Als der Christenkönig sah, daß die Leute den Entschluß gefaßt hatten, in der Heimat zu bleiben, fing er an, die zuvor mit ihnen geschlossenen Stipulationen zu brechen. Da begann man die Moslimen mit Schmach und Erniedrigung zu überhäufen, sie tyrannisch zu behandeln und mit Abgaben zu belasten. Der Ruf der Muezzins auf den Minareten wurde untersagt, die Moslimen aus der Stadt in die Dörfer ausgewiesen. Sie zogen aus mit Schande und Demütigung. Hierauf zwang sie der König, das Christentum anzunehmen. Dies geschah 1498—1499. Gezwungen traten sie über, und ganz Andalusien wurde christlich. In den Minareten wurden Glocken aufgehängt, und in den Moscheen sah man jetzt Bilder und Kreuze, wo früher die Anrufung Allahs und die Lesung des Korans gehört wurde. O, wie viele Augen flossen von Thränen, wie viele Herzen waren von Trauer erfüllt! Die Schwachen oder sonst Behinderten vermochten nicht auszuwandern und zu ihren moslimischen Brüdern zu fliehen. Sie mußten ansehen, wie ihre Söhne und Töchter die Kreuze anbeteten, sich vor den Götzen-

---

dort gestorben ist. Die Grabtafel soll am Eingang einer Moschee am Boden eingemauert gewesen sein, damit der Name desjenigen, durch den das letzte moslimische Reich in Spanien untergegangen, von allen Gläubigen mit Füßen getreten werde.

bildern niederwarfen, Schweinefleisch aßen und Wein tranken, ohne daß sie dieselben abhalten durften. Wer letzteres that, wurde mit der Folter belegt. Ein Teil der Andalusier weigerte sich, das Christentum anzunehmen, und setzte sich in Verteidigungszustand, wie die von Guejar, der Alpujarra, von Andarax und Belefique. Der Christenkönig aber vereinigte gegen sie seine Kriegsscharen, umzingelte sie, eroberte ihre Festen, tötete die Männer, führte Weiber und Kinder gefangen fort und machte sie zu Christen und Sklaven. Eine Ausnahme machte ein Teil der Bewohner von West-Andalusien (Algarbia), welche sich auf ihr rauhes, unnahbares Gebirg zurückzogen und sich dort befestigten. Der König von Granada wollte sie bekämpfen, aber wurde zurückgetrieben und besiegt. Hierauf machte er ihnen den Vorschlag, sie in Sicherheit nach Afrika hinüberzusetzen zu lassen, und sie gingen darauf ein. Jedoch durften sie nichts mitnehmen als die Kleider, die sie am Leibe trugen. Später wagte niemand mehr, die Fahne des Islams zu entfalten, und der Glaube war ausgelöscht in Andalusien. So stand es im Schicksalsbuche geschrieben.



Andrea Navagero.

Andrea Navagero, einer der hervorragendsten in der Reihe jener ausgezeichneten Männer, welche die Wiedererweckung der Wissenschaften des klassischen Altertums zu ihrer Lebensaufgabe machten, ist der Gegenwart nicht so allgemein bekannt, wie es seinen Verdiensten angemessen sein würde. Jeder Kunstfreund kennt zwar das herrliche, ihn darstellende, im Museum zu Madrid befindliche Gemälde von Rafael, welches in einer venetianischen, im Palast Doria zu Rom aufbewahrten Kopie (auf derselben Tafel befindet sich auch noch das Porträt Beazzanos) allgemein bekannt ist; aber die meisten werden nichts weiter darüber wissen, als daß es einen vornehmen Venetianer vorstelle. Navagero war indessen nicht nur ein eifriger Förderer der humanistischen Studien, sondern auch ein eleganter Dichter in lateinischer Sprache und Verfasser verschiedener geschätzter Werke, von denen leider einige besonders wichtige nicht auf uns gekommen sind. Zudem widmete er sich mit Eifer den Staatsgeschäften und nahm hohe Stellungen im Dienste der Republik ein.

Er wurde im Jahre 1483 in der Lagunenstadt geboren. Seine Eltern waren Bernardo Navagero und Lucrezia Polana. Beide stammten aus alten Familien, von denen die der Frau die noch ältere war. Andrea zeigte früh einen glänzenden Geist, besonders ein starkes Gedächtnis, so daß er ganze Werke von Dichtern auswendig recitiren konnte. Er war den Studien so ergeben, daß er alle anderen Vergnügungen verschmähte; sein Lehrer hieß Antonio Sabellico. Zur Fortsetzung seiner Studien begab er sich nach Padua, wo er eifrig Griechisch trieb und die Oden des Pindar, den er vor allen bewunderte, eigenhändig abschrieb. Hier schloß er Freundschaft mit Kaspar Contarini, Pietro Bembo und Girolano Tracastoro. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit lateinischen Schriftstellern und Dichtern und mit der Reinigung der Texte, hauptsächlich des Cicero.

Für seine Vaterstadt hatte er eine solche Liebe, daß er, obgleich Ehrgeiz ihm ganz fern lag und er weit mehr die Einsamkeit als den Lärm der Städte liebte, so oft die Republik seine Dienste brauchte, seine Bequemlichkeit opferte. Aber, wenn er irgendwie Ruhe von den Geschäften gewinnen konnte, so floh er sogleich vom Gerichtshof entweder auf das reizende Landgut, das er auf der so nahe bei Venedig gelegenen, auch durch den Pinsel der venetianischen Maler, besonders seines älteren Zeitgenossen Gian Bellin verherrlichten Insel Murano besaß, oder in das Friaul und an den Gardasee. Die ländliche Ruhe war ihm über alles teuer. Eine Zeit brachte er in Rom zu besonders im Umgang mit Bembo und Subellico; hier studirte er eifrig die Reste des Altertums; doch verachtete

er auch die leichteren Studien nicht, denn über Gemälde, Zeichnungen und Musik fällte er ein treffendes Urteil. Aber das zu leidenschaftliche Studium schadete seiner Gesundheit, so daß er in einen Zustand von Melancholie fiel und deshalb die Bücher beiseite werfen mußte. In jener Zeit lebte er in vertrautem Verkehr mit Bartolommeo Liviani, dem er später eine Leichenrede widmete. Genesen, gab er sich wieder ganz den Wissenschaften hin. Einige Zeit vorher hatte ein Grieche, Bessarion Nicenus, der vom Papst den Kardinalshut erhalten, in seinem Testament seine Bibliothek der Stadt Venedig vermacht. Diese, welche der Senat dem Satellico anvertraut hatte, wurde nach dem Tode des letzteren der Obhut des Navagero übergeben, unter der Bedingung, die Geschichte der Stadt zu schreiben, Aemter, die später Pietro Bembo erhielt. Seine ganze Geschichte hatte Navagero in zehn Bücher geteilt, indem er mit der Ankunft Karls VIII. in Italien begann. Er befahl jedoch, in der Meinung, sein Werk sei wegen seines Mangels an Muße bei dessen Ausführung nicht zu gehöriger Reife gediehen, in einem Testament, daß es verbrannt würde. Auch eine Lobrede auf die Königin von Cypern, Catharina Cornaro, ging auf diese Weise zu Grunde.

Im Jahre 1523 wurde Navagero von der Republik zum Gesandten bei Karl V. ernannt und begab sich mit Lorenzo Priuli auf den Weg. Noch ehe sie die Reise vollendet, fiel Franz I. in die Lombardei ein. Der Senat war schon willens, die Gesandten wieder zurück zu rufen, als unerwartet Franz bei Pavia geschlagen wurde und selbst in die Gefangenschaft der Feinde geriet. Daraufhin erhielten die Gesandten Befehl, sich direkt zu Karl zu

begeben. Durch diese Gesandtschaft ward Navagero etwa vier Jahre von seinem Vaterlande und seinen Freunden ferngehalten und vollführte das übernommene Amt mit ausgezeichneter Tüchtigkeit. Aber da die italienischen Fürsten, welche die zu große Macht des Kriegers fürchteten, einen Bund mit dem wieder frei gewordenen Franz I. geschlossen und dem Kaiser den Krieg erklärt hatten, wenn er nicht den von ihnen gemachten Bedingungen zustimmte, wurden nach langen vergeblichen Verhandlungen die Gesandten entlassen.

Auf der Reise nach Spanien machte Navagero zu Granada die Bekanntschaft des schon jung berühmt gewordenen, im Jahre 1500 geborenen Dichters Boscan, der aus Catalonien gebürtig und in dem vor den Thoren Barcelonas gelegenen Dörfchen Gracia ansässig war. Der Verkehr der beiden Männer sollte einen umgestaltenden Einfluß auf die spanische Poesie, besonders auf deren Versformen haben. Boscan selbst berichtet in dem Vorwort zum zweiten Bande seiner Werke: „Als ich eines Tages in Granada mit Navagero zusammen war und mit ihm über Wissenschaften und Poesie, besonders auch darüber, wie verschieden viele Sprachen seien, sprach, sagte er zu mir, warum ich nicht in kastilianischer Sprache Sonette und andere Versformen, welche von den guten Dichtern Italiens angewandt würden, versuchte. Und er sagte mir das nicht nur so obenhin, sondern bat mich ernstlich, ich möchte es doch thun. Ich reiste wenige Tage nachher nach Hause ab, und während ich auf der Länge des einsamen Weges über manche Dinge nachsann, erinnerte ich mich verschiedentlich an das, was Navagero gesagt

hatte. Und so begann ich denn, mich in dieser Gattung von Versen zu versuchen. Ich fand anfangs dabei einige Schwierigkeit, weil sie sehr künstlich und in vielen Punkten von der unsrigen verschieden ist. Aber als es mir nachher, vielleicht durch die Vorliebe, die man immer für eigene Produktionen hegt, schien, daß dies mir gut zu gelingen anfinge, fuhr ich nach und nach fort, mich eifrig damit zu beschäftigen. Doch dies genügte nicht, zu bewirken, daß ich viele Fortschritte in meinem Versuch machte, wenn nicht Garcilaso mit seinem Urteil, das nicht nur nach meiner Meinung, sondern nach derjenigen aller Welt maßgebend ist, mich in meinem Streben bestärkt hätte. Und wie er so oft meinen Vorsatz lobte und mich durch sein Beispiel noch mehr ermutigte, indem er auch diesen Weg betrat, gelang es ihm zuletzt, mich zu bestimmen, daß ich meine müßigen Augenblicke ernster hiezu verwandte." Boscan fährt hierauf fort, diese neue Versart eigne sich für jeden Stoff, sei er nun ernst oder scherzhaft, erhaben oder niedrig, und nennt die großen Dichter, die sie angewandt, Dante und Petrarca; dann sagt er: „So ist denn diese Art von Versen, sowohl durch ihren eigenen Wert, wie durch die Autorität der Alten und Neueren, die sie gebraucht haben, nicht nur würdig, von einer so schönen Sprache, wie die kastilianische ist, aufgenommen, sondern auch in ihr allen anderen gewöhnlichen Versen vorgezogen zu werden."

Ob der genannte Garcilaso auch mit Navagero in persönliche Berührung gelangte, ist fraglich, aber dem Einfluß des letzteren, wenn auch erst durch Boscans Vermittlung, ist es zuzuschreiben, daß Garcilaso, entschieden ein größerer Dichter als sein catalonischer Freund, die

schönsten seiner Poesien in italienischen Versformen geschrieben hat. Unter ihnen ragt besonders hervor die berühmte Ecloge, in welcher zwei Hirten in einem Wettgesang, der eine die Untreue, der andere den Tod seiner Geliebten betrauern und die an Boscan gerichtete, am Fuße des Aetna geschriebene Epistel in Terzinen. Wie Boscan, gleich fast allen spanischen Dichtern jener Zeit, schon früh in ein bewegtes Kriegerleben hineingerissen worden war, so hatte sein jüngerer Freund eine noch abenteuerlichere Heldenlaufbahn. Zu Toledo aus alter vornehmer Familie geboren, war er bereits als Jüngling unter die Fahnen Kaiser Karls V. getreten. Bei der Belagerung Wiens durch Sultan Soliman war er unter den Verteidigern dieser Stadt, welche das türkische Heer zurücktrieben. Bei dem verunglückten Unternehmen Karls gegen Tunis ward er zweimal verwundet und starb dann erst dreiunddreißig Jahre alt zu Nizza durch eine Wunde, die er zwischen Marseille und Frejus bei der Einnahme eines Kastells erhielt.

Ein dritter Spanier, zugleich ausgezeichnet als Staatsmann, Geschichtsschreiber und Dichter, welcher durch Navagero direkt, oder mittelbar durch Boscan veranlaßt wurde, in italienischen Versformen zu dichten, war Diego Hurtado de Mendoza, geboren 1503 zu Granada. Dieser, der schon als Student der Universität Salamanca den köstlichen Schelmenroman „Lazarilla de Tormes“ verfaßt hatte, wurde bereits in jungen Jahren Gesandter bei der Republik Venedig und ward vermutlich hier oder bei der Anwesenheit Navageros in Barcelona von letzterem für die Anwendung des Sonetts, der Canzone und der Terzine

gewonnen. Besonders in letzterer Form excellirte er, und seine berühmte Epistel an Boscan, in welcher er diesem von dessen häuslichem Glück und den Reizen der jungen Gattin spricht, zeichnet sich durch Weichheit der Empfindung und Farbenschmelz der Bilder aus.

Kaum hatte Navagero nach Beendigung seiner spanischen Reise die Heimat erreicht, als ihm ein neues Geschäft auferlegt wurde, nämlich eine Mission an König Franz. Er eilte deshalb nach Frankreich; sein Auftrag war, den König zu bestimmen, daß er sogleich nach Italien mit einem Heere eile, die Macht des Kaisers zu brechen. Doch als er vor dem König erschienen und höchst ehrenvoll aufgenommen worden war, wurde er in Blois an der Loire von einem Fieber befallen und starb nach wenigen Tagen im Mai 1529 im Alter von sechsundvierzig Jahren. Seine Totenfeier wurde, da der König ihn tief betrauerte, im Beisein vieler Großen gehalten. Venedig aber ward bei der Nachricht seines Todes von tiefster Betrübnis erfüllt.

Pietro Bembo schrieb in einer Epistel auf seinen Tod: In vielen Jahrhunderten würde Venedig keinen Mann wie ihn besitzen, und in einem Briefe vom 15. Mai 1549: „Ich habe nie gezweifelt, nachdem ich Eure Nachricht über die Erkrankung unseres Meisters Andrea erhalten, daß ich von Euch von Stunde zu Stunde die erwarten müßte, welche mir die Nachricht seines Todes brächte, und dies aus dem Grunde, den ich damals Euch schrieb, dieser Mann sei zu vortrefflich, um in unseren elenden und feindlichen Tagen zu leben. Darum habt Ihr meine Trauer durch diese Nachricht nicht vermehren können, denn den

unendlichen Schmerz habe ich später jeden Tag, jeden Augenblick, jede Stunde gefühlt. O Schicksal, wie schuldvoll, wie grausam, wie schrecklich bist du, daß du so unerwartet uns jenen erlauchten, so fruchtbaren, so lebhaften und seltenen Genius geraubt hast, und das gerade zu der Zeit, als er begann, von seinen Mühen einige Frucht zu sammeln. Aber nicht nur sich selbst, seiner Familie, seinen Freunden, sondern besonders seinem und unserem Vaterlande raubtest du ihn, über dessen Trauer ich mich nicht wundere, denn es sind nicht nur viele Jahre, sondern viele Jahrhunderte, daß dieses keinen größeren Wohlthäter, keinen echteren Ehrenmann als ihn verloren hat. O trügerische Welt, wer wird dir noch glauben, oder wer wird dir vertrauen! Doch ich will Euern Schmerz nicht mit meinen Klagen vermehren, und ich habe eher Lust zu weinen, als eine lange Klage zu schreiben." Raunusio veranlaßte einen Senatsbeschluß, nach welchem des Navagero und Francastoro Bildnisse, in Erz ausgeführt, an einer hervorragenden Stelle in Padua aufgestellt werden sollten.

An die prächtigen Gärten, die Navagero auf der Insel Murano besaß und zu seinem Lieblingsaufenthalte machte, hat sich nur das Andenken erhalten. Sein Geburtshaus liegt an der Riva degli Schiavoni an der Brücke della Pieta. Am Brunnen des Hauses ist das Wappen der Familie noch zu sehen. Irrtümlich wird das Haus durch eine Gedenktafel als Palazzo Molin della due Torri bezeichnet, den Petrarca von der Republik zum Geschenk erhalten hatte, der sich jedoch an der Stelle des Hospizes del Segoloro (jetzt Kaserne) befand und bei dessen

Erbauung niedergerissen wurde. Die Familie Navageros starb im Jahr 1742 aus.

Navageros Beschreibung seiner Reise nach Spanien ist ein ungemein interessantes Buch, und nicht leicht möchte ein gleich eingehender Bericht über dieses Land und seine Merkwürdigkeiten aus gleich früher Zeit vorhanden sein. Man darf nicht vergessen, daß die großen Schriftsteller und Dichter Spaniens sämtlich erst geraume Zeit nach Navageros Tode geboren sind; selbst der älteste unter diesen, Cervantes, erst achtzehn Jahre später. Die dichterische Thätigkeit des Lope de Vega begann erst etwa fünfzig, die des Calderon achtzig Jahre nach seinem Ableben. Navagero war schon ein Knabe von neun Jahren, als Granada den Mauren abgenommen wurde, und darum ist seine ausführliche Beschreibung dieser Stadt und ihrer arabischen Bauwerke überaus wichtig, denn er sah dieselben großenteils noch in wohlerhaltenem Zustand. Er war dort, bevor Karl V. den Bau seines unvollendet gebliebenen Palastes auf der Alhambra begann, und es geht aus demselben hervor, daß die oft wiederholte Angabe, ein Hauptteil des arabischen Schlosses sei wegen dieses neuen Baues niedergerissen worden, völlig falsch ist, denn alle die berühmten Säle, Höfe und Brunnen, die er schildert, sind noch heute vorhanden. Wenngleich der Granada gewidmete Abschnitt der interessanteste des Buches ist, so haben doch auch diejenigen, welche Sevilla, Toledo, Barcelona und andere Städte behandeln, hohen Wert. Der Viaggio unseres Venetianers scheint ein keineswegs für die Veröffentlichung bestimmtes Reisejournal zu sein, wie es denn auch erst geraume Zeit nach seinem Tode in Druck kam. Hieraus

erklärt sich, daß es mit großer Nachlässigkeit geschrieben ist und im Stil weit hinter den lateinischen Werken des Verfassers zurücksteht; indessen erheben sich einzelne Partien über die anderen, und seine Naturschilderung der Umgegend von Granada zeigt einen Schmelz der Farben, wie man ihn wohl nicht leicht in einem Reisewerk aus jener Zeit findet.

Die Reisebeschreibung Navageros erschien zum erstenmale zu Venedig im Jahre 1563 unter dem Titel: Viaggio fatto in Ispagna ed in Francia da Andrea Navagiero alla cesarea maestà di Carlo V. In der Dedikation dieser Ausgabe an Msgr. Abate Marchese Lepido Malaspini sagt Domenico Farri, der Herausgeber und Buchdrucker derselben: „Dieses Buch enthält eine herrliche Reise, die schon vor langen Jahren von dem erlauchten Messer Andrea Navagero, dem beredten Gesandten bei Seiner kaiserlichen Majestät, dem großen Karl V., im Auftrag des hochwürdigen Senates von Venedig gemacht wurde. Damit Ew. Gnaden eine genaue Kenntnis dieses Werkes haben können, teile ich Ew. Gnaden mit, daß diese Schrift früher in die Hände des erlauchten Giambattista Rannusio, der Sekretär des erlauchten Rats der Zehn war, kam, und dann, nachdem sie in die Hände seines Sohnes Paolo gekommen, dieser sie mir mitgeteilt hat. Da ich nun wünschte, es herauszugeben, damit es auch anderen Lesern zugänglich werde, erinnerte ich mich sogleich Euer Gnaden. — Diese Beschreibung ist so schön verfaßt, in so anmutiger und meisterhafter Weise komponirt, daß, wenn Sie, erlauchter Herr, die ergötzliche Erzählung der Reise hören, Sie glauben werden, die Süßigkeit jenes Vogels,

der Schwan heißt, zu hören, wenn er dem Tode nahe ist. Denn weder klarer, noch in gewichtigerer und reinerer Sprache hätten mit der Tinte die weißen Blätter dieser Reise des genannten Gesandten bemalt werden können."

Ich gebe nun einen Auszug aus Navageros Reisebeschreibung, in welchem ich vieles Unwichtige und Ermüdende übergehe, namentlich auch mehrenteils die Angabe der Entfernung von Ort zu Ort. Daß noch einiges Unerhebliche stehen blieb, war meistens dadurch bedingt, daß sonst der Zusammenhang zerrissen worden wäre. Seltsam erscheinen die Kreuz- und Querzüge des Venetianers, die so weit von den jetzt üblichen Reiserouten abweichen und wohl meistens aus dem unsicheren Zustande des von Räuberbanden heimgesuchten Landes, auch aus der schlechten Beschaffenheit der Wege, namentlich in gebirgigen Gegenden, erklärt werden müssen.

Verschiedene auffallende Unrichtigkeiten, von denen ich einige, keineswegs alle, in Anmerkungen hervorgehoben habe, sind vielleicht auf Rechnung eines gedankenlosen Abschreibers zu setzen. Das Tagebuch, das der Verfasser vielleicht nie wieder durchgesehen, mag sehr unleserlich geschrieben und in verworrenem Zustande gewesen sein.

Navagero sagt zu Anfang seiner Reisebeschreibung, er sei am 10. Oktober des Jahres 1523 durch den großen Rat von Venedig zum Gesandten bei Kaiser Karl V. in Spanien ernannt worden, wohin auch der erlauchte Lorenzo de Priuli abgegangen. Er reiste sodann am

14. Juli 1524 ab, sein Kollege erwartete ihn im paduanischen Gebiet. Seine Reise ging aus verschiedenen Ursachen anfänglich sehr langsam vorwärts. In Parma, wo er am 30. ankam, hemmte ihn die furchtbare Pest, die im ganzen Gebiet von Mailand, Genua, Piacenza und an anderen Orten herrschte; dort blieb er bis zum 2. Oktober, während welcher Zeit sein Begleiter Priuli so krank wurde, daß er allein weiter reisen mußte. Da es nun wegen der Pest unmöglich war, zur Einschiffung nach Genua zu gehen, wandte er sich nach Livorno und sah in Barrè „jenes Feuer, das sich nicht durch Wasser löschen läßt, sondern nur durch Wind und wunderbar anzuschauen war.“ „Am 13.,“ fährt er fort, „kam ich nach Pisa, da ich in Livorno keine gute Ueberfahrt gefunden, und da die französische Flotte unter Andrea Doria, welcher Hugo de Moncada gefangen hatte, sehr mächtig war, und noch der Rückzug des Herzogs von Bourbon hinzugekommen war, sowie ein spanisches Heer aus Marseille und die kühne Ankunft des Königs von Frankreich in Italien, so machte ich Halt, bis die Waffenthat von Pavia eintrat und beinahe der französische Name vernichtet ward, wobei der König selbst gefangen und der ganze Adel von Frankreich entweder getötet oder gefangen wurde. Ich erhielt damals Briefe von der hohen Signoria, daß ich nach Genua gehen sollte, wo ich den erlauchten Herrn Lorenzo, meinen Gefährten, antreffen würde, der unterdessen in Parma völlig wiederhergestellt worden war und den Auftrag erhalten hatte, nach Genua zu kommen. Mit ihm sollte ich von dort aus nach Spanien aufbrechen.“ Teils zu Land, teils zu Wasser gelangte er dorthin. Erst am

6. April konnte er sich dort einschiffen. Die jetzt so leichte und kurze Seereise dauerte wegen eintretender Stürme sehr lange. Nach siebentägiger Fahrt gelang es ihm, in Korsika zu landen, wo er nicht ohne große Gefahr in den Hafen von Calvi einlief. In Calvi feierten alle das Osterfest und beichteten. Am 20. fuhren sie wieder ab und lagen bei Windstille diesen und den folgenden Tag unfern der Insel, indem sie sich sorglich vor Schiffen der Mauren hüten mußten, die in jenen Tagen in der Nähe gesehen worden waren. Zuletzt landeten sie am 24. bei Palamosa in Catalonien, wo sie sich ausschifften, weil das Meer mit Sturm drohte. Nach einigen dort verbrachten Tagen brachen sie nach Barcelona auf, wo sie am 1. Mai eintrafen. „Barcelona ist eine sehr schöne Stadt in herrlicher Lage und besitzt einen großen Ueberfluß an prächtigen Gärten, Myrten, Orangen, Zitronen. Die Häuser sind gut, bequem und aus Stein, nicht aus Erde wie im übrigen Catalonien gebaut. Es liegt am Meere, hat aber keinen Hafen. Es besitzt ein Arsenal, wo früher viele Galeeren waren, jetzt aber keine einzige ist. Brot und Wein gibt es dort nicht viel, aber eine große Fülle von Früchten aller Art. Die Bevölkerung ist nicht dicht, was, wie man sagt, von dem Kriege mit dem König Don Juan wegen seines Sohnes Don Carlos herrührt. Das ganze Land Catalonien hat Ueberfluß an verschiedenen Arten von Bäumen, wie Fichten und anderen wild wachsenden, denn der Boden ist nicht zum Besäen mit Getreide geeignet. Die Einwohner sind der Krone von Spanien unterworfen, doch in der Art, daß sie ihr Gebiet mit drei Konsuln und einer Ratsbehörde verwalten. Sie haben so viele

Privilegien, daß der König ihnen wenig befehlen kann. Von diesen Privilegien und Gewohnheitsrechten sind in Wahrheit viele nicht sehr ehrenhaft; wie die Gewohnheit, daß derjenige, der Lebensmittel in die Stadt bringt, dies, auch wenn er dort einen Menschen umgebracht hat, ungestraft thun kann, und viele andere ähnliche, welche zeigen, daß sie die Freiheit, welche sie haben, mißbrauchen, was man viel mehr Zügellosigkeit als Freiheit nennen kann. Sie lassen sehr große Zölle von allem zahlen, ohne irgend jemand davon auszunehmen, weder Gesandte oder andere, noch selbst den Kaiser. Wenn der Hof dorthin geht, so lassen sie sich die Miete der Häuser auf ganz unverschämte Art bezahlen. — In Barcelona sind sehr schöne Kirchen und einige Nonnenklöster ohne Regel, unter denen dasjenige von Juncheras schön und beachtenswert ist; die Nonnen dieses Klosters gehören zum Ritterorden von Santiago und tragen ein rotes Schwert wie die Ritter; auch können sie sich verheiraten. Nahe bei Barcelona ist ein Berg und ein Promontorium am Meere, welchen sie Monjuich nennen, wovon einige behaupten, es sei derjenige, den Pomponius mons Jovis nennt. Zu Cardona in Catalonien wird auf einem Berge Salz ausgegraben, welches nicht allein weiß ist, wie an anderen Orten, sondern gelb, rot, blau und von allen Farben; gewiß etwas, was man selten sieht. Am 12. Mai gelangten wir von Barcelona nach Molin de Rez und Sanct Andres de la Barca; hier überschreitet man auf einer Fähre den Llobregat, der bei den Alten Rubrikatus heißt. Die Ursache war vielleicht die, daß er rotes Wasser hat, weil er durch ein sehr rotes Terrain hinfließt. Denselben Tag

kommen wir nach Martorell. Den folgenden Tag, als wir diesen Ort verließen, passirten wir über eine Brücke den Fluß Noja, der bald darauf sich in den Llobregat ergießt. Nachher ließen wir zur Linken den Monserrate, wo das berühmte und sehr fromme Kloster unserer Signora di Monserrate ist und die Eremiten oben auf dem Berge wohnen. Dieser wird, weil der ganze Gipfel wie eine Säge ausgezackt ist, Monserrate genannt. — Die Gegend am Fraga, wo ich am 17. hinkam, war zum großen Teil in den Händen von Mauren, und auch in Lerida waren deren viele. Hier endet Catalonien und Fraga ist der erste Ort im Königreich Aragon. — Am 19., als wir von Santa Lucia nach Osera reisten, näherten wir uns immer mehr dem Fluß Ebro, der bei den Alten Iberus hieß. An demselben liegt Osera, welches mit Ausnahme von zwei Häusern ganz von Mauren bewohnt war. — Weiter passirt man über eine große Brücke den Ebro und gelangt nach Saragossa; dieses, welches früher Cäsarea Augusta hieß, ist eine herrliche Stadt am Ebro gelegen, hat sehr schöne Häuser, alle aus Backsteinen gebaut, und eine Straße, die außerordentlich schön ist. Nahe bei dieser Straße ist außer vielen anderen Kirchen die des heiligen Pankratius mit einem prächtigen Kloster, das von der Königin Isabella und dem König Ferdinand erbaut wurde. Auch die Hauptkirche ist sehr schön, sowie noch viele andere. Außerhalb von Saragossa ist ein Palast, beinahe eine Festung, welchen die maurischen Könige gebaut und wo der Vizekönig wohnt. In Saragossa sind sehr viele Adelige. Auch diese Stadt hat wie Barcelona Privilegien; wer hier durchkommt, hat unzählige Zölle, die ohne allen

Grund erhoben werden, zu entrichten; sogar von dem Gelde und von den Ringen, die man bei sich hat, werden solche gezahlt. Die Frauen hier sind schön. Die Gegend um den Fluß herum ist fruchtbar und gut bepflanzt; alles übrige aber sehr öde und unfruchtbar. In der Stadt jedoch herrscht Ueberfluß, so daß man sagt: „Barcelona, das reiche, Saragossa, das satte, Valencia, das schöne." Es gibt dort vortreffliche Früchte, besonders Eicheln. In Saragossa blieb ich bis zum 28. Mai. Das Land ist von hier an sehr öde und man findet keine Wohnung, man sieht gar keinen Baum; aber alles ist voll von Rosmarin und Salbei. — Dann kamen wir nach Aranda durch eine sehr fruchtbare und gut bebaute Gegend; der Grund davon ist, daß der Boden weniger dürr ist, vielmehr viele Quellen hat, die von den Hügeln herabströmen. Das Kastell von Aranda war damals noch ganz von Mauren bewohnt. — Am 31. gelangten wir nach Gomara. Vier Leguas von hier zur Rechten ist Soria, bei welchem noch die Ruinen von Numantia am Duero gesehen werden. — Am 4. Juni gelangten wir nach Guadalajara. Dies ist ein sehr schöner Ort, hat vortreffliche Häuser und unter anderen einen Palast, welcher dem Kardinal Mendoza, Erzbischof von Toledo, gehört, sowie einen des Herzogs von Infantesgo, welcher der schönste in Spanien ist. Es sind dort viele Adelige und der Herzog von Infantesgo kann, obgleich das Land dem König gehört, Herr des Ortes genannt werden. Dieser Herzog lebt mit großem Aufwand, und obgleich er fünfzigtausend Dukaten Einkommen hat, so sind seine Ausgaben doch noch größer. Er hält eine Wache von zweihundert Fußsoldaten und viele

Gewaffnete und eine vortreffliche Musikbande. Auch zeigt er sich in jeder Hinsicht als sehr freigebig. Am 6. Juli von Guadalajara aufbrechend, passirten wir den Fluß Henares über eine große steinerne Brücke, in deren Mitte sich ein Turm befindet, und kamen nach Alcalà de Henares. In Alcalà ist eine Universität, gegründet von Jna Francesco de Ximenes, Erzbischof von Toledo und Kardinal, welcher die genannte Stadt Alcalà sehr verschönerte; hier stiftete er eine Schule, auf welcher die Lektionen lateinisch gehalten werden, nicht wie auf den anderen Hochschulen Spaniens in spanischer Sprache. Er legte dort eine Bibliothek von vielen griechischen, lateinischen und hebräischen Büchern an, baute auch eine Kirche und daneben die schönsten Schulgebäude. Er baute dort auch ein Kloster für Nonnen, wo sich auch viele Mädchen befinden, die noch heiraten können. Außerdem vergrößerte er die Kathedrale bedeutend und baute in der Nähe einen Palast für sich. — Am 7. kamen wir nach Madrid. Auf halbem Wege passirten wir auf einer steinernen Brücke einen Fluß Farama. Madrid ist ein vortrefflicher Ort und liegt in einer schönen Gegend. Es leben dort viele reiche Adelige und Vornehme. Am 8. passirten wir in einiger Entfernung von Madrid den Fluß Guadarama auf einer steinernen Brücke; dann kamen wir nach Illescas, einem recht guten Orte. In Olias mußten mir zwei Tage bleiben, damit eine Wohnung für uns in Toledo eingerichtet würde. Am 11. zogen wir dann in Toledo ein, wo der Kaiser und der Hof waren. Der Kaiser befahl, daß uns bei unserer Ankunft der Admiral von Indien, welcher ein Sohn des Columbus war, und der Bischof

von Avenea empfangen sollte; außer diesen kam auch ein großer Teil der italienischen Gesandten. Die Stadt Toledo liegt auf einem steilen Felsen, beinahe auf drei Seiten vom Fluß Tajo umgeben; der Teil, wo der Fluß nicht vorbeifließt, ist durch den steilen Absturz des Felsens sehr fest. Aber vor demselben liegt unten eine Ebene, welche die Vega heißt; zu allen anderen Seiten sind, wenn man den Fluß überschritten hat, Berge und rauhe Felsen, die höher sind als der Berg, auf welchem die Stadt liegt. Daher ist dieselbe, wenn auch auf der Höhe gelegen, weil sie zu allen Seiten von noch höheren Bergen überragt ist, etwas gedrückt und so zusammengedrängt, daß im Sommer dort eine arge Hitze herrscht, welche von jenen Bergen zusammengepreßt wird; dagegen im Winter ist's dort sehr feucht, weil die Sonne nicht viel hineinscheint, und wegen der beständigen Ausdünstung des Flusses, und besonders weil der ebene Teil, die sogenannte Vega, nach Norden liegt. Die Berge bei Toledo sind alle sehr steinig, steil und baumlos. Der Fluß Tajo entspringt in Aragon nicht weit vom Talagut, wo Bilbilis, die Heimat des Martial, gelegen haben soll. Sodann, nachdem er nach ziemlich langer Zeit in die Nähe der Stadt Toledo gekommen ist, findet sich eine kurze Zeit lang eine Ebene, Huerta del Rey genannt, welche, weil sie ganz mit Norias, das heißt Wasserrädern, bewässert wird, die das Wasser aus dem Fluß schöpfen, reich mit Bäumen und Früchten besetzt, wie auch sorgfältig bearbeitet und in Gärten umgewandelt ist. Aus diesen erhält die Stadt alle die Naturalien, die sie gebraucht, besonders Cardoni, gelbe Rüben, Berengenes (französisch Aubergin, Eierpflanze), die

dort viel gebraucht werden; die gelben Rüben geben sie viel den Pferden und Maultieren. In dieser Ebene ist ein alter, in Ruinen liegender Palast, von welchem sie sagen, er habe der Galiana, Tochter eines maurischen Königs, gehört; von ihr wird vielerlei Geschichtliches oder Fabelhaftes aus der Zeit der französischen Paladine erzählt. Aber wie sich dies auch verhalte, das Gebäude verrät, daß es ein schöner und in anmutiger Gegend gelegener Palast gewesen. Nachdem er die Ebene durchströmt hat, nähert sich der Fluß der Stadt und tritt zu ihr durch rauhe Berge, nämlich zwischen jenem, auf welchem Toledo liegt, und den anderen zur andern Seite des Flusses. Nachdem er die Stadt umflossen, läßt er ein anderes Stück Ebene zur Rechten, was die Vega ist. Auch hier sind nahe am Fluß viele Gärten, die auch durch Schöpfräder mit Wasser des Tajo befruchtet werden; der übrige Teil der Vega ist ohne Wasser und Bäume. Eine Zeit lang, nachdem der Fluß in die Berge eingetreten ist, sieht man dort die Reste eines alten Gebäudes, welches errichtet ist, um Wasser aus dem Fluß zu schöpfen und es bis zur Höhe der Stadt zu heben, damit man dort bequem Wasser haben könne. Der Kaiser hat befohlen, daß jetzt von neuem dasselbe geschehe. Etwas weiter sieht man auch noch Reste eines Aquäduktes, durch welchen das Wasser nach der andern Seite des Flusses geleitet wurde. In der Vega sind auch noch Ueberreste eines sehr großen Zirkus zu sehen und einige gleichfalls antike Ruinen. Die Stadt ist ganz uneben und die Straßen sind sehr eng, und es ist kein Platz da, außer ein sehr kleiner, der Zoccodover heißt. Die Form der Stadt ist nahezu rund, nur wenig

länglich, und ganz auf dem Berge gelegen. Ihre Länge geht von Osten nach Westen, das ist, vom Alkazar nach dem Thor del Cambron. Sie hat zwei Brücken über den Fluß, eine, welche nach der Huerto del Rey führt, die Brücke von Alcantara, zu deren rechter Seite jenseits des Flusses ein in Ruinen liegendes Kastell ist; die andere, die Brücke San Martino, jenseits von San Juan de los Reies und Sant Agostino. Außer denen, welche zu diesen beiden Brücken führen, hat sie noch zwei Hauptthore, das eine heißt das Thor von Visagra, das nach Olios führt, das andere das Thor von Cambron, das nach der Vega führt. Der Umkreis der Stadt kann dreieinhalb bis vier Miglien betragen; da sie an einem Ort von vielen Erhöhungen und Niederungen liegt und niemals eben ist, so ist sie größer als sie scheint und sehr dicht bevölkert, ohne irgend einen leeren Platz, ohne Gärten im Innern, weil in Wahrheit eine starke Bevölkerung darin ist. Es sind viele gute Häuser da und so viel bequeme Paläste, wie vielleicht nirgends sonst in Spanien, aber alle von außen sehr einfach und ohne Prunk. Sie haben alle Ecksteine, einige Teile sind aus Hausteinen oder aus Backsteinen, der ganze Rest aus Erde nach spanischer Art. Balkone gibt es wenige und nur sehr kleine, dies wegen der Hitze und Kälte; die meisten ihrer Säle haben kein anderes Licht als durch die Thüre. Der Hof ist in der Mitte, und dann sind die vier Viertel eingeteilt, wie es ihnen passend scheint. Toledo hat einige schöne Kirchen, unter diesen ist die Kathedrale sehr schön und groß, voll von Kapellen und überreich mit Messen versehen, welche von Vornehmen, die dort ihre Gräber haben, gestiftet

sind. Das Haus des Erzbischofs ist unmittelbar neben der Kirche und sehr schön. Das Erzbistum hat achtzigtausend Dukaten jährliche Einkünfte, aber vielleicht hat die Kirche selbst nicht weniger Einnahme. Der Erzdiakon hat sechstausend Dukaten jährlich, der Dekan drei- bis viertausend, und ich glaube, daß es zwei gibt. Canonici sind viele da, sie haben höchstens achthundert Dukaten jährlich. So sind die Herren von Toledo, und sonderlich der Damen, die Priester, welche sehr schöne Häuser haben und stolz darauf sind, daß sie das herrlichste Leben von der Welt führen, ohne daß sie irgend einer dafür tadelte. Der Schatz dieser Kirche ist auch sehr reich, voll vielfachen Schmuckes und anderer Herrlichkeiten, welche von verschiedenen Königen und Erzbischöfen hinterlassen worden sind. Es sind viele goldene Teppiche da mit vielen Perlen und Edelsteinen, und unter anderen eine Custodie oder ein Tabernakel, um den Leib Christi zu tragen, ganz von Gold und Silber mit eingesetzten Steinen, die auf dreißigtausend Dukaten geschätzt werden, unstreitig ein prächtiges Kleinod. Alles in allem ist diese Kirche die reichste in der ganzen Christenheit. Unter den Edelleuten von Toledo sind nur wenige, die ein großes Einkommen haben; aber statt dessen haben sie Ueberfluß an Stolz, oder, wie sie sagen, Phantasie, an welcher sie so reich sind, daß, wenn das Vermögen ebenso groß wäre, die ganze Welt nicht gegen sie in Betracht käme. Viele der Vornehmen haben Paläste in der Stadt, welche sie bisweilen bewohnen, wie der Marques von Villena, der Graf von Zifuentes und viele andere. — Außerhalb Toledos sind einige Klöster, darunter besonders zwei sehr schöne; das eine heißt las Islas und gehört

den Hieronimiten. Darin ist ein schönes Gewässer, von vielen Bäumen umgeben, was in diesem Lande etwas Seltenes ist. Das andere gehört den Mönchen von San Bernardo und führt auch diesen Namen. Auch dieses hat einen hübschen Teich. — In der Zeit der Communidades wurde Toledo lange belagert und widerstand dem Kaiser energisch, dazu aufgestachelt von dem Bischof von Zamora und Juan de Padilla, welchem letzteren, nachdem er ihn besiegt, der Kaiser das Haupt abschlagen ließ und seinen Palast zerstörte; zugleich auch gebot er, daß auf dem Platze kein Haus wieder errichtet werden dürfe. So ist jetzt der Platz, wo diese Wohnung stand, durch einen Stein bezeichnet, auf welchem alles Geschehene und vom Kaiser Befohlene angegeben ist. Donna Maria de Padilla, seine Gattin, floh nach Portugal, wo sie sich noch befindet; und der Kaiser hat bis heute ihr nie vergeben, indem er sagte, von ihr sei der Gatte veranlaßt worden, so zu handeln, wie er that, wie das auch wahr ist. Am Hofe von Toledo verweilte ich vom 11. Juni 1525 bis zum 24. Februar 1526, acht Monate lang und mehr. Nachdem der Kaiser den allerchristlichsten König freigegeben und die Friedenskapitulationen in Madrid abgeschlossen hatte, beschloß er nach Sevilla zu gehen, weshalb ich am 24. Februar nach Sevilla auf dem Wege über Nuestra Donna de Guadalupe aufbrach. Auf halbem Wege nach Torijos passirt man einen Fluß, welcher Guadarama heißt, auf einer steinernen Brücke, welcher Fluß bald darauf sich in den Tajo ergießt. In Torijos ist eine schöne Kirche der Hiernonimiten, erbaut von der Witwe des Cardines, einer Schwester des Admirals, welche Teresa Henrices heißt, und einen Sohn

hat, der Adelantado von Granada ist. Sie ist sehr alt und gibt ihrem Sohn wenig von ihren Einkünften, von denen sie das meiste für Klöster und zu andächtigen Zwecken verwendet, weshalb ihr Sohn, der selbst auch schon alt ist und viel Verlangen nach den Einkünften hat, die ihm seine Mutter vorenthält, nicht unwitzig sagt, wenn er gefragt wird, wie es ihm gehe, er habe ein neues Leiden, welches sonst die Männer nicht treffe, nämlich Mutterwehen. Am 25. kamen wir nach Carmena, Cabolla und Talavera. Bei Talavera überschreitet man auf einer steinernen Brücke einen Fluß, der Alverco heißt und nicht weit davon sich in den Tajo ergießt. Die Stadt Talavera liegt über dem Tajo und ist ein vortrefflicher Ort; sie hat eine Brücke über den Fluß und man sieht dort ein Stück einer alten Mauer, in der Mauer ein altes Thor und eine viereckige Platte, auch Ueberbleibsel von Bädern sowie einige Inschriften auf alten Steinen, von denen viele nicht mehr lesbar sind, doch erkennt man noch den Namen GN. POMPEO. Sechs Miglien davon ist ein Ort, welcher das alte Talavera genannt wird, wo noch eine große antike Mauer und andere Altertümer vorhanden sein sollen; aber ich habe sie nicht gesehen, da ich nicht dort war. Ich habe in Talavera bemerkt, daß fast alle Mauern des Orts aus den Quadern der alten Mauern gebaut sind. In Talavera ist ein sehr schönes Kloster der Hieronimiten. — Am 28. kamen wir nach Guadalupe. Ein großer Teil dieses Weges führt durch rauhe Berge. Guadalupe ist ein Kastell inmitten eines fruchtbaren und wasserreichen Thales; dort ist eine sehr schöne und fromme Kirche der heiligen Jungfrau mit einem herrlichen Kloster der Hieronimiten. Sie liegt

nicht fern von den Grenzen von Portugal. Deshalb kommt sowohl aus diesem Königreich, wie aus allen anderen Reichen von Spanien eine große Menge Volks aus Andacht dorthin. Das Kastell, ebenso wie das Kloster, gehört ganz den Mönchen, welche ein sehr großes Einkommen haben sollen. — Am 6. März nach Guadalcanal; auf dem Wege passirt man zwei Ströme, den Molincete und den Sotillo. Es ist auch ein anderes Gewässer da, welches Alcanal heißt, wonach der Ort genannt ist. Nach Cazalla. Guadalcanal und Cazalla sind zwei große Orte von mehr als tausend Einwohnern jeder. Diese sind überreich an sehr guten Weinen und liegen in einem Teil der Sierra Morena, welche die Sierra Constantina heißt, und in welcher ein Ort Constantina liegt. Dieses ganze Land von Guadalupe nach Ana und von Ana nach diesem Landstrich heißt Estremadura. Die Sierra Morena ist das Gebirge Mariani montes. Am 7. stiegen wir vom Gebirg hinunter nach Monte Ziglio und Cantillana. Auf dem Wege passirt man den Fluß Guiar, welcher bei Cantillana in den Guadalquivir oder Baetis fließt. Am 8. passirten wir den Guadalquivir auf einer Barke, und indem wir Carmona zur Linken sahen, einen Ort, der fünf Leguas von Sevilla liegt, gingen wir nach Sevilla. Sevilla ist eine Stadt, welche ganz in der Ebene liegt, auf der linken Seite des Baetis; sie kann vier bis fünf Miglien im Umfang haben. Sevilla hat mehr von den Städten Italiens als eine andere Stadt Spaniens; sie hat breite und schöne Straßen, aber die meisten von den Häusern sind nicht sehr gut. Es sind jedoch einige Paläste dort, wie ich deren keine schöneren in ganz Spanien gesehen. Im Innern

der Stadt sind viele Gärten, auch nicht wenig leeres Feld, denn es ist eine wenig bewohnte Stadt, welche geringe Bevölkerung hat. Es hat einige schöne Kirchen, besonders die Kathedrale, welche herrlich und größer als die von Toledo, aber nicht so voll von Schmuck und nicht so reich ist. Die Canonici von Sevilla haben jedoch noch jeder jährlich vierhundert bis fünfhundert Dukaten. Bei der Kirche ist eine Art von Kreuzgang oder großer Hof, welcher mit der Kirche verbunden ist, so daß das Ganze als ein Gebäude erscheint. Ringsherum sind Säulenhallen und Kapellen, unter anderen eine, in welcher der Körper des heiligen Königs (San Fernando) ist, welcher, wie behauptet wird, einen wunderbaren Geruch ausströmt; in der Mitte ist ein sehr schönes Orangenwäldchen mit einer Springquelle. Rings um das Gebäude, den Kreuzgang und die Kirche, sowohl vor der Fassade, als zu einer Seite außen, ist ein sehr breiter Aufgang von Marmorstufen, der ganz durch Ketten verschlossen ist und auf die Straße hinabführt. Hier spazieren den ganzen Tag viele Edelleute und Kaufleute umher, und es ist der schönste Versammlungsort von Sevilla. Er heißt Las Gradas. In der Straße und auf dem Platze vor der Kirche ist auch beständig viel Verkehr von Menschen. Dort werden viele Einkäufe gemacht und es ist eine Art von Markt. Nahe bei der Kirche ist ein Campanile, ein sehr schöner und hoher Turm mit gewaltigen Glocken versehen; man steigt auf einer sehr ebenen Treppe ohne Stufen hinauf, wie die des Campanile in Venedig. Aber sie ist bequemer und heller. Hinter der Kirche, nicht weit entfernt ist der Alkazar, welcher, ein ehemaliger Palast der Mauren, sehr reich und in arabi-

schem Stil gebaut ist. Der ganze Bau enthält prächtigen Marmor und durch ihn strömt eine schöne Wassermasse. Er enthält Bäder, Säle und Zimmer in Menge, durch welche alle das Wasser kunstvoll geleitet ist; für den Sommer ist es hier herrlich. Er enthält einen Hof voll sehr schöner Orangen und Limonen; dahinter noch wieder andere Gärten und dahinter wieder einen so dichten Wald von Orangen, daß die Sonne nicht eindringen kann, und es ist wohl kaum etwas Entzückenderes in Spanien. Außerhalb der Stadt sind prächtige Klöster, vor allem auf der Seite, wo die Stadt liegt, das Kloster San Geronimo; es enthält Gebäude und Gärten voll von Orangen, Zitronen und unzähligen Myrten. Auf der andern Seite des Flusses ist das Kloster Las Cuevas, welches den Kartäusern gehört, das wundervoll gelegen ist und Ueberfluß an Bäumen des Südens hat. Der Fluß, welcher dicht beim Garten vorüberfließt, macht ihn besonders reizend, und es liegt dort eine Loggia über dem Wasser; weiter haben die Mönche dort ein fließendes Wasser, so daß es scheint, daß dort nichts an jener vollkommenen Schönheit fehlt, die ein Ort nur haben kann. Die Mönche, welche hier leben, haben schon nicht weit mehr, um ins Paradies empor zu steigen. Bei diesem Kloster ist das ganze Land äußerst fruchtbar. Dort sind nicht enden wollende Orangenwälder, welche im Mai und den ganzen übrigen Teil des Sommers so süßen Duft ergießen, daß es auf der Welt nichts Angenehmeres gibt. Auf jener Seite des Flusses sind, etwas vom Ufer entfernt, höchst fruchtbare Hügel, auch voll von Bäumen des Südens, alles mehr durch die Natur als durch Kunst, denn das Volk ist so

geartet, daß es sich wenig hierum kümmert. Nach jener Seite hin fängt in den Hügeln ein Olivenwald an, welcher mehr als dreißig Leguas weit sich erstreckt. Die Oliven werden ausgezeichnet, und ich gestehe, daß ich in keinem andern Lande ähnliche gesehen. Wenn man die Certosa eine Legua oder mehr passirt hat, so kommt man zu einem andern prächtigen Kloster, Santo Isidoro, wo, wie man sagt, das alte Sevilla lag; aber dies ist falsch, denn Sevilla war immer da, wo es jetzt ist. Noch schöner als dies Kloster sind die unermeßlichen Ruinen dabei. Zu diesen gehört ein nicht sehr großes Amphitheater, welches noch bis heute seine ganze Gestalt und seine Stufen bewahrt hat, aber manche Teile desselben sind zerstört, und alle die Marmor- und anderen Steine, die dort waren, sind fortgeschafft. Man sieht dort auch noch Ueberreste von Tempeln und Bädern, aber nichts hiervon ist so gut erhalten wie das Amphitheater. Sicher ist, daß dort eine Stadt lag.*) Sevilla gegenüber, wenn man auf einer Schiffbrücke über den Fluß geht, liegt ein Teil der Stadt, der gut bewohnt ist und viel Häuser zählt; aber er hat nicht denselben Namen, sondern heißt, als wäre es ein anderer Ort, Triana. Bis zu der genannten Brücke ist der Fluß Guadalquivir selbst für sehr große Schiffe schiffbar; die Flut steigt noch zwei Leguas über Sevilla hinauf, und sie macht den Fluß mit großer Gewalt anschwellen, wodurch es für die Schiffe leicht wird,

---

*) Es ist dies das alte Italika, wegen seiner ausgedehnten Ruinen berühmt und von einem mit Navagiero etwa gleichzeitigen spanischen Dichter Francisco de Rioja in einer vortrefflichen Canzone gefeiert.

hinauf zu kommen. Bevor der Fluß sich ins Meer ergießt, bildet er, indem er sich in zwei Teile zerteilt, einige Inseln, welche groß sind und gute Weide für die Tiere bieten. In diesem Fluß werden viele Fische gefangen, wie Störe, die sie in Spanien Sollas heißen, und andere Arten, aber vor allem eine unendliche Menge von Maifischen oder Elsen; diese werden für sehr gut gehalten und sind in der That viel größer und fetter als die unsrigen und deshalb auch viel besser. Auf der Seite des Flusses, wo Sevilla liegt, sind außen viele Klöster, die alle schön sind, und ebenso viele Gärten, unter den übrigen einer, welcher la Huerta del Rey genannt wird und dem Marques von Tariffa gehört. In diesem ist ein schöner Palast mit einem herrlichen Fischteich und ein ebenfalls schöner Orangenwald. In diesem Garten und noch in anderen habe ich so hohe Orangenbäume, wie bei uns die Nußbäume sind, gesehen. Auf dieser Seite des Flusses, auf der Straße nach Carmona, ist ein Aquädukt, welcher Wasser von Carmona her führt; die Bogen des Aquädukts dauern etwa eine Legua oder etwas weiter außerhalb Sevillas, die übrige Strecke von Carmona bis dorthin kommt das Wasser durch Kanäle bisweilen unter, bisweilen über der Erde. An den Bogen gegen Carmona hin sieht man ein Stück von alter zertrümmerter Substruktion. Das Getreide wird schon im April geerntet, weil die Hitze groß ist, welche in der That ungeheuer wird; auch wenden sie viele Mittel gegen die Hitze an, weshalb der katholische König zu sagen pflegt, es sei gut, den Sommer in Burgos zu sein, den Winter in Sevilla. Ich, als ich dort war, fühlte eine solche Hitze zu Ende des März und April, wie

ich in Italien niemals größere im Juli oder August gefühlt habe. Es ist wahr, daß, wie ich hörte, dieses Jahr ganz ungewöhnlich heiß im Vergleich mit anderen war; der Mai dagegen wurde kühler als nötig, wegen der Westwinde, die einige Tage lang herrschten, welche selbst mitten im Sommer in jenen Gegenden nicht nur Kühle, sondern sogar Kälte hervorrufen. — Es gehen sehr viele der Einwohner nach Indien, so daß die Stadt schlecht bevölkert und beinahe in den Händen der Weiber ist. Nach Indien schicken sie all ihr Getreide und ihren Wein und Jacken, Hemden, Strümpfe, Schuhe und ähnliche Sachen, welche sie bis jetzt dort nicht machen können, woraus sie großen Gewinn ziehen. In Sevilla ist das Haus der Contrataccion de las Indias, wohin alle Dinge gebracht werden, die aus jenen Gegenden kommen; auch können die Schiffe in keinem andern Hafen ausladen. Zur Zeit, wenn die Schiffe ankommen, wird in jenes Haus viel Gold gebracht, aus welchem jedes Jahr viele Münzen geschlagen werden, und der fünfte Teil davon gehört dem König, was gewöhnlich hunderttausend Dukaten sind. Die Kaufleute sagen jedoch, daß in der letzten Zeit weniger Gold einläuft als früher. Dennoch dauert der Verkehr fort, und jedes Jahr kommen Schiffe an, während andere abgehen. In Sevilla sah ich viele Dinge aus Indien und bekam welche von jenen Wurzeln, welche sie Patatas nennen, aß auch welche; sie haben den Geschmack von Kastanien. Ich sah auch eine sehr schöne Frucht, welche sie . . . . . nennen, und ich aß davon, so wie sie frisch hergebracht worden war; nach dem Geschmack ist sie zwischen der Quitte und dem Pfirsich, auch hat sie einige Aehnlichkeit mit der Melone, der Ge-

ruch ist in der That wundervoll. Ich sah dort einige Jünglinge, die bei einem Mönch waren, der in jenen Gegenden gepredigt hatte; sie sollten hier die hiesigen Gebräuche lernen und waren die Söhne von großen Herren in ihrem Lande. Sie waren nach der Art ihres Landes halb nackt, nur mit einer Art von Schurz bedeckt. Sie haben schwarze Haare und ein breites Gesicht mit vorspringender Nase, wie die Circassier; sie zeigten, daß sie gute Geistesgaben hatten, geschickt in allem waren. Aber etwas Merkwürdiges war das Ballspiel, das sie nach der Art ihres Landes aufführten. Der Ball war von einem sehr leichten Holze, und sprang sehr hoch; er hatte die Größe eines großen Pfirsich oder mehr. Sie schlugen diesen Ball weder mit den Händen noch mit den Füßen, nur mit den Hüften, was sie mit solcher Geschicklichkeit machten, daß es wunderbar anzusehen war; bisweilen streckten sie sich ganz auf die Erde, um einen Ball zurückzuschlagen, und alles geschah unglaublich schnell. — In Sevilla ist ein Gemach, welches jeden durch seine Bauart erstaunen muß; alle Wände sind gleich und geweißt, und sie sind mit solcher Kunst gearbeitet, daß, wenn einer an die Wand hinan tritt und, den Mund an sie legend, irgend etwas sagt, sei es auch noch so leise, ein anderer, der das Ohr an die Mauer hält, wo er nun auch sei, versteht, was jener sagt; einer, welcher nahe dabei ist, aber nicht das Ohr an die Mauer hält, hört nichts. Die Herzogin von Medina Sidonia besitzt etwas Bemerkenswertes, nämlich einen schwarzen, weißgefleckten Diener.

Von Sevilla nach der Mündung des Baetis, wo San Lucar de Barrameda ist, sind zwölf Leguas. Von San

Lucar nach Gades fünf Leguas. Wenn man von San Lucar nach Gades geht, so ist Xeres de la Frontera auf dem Wege, welches von den Alten Hasta genannt wurde; dort werden die besten Rosse von Andalusien gezogen. — Wir wohnten in Sevilla in der Straße de los Catalones. Wir fanden, daß dort die Kaiserin zwei oder drei Tage vor uns angelangt war. Der Kaiser kam dann am 10. März an und wurde mit sehr großen Ehren aufgenommen, wie auch vorher die Kaiserin. Alle Straßen waren voll von Triumphbogen mit verschiedenen Sprüchen bedeckt, die sich meistens auf die Hochzeit bezogen. Außerhalb der Stadt zog dem Kaiser eine unzählige Menschenmenge entgegen. In der Stadt ging er zunächst in die Kirche, dann in den Alkazar und in jener selben Nacht heiratete er die Kaiserin in Gegenwart des Kardinals Salviati. Dann wurden viele Tage lang Turniere gehalten, in welchen einigemale der Kaiser kämpfte. Der vornehmste unter den Granden von Sevilla ist der Herzog von Medina Sidonia, der mehr als sechzigtausend Dukaten Einkünfte hat; er ist aus dem Hause Guzman und hat zum Gegner den Herzog von Arcos, der nicht so reich ist, sondern nur etwa fünfundzwanzigtausend Dukaten Einkünfte hat. Diese sind sehr verfeindet gewesen und haben sich gegenseitig viel Schaden zugefügt. Der jetzige Herzog von Medina Sidonia hat nicht gerade viel Verstand und ist zu nichts zu brauchen; man muß ihm alles vorsagen, was er zu sagen hat, wenn er mit jemand spricht. Daher kommt es, daß er, als ihn ein Bischof besuchte, diesen fragte, wie es seiner Frau und seinen Kindern gehe. Er ist mit einer Schwester des Erzbischofs von Saragossa ver-

mählt, einer Nichte des katholischen Königs und einer sehr schönen Frau, welche alles in Gemeinschaft mit einem Bruder des genannten Herzogs leitet; man behauptet, daß sie mehr dessen Frau sei, als die ihres Gatten, und daß seine Söhne von diesem herrühren. Dies um so zweifelloser zu machen, haben sie, wie dies gewiß ist, nachdem die Impotenz des Herzogs festgestellt war und daß er halb blödsinnig und unfähig zur Verwaltung seines Vermögens sei, nachgesucht, daß der Papst Dispensation gebe, daß Frau und Vermögen dem Bruder gehören sollten, daß sie aber den Herzog, so lange er lebe, als Aushängeschild führten. Es ist in Sevilla noch der Marques Tarifa, der dreißigtausend Dukaten Einkünfte hat.

In Sevilla verweilte ich vom 8. März bis zum 21. Mai, zu welcher Zeit wir nach Granada abreisten. Am 21. Mai kamen wir nach Mairena, welches dem Herzog von Arcos gehört. Auf dem Wege sieht man zur linken Seite Carmona, zur Rechten Alcalù de Guadaira. Arcos ist zur Rechten acht Leguas von Mairena. Am 22. in Marchena. Dies ist der Hauptort, den der Herzog von Arcos besitzt und er zieht daraus zwölftausend Dukaten. Dort werden gute leichte Pferde gezogen. Den 23. in Osuna. Osuna gehört dem Grafen von Urenna, welcher damals sehr alt, doch noch ein feiner Höfling war; von ihm ist jener Scherz, er sei wie eine Schenke, daß er wohl Gichtschmerzen bekäme, sie aber nicht lange bei ihm blieben, wie Männer, die umherreisen, in den Schenken einkehren, aber da sie nichts darin zu essen oder trinken finden, gleich wieder aufbrechen und nicht dort bleiben. Nach einigen alten Steinen, die wir dort fanden, erkannten wir, daß

Osuna bei dem alten Urson lag, von welchem im letzten der Kommentare die Rede ist, wo die Ursonenses genannt werden. Auch Plinius spricht davon. Den 24. in Estepa. Dieser Ort liegt etwas außer dem Wege links und hat lauter salzige Brunnen; es ist vielleicht der Ort, den Livius Astapa nennt und der von Scipio Afrikanus eingenommen wurde. Am 25. in Antequera. Ehe man nach Antequera kommt, passirt man auf einer Brücke den Fluß Guadalahorce, durch welchen sie jenes ganze Land bewässern. Dieser Fluß fließt nachher bei Malaga ins Meer, welches zur Rechten nicht sehr weit von Antequera ist. Zur linken Seite von Antequera in Entfernung von fünf Leguas liegt Ecija am Singilis (Genil).*) Zwei Leguas hinter Antequera, wenig abseits von unserem Wege zur Rechten, ist eine bewundernswürdige und sehr große Saline. Es ist eine Höhlung, in welcher viel Wasser fließt, welches durch die Beschaffenheit des Bodens salzig wird und ohne Zuthun des Menschen kristallisirt. Hier wird eine große Menge von Salz gesammelt. — Am 27. in Archidona und Loja. Zwischen Antequera und Archidona auf halbem Wege kommt man bei einem sehr schroffen Berge vorbei, welcher la Penna de los Inamorados heißt, weil zwei Verliebte, ein Christ von Antequera und eine Maurin von Archidona, welche, nachdem sie viele Tage sich auf jenem Berge verborgen hatten, ohne daß sie gefunden werden konnten, später, als sie entdeckt wurden und sich nicht retten konnten, vor dem Gedanken

*) Diese Entfernung ist entschieden falsch angegeben; Ecija liegt vielmehr zwischen Sevilla und Cordova am Ausfluß des Genil in den Guadalquivir.

an Trennung zurückschreckend, lieber zusammen sterben wollten. Nachdem sie sich auf den höchsten Punkt des Berges zurückgezogen, stürzten sie sich nach vielen Thränen und Klagen über ihr Unglück, beinahe schon von ihren Verfolgern erreicht, einander eng umarmend, von dem höchsten Felsen herunter und gaben dem Berg den Namen. Am 27. in Santa Fè. Wenn man Loja verläßt, so geht man eine Zeit lang am Guadagenil entlang, welches der Singilis war. Dann passirt man einen Fluß Namens Guadacacil. Kein besonders guter Ort ist Santa Fè, das vom katholischen König zur Zeit des Krieges von Granada erbaut wurde, da es ihm zugestoßen war, daß, als er mit seinem Lager wegen der Eroberung Granadas dort war, seine Wohnung verbrannte. Er wollte nicht, daß dieser Vorfall die Aufgabe der Einnahme bewirkte, vielmehr ließ er an demselben Orte Häuser erbauen, indem er sagte, er wolle nicht von dort abreisen, ohne Granada eingenommen zu haben, und nannte den Ort Santa Fè. Am 28. in Granada. Auf dem Wege passirt man den Guadagenil, welcher in der Sierra Nevada entspringt und nahe an den Mauern von Granada vorüberfließt. Durch die Mitte der Stadt fließt ein anderer kleiner Fluß Namens Darro. Die Stadt Granada liegt teils auf Bergen, teils im Thal, hauptsächlich aber auf Bergen. Der bergige Teil liegt auf drei von einander geschiedenen Höhen, die eine heißt Albaicin, weil die Mohren von Baeza sich dort niederließen, denen ihr Land von den Christen genommen war. Die zweite heißt Alcazaba, die dritte Alhambra. Dieser Teil ist mehr von den anderen geschieden als die letzteren unter sich, weil zwischen ihm und den zwei anderen ein Thal

liegt, in dem nicht sehr viele Gebäude liegen und durch welches der Darro fließt. Diese Alhambra ist von Mauern umgeben; sie ist wie ein von der übrigen Stadt gesondertes Kastell, welche sie fast ganz beherrscht. Es ist eine große Anzahl von Häusern darin. Aber der schönste Teil des Raumes wird von einem herrlichen Palaste, der den maurischen Königen gehörte, eingenommen. Derselbe ist wahrhaft schön und prachtvoll gebaut, sowohl von feinem Marmor wie anderem Material. Dieser Marmor befindet sich jedoch nicht an den Wänden, sondern am Boden, auf der Erde. Es ist dort ein großer Hof oder spatio (patio) nach spanischer Art, sehr schön und groß, von Mauern umgeben. Aber zu seiner einen Seite liegt ein ganz eigentümlicher Turm, welcher der Comaresturm heißt, in welchem einige herrliche Säle und Gemächer sind; er hat Fenster, welche sehr hübsch und bequem sind, und sehr vortrefflichen maurischen Schmuck sowohl an den Wänden, wie an der Decke der Wohnungen. Die Arbeiten sind zum Teil von Gips mit vieler Vergoldung und teils von Elfenbein und Gold, alle herrlich, aber ganz besonders die Decke und die Wände des unteren Saales. Der Hof ist ganz mit feinem weißem Marmor gepflastert, worunter sehr große Stücke sind. In der Mitte fließt ein Kanal voll Wassers aus einer Quelle, die in den genannten Palast kommt; dasselbe wird nach allen Seiten hin bis in die Zimmer geführt. Zu beiden Seiten des genannten Kanals ist ein Spalier von herrlichen Myrten und einige Fuß hohen Orangen. Aus diesem Hofe tritt man in einen andern kleineren, der jedoch auch mit gleich schönem Marmor gepflastert ist und von allen Seiten mit Gebäuden und einem Portikus umgeben

ist. Auch dieser enthält einige schöne Säle, die im Sommer kühl sind, jedoch hinter dem obengenannten Turm zurückstehen. Inmitten des Hofes ist eine sehr schöne Fontäne, welche wegen einiger Löwen, die das Wasser durch den Mund ausspeien, dem Hof seinen Namen gibt, welche der Patio de los Leones genannt wird. Diese Löwen tragen ein Becken der Quelle und sind so konstruirt, daß, wenn kein Wasser aus ihnen fließt und nun jemand ein Wort, wenn auch noch so leise, in das Maul eines dieser Löwen hineinspricht, und dann andere das Ohr an die Mäuler der übrigen legen, diese alles, was gesagt wird, vernehmen. Unter anderem sind in diesem Palast einige sehr schöne Bäder unter dem Boden, alle mit den feinsten Marmorarten gepflastert und mit gleichfalls marmornen Wannen, in welche das Licht vom Dach herabfällt, und wo zu allen Seiten Gläser, Augen ähnlich, angebracht sind. Aus diesem Palast geht man durch eine geheime Hinterthüre aus der Umfassungsmauer hinaus und tritt in den herrlichen Garten eines Palastes, welcher höher auf dem Berge liegt, und Gnihalarifa (Generalife) heißt. Dieses Gnihalarifa, wenn es auch kein sehr großer Palast ist, ist dennoch sehr gut gebaut und schön, besonders durch die Gärten und Wasserkünste. Es ist das Schönste, was ich in Spanien gesehen, und hat verschiedene Patios, alle reichlich mit Wasser versorgt; aber einer unter den anderen hat fließendes Wasser, wie ein Kanal, in der Mitte und ist voll von herrlichen Myrten und Orangen; dort findet sich eine Loggia, welche an der nach außen gehenden Seite unter sich so hohe Myrten hat, daß sie beinahe bis an die Höhe des Balkons reichen. Diese werden so gleich-

mäßig beschnitten und sind so dicht, daß sie keine Wipfel von Bäumen zu sein scheinen, sondern eine grüne gleichmäßige Wiese. Diese Myrten sind vor dieser ganzen Loggia sechs oder acht Schritte breit; unter den Myrten in der übrig bleibenden Lücke sind erstaunlich viele Kaninchen, welche, wenn man sie bisweilen zwischen den Zweigen sieht, einen sehr hübschen Anblick gewähren. Das Wasser fließt durch den ganzen Palast und auch durch die Gemächer, wenn man will; in einigen von diesen ist der Aufenthalt im Sommer sehr anmutig. In einem ganz grünen Hofe ist ein Rasen mit einigen herrlichen Bäumen. Das Wasser wird auf solche Weise geleitet, daß, wenn einige Leitungen verschlossen werden, ohne daß es jemand bemerkt, wenn man auf dem Rasen steht, man das Wasser unter seinen Füßen anschwellen fühlt, so daß alles davon naß wird. Aber sehr leicht kann man es auch wieder zum Abnehmen bringen und ohne daß jemand bemerkt, wie es geschieht. Es ist weiter unten ein nicht sehr großer Hof da, ganz von grünem, sehr dichtem Epheu voll, so daß man nichts von einer Mauer gewahrt, mit einigen Balkonen, welche von einem Felsen, auf dem sie sich befinden, in die Schlucht hinabblicken, durch welche der Darro fließt, eine überraschende und prächtige Aussicht. Inmitten dieses Hofes ist eine große, herrliche Fontäne mit einem sehr großen Becken, und die Röhren in der Mitte sprudeln das Wasser mehr als zehn Ellen in die Höhe; es ist eine sehr große Wassermasse, daß der Fall etwas Reizendes ist und die Tropfen, umhersprühend und sich nach allen Seiten hin verteilend, selbst den erfrischen, der sie nur ansieht. Auf dem höchsten Punkte des Orts ist in einem Garten eine

schöne breite Treppe, welche auf eine kleine ebene Strecke führt, von wo von einem dort befindlichen Felsen die ganze Wassermasse, die für den Palast verwendet wird, herabströmt. Dort ist das Wasser mit vielen Schlüsseln verschlossen, so daß man es fließen lassen kann, wann, wie und wieviel man will. Diese Treppe ist so konstruirt, daß immer einer kleinen Anzahl von Stufen ein Stückchen Ebene folgt, wo in der Mitte eine Höhlung zur Ansammlung des Wassers ist. Auch das Geländer der Treppe zu beiden Seiten hat oben ausgehöhlte Steine, so zu sagen Kanäle. Oben, wo das Wasser ist, sind die Schlüssel dieser Rinnen, für jede besonders, so daß nach Belieben das Wasser für die Geländer geöffnet wird und in die Höhlungen der Treppenabsätze hineinströmt, aber auch in alle zugleich. Wenn man das Wasser noch verstärken will, läßt man es so anschwellen, daß, weil es keinen Raum hat, es austritt und alle Stufen überschwemmt und jeden, der sich dort befindet, naß macht und so manche Neckereien von dieser Art verursacht. Kurz, diesem Orte fehlt nichts an Anmut und Reizen, als einer, der denselben erkennte und genösse, indem er sich ruhig den Studien und Vergnügungen widmete, welche für einen Edlen passend sind, ohne nach mehreren zu verlangen. Von Gnihalarifa stieg man zur Zeit der Mauren noch etwas höher in andere Gärten hinauf, welche zu einem Palast, den Alijares, gehörten, dann von diesem in die Gärten eines andern, der Daralharoza hieß und jetzt Santa Helena genannt wird. Alle die Wege, durch die man von Ort zu Ort schritt, hatten zu beiden Seiten Myrten. Jetzt ist alles zerstört und man sieht nichts mehr als einiges aufrecht stehendes

Gemäuer, Teiche ohne Wasser, da die Leitungen zerstört sind, und kaum Spuren davon, wo die Gärten waren, nur an den Seiten der Straßen sprießen, obgleich abgehauen, noch die Myrten aus den Wurzeln. Daralharoza war oberhalb des Gnihalarifa, auch oberhalb des Darro. Die Alijaren liegen, wenn man von der Alhambra hinten heraus kommt, rechts auf der Höhe, auf jener Seite, von wo der Genil kommt, und haben eine prächtige Aussicht auf die Vega. Noch weiter auf dieser selben Seite, in dem Thal, durch welches der Fluß Genil kommt, etwa eine halbe Legua und mehr von den Alijaren, ist ein anderer, mehr erhaltener Palast, der den Maurenkönigen gehörte, in einer sehr schönen Lage und einsamer als die anderen, nahe beim Genil. Dieser heißt la Casa de las Gallinas. Auch nach der Seite hin, von wo der Genil kommt, aber schon fast unterhalb des Klosters Santa Cruz, sind einige halbverfallene Paläste und Gärten, welche den genannten maurischen Königen gehörten, aber es steht doch noch einiges weniges aufrecht, und die Lage ist wunderbar schön. Auch sieht man dort noch Myrten und Orangen. Auch der Garten des Klosters Santa Cruz soll den maurischen Königen gehört haben, sowie das Kloster, wo ein Palast war. Weiter unten, wenn man bei der Brücke des Genil vorbei gekommen ist, zur linken Hand weiter von den anderen, ist ein zum großen Teil noch aufrecht stehender Palast mit einem schönen Garten, mit einem Fischteich und vielen Myrten, welcher der Garten der Königin heißt. Auch dies ist ein anmutiger Ort. Da es noch so viele Ueberreste von reizenden Anlagen hier gibt, so kann man daraus schließen, daß jene maurischen Könige

sich nichts an Vergnügen und angenehmem Leben abgehen ließen.

Unter dem genannten Hügel der Alhambra, links, wenn man an einen Hügel herabsteigt, sieht man viele unterirdische Keller, wo, wie man sagt, die maurischen Könige Christen in Gefangenschaft hielten; sie sind eine Art von Kerker. Tiefer noch, auch nach jener Seite hin, ist eine Anzahl von Häusern außerhalb der Stadt, welche an dem Abhang des Berges steht, der Antequerela heißt und, weil die Mauren von Antequera, als sie ihre Stadt verlassen hatten, sich dort ansiedelten, wie die von Baeza auf dem Albaicin. Unter diesem, tiefer in der Ebene, ist eine andere Häusergruppe, auch außerhalb der Mauern, welche el Realejo heißt. In dieser sind viele und einige sehr schöne Häuser. Dort setzt sich der übrige Teil der Stadt fort, der in der Ebene liegt, und darüber liegen die beiden anderen Berge, der Albaicin und die Alcazaba (Festung), welche beide stark bewohnt sind und viele Häuser enthalten; groß sind sie jedoch nicht sehr, da sie von den Mauren herrühren, welche nach ihrer Gewohnheit eng und zusammengedrängt wohnen. Jeder der genannten Berge hat Ueberfluß an Wasser, welches in jeden Teil der Stadt einfließt und ihn durchströmt, so daß es kein Haus gibt, in das nicht Wasser geleitet wäre. In den Albaicin strömt eine große Wassermasse, die aus Alfacar kommt, das etwa anderthalb Leguas von Granada liegt. Es ist ein besonders gesundes Wasser und fast alle Morisken trinken davon, die noch nach ihren alten Gewohnheiten vom Essen vieler Früchte und vom Wassertrinken leben. Diese Quelle fließt anfänglich in der Höhe, nachher durchströmt sie unten die

Stadt. Der Teil der Stadt, welcher unten in der Ebene liegt, hat schöne Häuser und ist großenteils von Spaniern bewohnt, nämlich von solchen aus verschiedenen Städten, die nach der Einnahme von Granada dorthin gezogen. Die Stadt hat eine sehr breite und lange Hauptstraße, welche die Straße Elvira heißt, welchen Namen auch das Thor führt, bei dem die Straße endet. Sie heißt Elvira, was von Iliberis korrumpirt ist, weil sie nach der alten Stadt Iliberis führt, von welcher eine Legua von Granada noch Trümmer zu sehen sind. Diese Straße führt nach einem nicht sehr großen Platz, unter welchem durch eine Wölbung der Darro fließt. Wenn man nach dem Platze gelangt ist, so ist zur rechten Hand eine andere gerade Straße, voll von allen möglichen Buden, genannt der Zagatin, anständig breit, welcher nach einem andern schönen und großen Platz führt, vollständig viereckig, aber länger als breit. Dort befindet sich eine schöne Quelle, welche viele Wassermassen in ein schönes Becken gießt. Wenn man durch die Straße Zagatin schreitet, so tritt man, ehe man an den Platz gelangt, zur Rechten durch ein kleines Thor an einen Ort, der Alcaizeria heißt und zwischen zwei Türmen eingeschlossen ist. Ueberallhin liegen dort viele kleine Straßen, alle voll von Kaufläden, in welchen die Morisken Waren verkaufen, sowohl Seide, wie Arbeiten der verschiedensten Art, auch andere Sachen. Es ist wie die Merceria oder der Rialto bei uns. Dieser in der Ebene gelegene Teil der Stadt ist überreich an Wasser und keinem Hause fehlt es an ihm, das zu jedem Bedarf dorthin geleitet ist; nach Belieben werden die Leitungen geschlossen, und wenn die Stadt schmutzig ist, so

kann sie ganz auf diese Art gewaschen werden, versteht sich, der obere Teil. Es fließt dort zum Gebrauch der Stadt nicht allein die Quelle Alfacar, sondern von allen Seiten her noch viele andere, von denen aber die meisten als zu hart gemieden werden. Eine Strecke weit den Darro außerhalb der Stadt entlang gehend, kommt man an eine Quelle, genannt de la Teja. Nach dem Wasser dieser Quelle schickt der größte Teil der Stadt im Sommer, weil es sehr frisch ist. Man sagt auch, es sei gesunder als das der anderen. Vor dem Thor Elvira, eine halbe Stunde entfernt, ist eine Quelle, von der sie sagen, sie sei sehr gesund, und nach welcher im Sommer viel geschickt wird; sie wird Fuente de la Reina genannt. In Granada sind zwei Flüsse, der Darro, der durch die Stadt strömt, und der Genil, der links bei ihr fließt, wenn sie der Ebene ihr Gesicht zukehrt. Nahe bei der Stadt, fünf oder sechs Leguas, ist ein großes und hohes Gebirge, das, weil immer mit Schnee bedeckt, die Sierra Nevada heißt. Sie verursacht im Winter in Granada keine Kälte, weil sie im Süden von der Stadt liegt, im Sommer aber macht sie dieselbe frisch durch den beständigen Schnee, den man auch im Sommer wegen der großen Hitze viel zum Trinken benützt. Genanntes Gebirge ist reich an medizinischen Kräutern, und in ihm gedeiht viel Getreide. Auf seinem Gipfel ist ein nicht sehr großer See, der aber sehr tief ist, so daß das Wasser durch die Tiefe schwarz erscheint. Einige sagen sogar, daß es wirklich etwas schwarz ist, aber es ist klar, nicht trübe. Aus diesem See entspringt der Fluß Genil, dann wird er durch viele andere Gewässer vermehrt und fließt an Granada vorbei, indem er es zur rechten

Hand läßt; dort empfängt er den Darro und nach ihm andere Gewässer; dann fließt er nach Ecija, welches einst Astigis hieß, und nach Palma; später ergießt er sich in den Baetis. Der Genil hieß bei den Alten Singilis. Aus diesem Fluß hat ein großer Teil des Landes, wo er vorüberfließt, sein Wasser, und es ist von großem Nutzen, obgleich das Wasser sehr kalt ist, weil es aus dem Schnee kommt. Die Vega von Granada verdankt viel von ihrer Schönheit diesem Fluß. Der Darro ist ein kleinerer Fluß und kommt von einer andern Seite zwischen sehr schönen Hügeln her, welche ein kleines Thal, voll von dichten, trefflichen Fruchtbäumen, bilden; zwischen diesen fließt der Darro immer murmelnd, bisweilen zwischen unzähligen großen Steinen, die er in seinem Rinnsal hat, dahin; er hat sehr schattige und hohe Ufer, alle nach jeder Seite hin mit Pflanzenwuchs bedeckt. Zwischen diesen fließt er sehr anmutig hin, rings von kleinen Häusern besetzt, die alle ihre Gärtchen haben, und sie alle liegen so zwischen Bäumen, daß man sie kaum sieht. Dies Flüßchen verteilt sich so vielfach, daß es, wenn es schon an sich nicht groß ist, es hierdurch noch viel verkleinert wird. Man führt dieses Wasser in allen diesen Hügeln nach vielen Seiten hin, sowohl um das Land zu bewässern, wie für Mühlen und für andere ähnliche Gebäude.

Da die Stadt noch nicht sehr lange den Christen gehört, sind dort nicht sehr schöne Kirchen. Doch ist Santa Isabel, von der Königin Isabel gebaut, sehr schön; sie liegt oben in der Alcazaba und in ihr wohnen Nonnen. Unten wird die Kathedrale viel größer gemacht, als sie bisher gewesen; es ist die ehemalige Moschee der Mauren.

Bei dieser Moschee baute das katholische Königspaar eine schöne Kapelle, oder, besser zu sagen, eine kleine Kirche, in welcher nach ihrem Befehl jeden Tag sehr viele Messen für ihre Seelen gelesen und für die gesungenen Messen ein guter Sängerchor gehalten werden sollte. Sie ließen dort ihre Begräbnisstätten sehr schön (für Spanien) aus Marmor bauen, und daneben befindet sich vorläufig, da das Grab noch nicht fertig ist, in einem hohen hölzernen Grab der König Philipp, weil der König und die Königin befohlen hatten, daß an diesem Ort alle Könige Spaniens begraben würden, da sie dieses Land den Ungläubigen abgenommen. An der einen Seite des Altars ist der König, an der andern die Königin in natürlicher Größe. Auch an zwei niedrigen Altären ist ihr Bild, das eine zur einen, das andere zur andern Seite des großen Altars. Auf der einen Tafel ist die Königin mit ihren Töchtern, auf der andern der König mit dem Prinzen Don Juan, seinem Sohn, alle lebensgroß. Dieser Kapelle hinterließ die Königin alle ihre Bücher, Medaillen, gläsernen Vasen und andere ähnliche Sachen, welche sie über der Sakristei aufbewahren. Ebenso vermachte das Königspaar dorthin viele Silbersachen, Teppiche, seidene und goldene Meßgewänder, Schmuck für alle Altäre und königliche Decken für ihr eigenes Grab, um sie an Festtagen aufzulegen. Jeder Altar hat silbernes Gerät.

In Granada ist auch der Gran Capitano begraben und seine Erben lassen die Kirche San Germimo bauen, um ihn darin zu begraben, wie er angeordnet. San Germimo ist außerhalb der Stadt und die Kirche wird sicher schön werden. Das Kloster ist herrlich und gehört den

Hieronimiten. Dabei sind Gärten, Quellen und zwei prächtige Kreuzgänge, wie ich keine anderswo gesehen habe; beide haben einen Springbrunnen in der Mitte, aber der eine ist viel größer als der andere und prachtvoll, und im Innern besitzt er herrliche Orangen und Zedern und Hecken von Myrten. Weil die Kirche noch nicht fertig ist, befindet sich der Körper des Gran Capitano noch in San Francisco, und rings herum in der Kirche sind unzählige Fahnen aufgepflanzt, die er in verschiedenen Schlachten gewonnen. Er hatte sein Haus in Granada und wohnte dort. Von geringen Einkünften, die er anfänglich hatte, hinterließ er durch seine Tapferkeit und seine Anstrengung bei seinem Tode mehr als vierzigtausend Dukaten Rente, außer daß er einen solchen Namen zurückließ, daß er den Ruhm aller derer überstrahlt, welche seit hundert Jahren in Spanien geboren waren. Außerhalb des Thores Elvira ist noch ein herrliches Hospital, ganz aus Hausteinen gebaut und reich geschmückt. Es wird ein Riesenbau, aber er ist noch nicht vollendet. Er wurde von der Königin Isabella gegründet, und es wird daran gebaut. Außerhalb desselben Thores, mehr nach rechts und ein Stück weiter, ist noch ein Kartäuserkloster, an dem noch gearbeitet wird und das sehr schön sein wird. Die Mönche wohnten früher weiter nach oben auf einem Hügel; die alte Kartause ist nach meiner Meinung einer der schönsten und anmutigsten Orte, die sich finden lassen. Sie hat eine herrliche Aussicht und ist ein wenig dem Verkehr der Menschen entrückt, aber höchst anmutig, grün, quellenreich und voll unzähliger Myrten. Diese ganze Gegend, sowohl nach Granada zu, wie auf der entgegengesetzten Seite, ist herrlich, voll von

Häusern und Gärten, die alle Fontänen, Myrten und Wäldchen haben. Obgleich dieser Teil vor allen anderen schön ist, so ist doch das ganze andere Land um Granada nicht geringer an Reiz, sowohl die Hügel wie die Ebene, welche die Vega heißt, alles ist schön und alles wunderbar anmutig, alles hat Ueberfluß an Wasser, so daß dessen nicht mehr sein könnte; alles ist so reich an Fruchtbäumen, wie Pflaumen jeder Art, Pfirsiche, Quitten, Aprikosen, Kirschen und andere ähnliche Früchte, so daß man kaum den Himmel vor der Dichtigkeit der Bäume sehen kann. Alle Früchte dort sind ausgezeichnet, vor allem diejenigen, die sie ghindas garofales nennen. Außer den erwähnten Bäumen sind noch so viele Granaten dort, so gute und treffliche, daß es darüber hinaus nichts gibt, und Trauben von der verschiedensten Art und besonders von jenen Cibibi ohne Kern. Auch fehlt es nicht an so vielen Oliven, daß man sie für Eichenwälder halten könnte. Zu allen Seiten rings um Granada, zwischen den vielen dort befindlichen Gärten, sieht man in der Ebene sowohl wie auf den Hügeln — nein, wegen der Dichtigkeit der Bäume sieht man sie nicht — so viele Häuschen der Morisken hierhin und dorthin verstreut, daß sie zusammen eine andere, ebenso große Stadt wie Granada bilden würden. Es ist wahr, die meisten sind klein, aber alle haben ihre Quellen, Rosen, Moschusrosen, Myrten und jede Art von Anmut und zeigen, daß zur Zeit der Mauren das Land viel schöner war als jetzt; jetzt liegt vieles in Ruinen, die Gärten sind verwildert, da die Morisken viel mehr ab- als zunehmen und die Morisken es sind, welche dieses ganze Land bearbeiten und alle die Bäume pflanzten, die es dort gibt.

Die Spanier sind weder in diesem Lande von Granada, noch im ganzen übrigen Spanien sehr gewerbfleißig, sondern bepflanzen und bearbeiten das Land wenig und widmen sich anderem, indem sie am liebsten in den Krieg oder nach Indien gehen, um sich Vermögen zu erwerben. Obgleich in Granada nicht mehr so viel Bevölkerung ist, wie zur Zeit der Mauren, so ist es doch noch sehr stark bevölkert und vielleicht gibt es in Spanien keine so volkreiche Stadt. Die Morisken sprechen ihre alte maurische Sprache und wenige unter ihnen haben Lust, das Spanische zu lernen. Sie sind Christen, aber halb durch Zwang, und sie sind so wenig unterrichtet in Sachen unseres Glaubens, man kümmert sich wenig um sie, weil es mehr zum Vorteil der Priester gereicht, daß sie ununterrichtet seien als das Gegenteil; insgeheim sind sie daher noch ganz so Mohren wie früher oder haben gar keinen Glauben. Sie sind den Spaniern sehr feindlich, von denen sie auch nicht besonders gut behandelt werden. Die Frauen kleiden sich ganz auf maurische Art, was eine sehr phantastische Tracht ist. Sie tragen Hemden, die kaum bis auf den Nabel hinabreichen und darüber Zaragollas, was angeknöpfte Hosen von Leinwand sind, in welche das Hemd nur ein wenig hinabzureichen braucht; die Strümpfe von den Hosen bis hinunter, seien sie nun von Tuch oder von Leinen, sind alle voll Falten, die querüber laufen, so daß die Beine dadurch sehr dick werden. An den Füßen haben sie keine Pantoffeln, sondern kleine verzierte Schuhe. Ueber das Hemd ziehen sie ein geschmücktes und kurzes Kleid mit Aermeln, die gleichfalls verziert sind, beinahe wie ein Rock der maurischen Männer; gewöhnlich ist es zweifarbig, und darüber ein

weißleinenes Tuch, das bis zur Erde reicht und in das sie sich so einhüllen und vermummen, daß sie, wenn sie nicht wollen, nicht erkannt werden können. Den Kragen des Hemdes tragen sie gewöhnlich gestickt, und die Vornehmeren haben ihn von Gold, was man auch bisweilen an dem weißen Tuch sieht, in das sie sich einwickeln; denn es gibt welche, die ein solches tragen, das rings herum mit einem goldenen Lorbeer gestickt ist. Im übrigen der Tracht ist nicht minder Verschiedenheit zwischen den Reichen und Mächtigen und den Gemeinen, das ist: den Frauen von Plebejern und von Handwerkern; aber die Art der Kleider ist bei allen dieselbe. Alle tragen schwarze Haare, welche mit einer Tinte gefärbt werden, die keinen sehr guten Geruch hat. Alle ziehen sich die Brüste herab, so daß sie wachsen, tief herabhängen und groß werden, denn dies halten sie für schön. Alle färben sich die Nägel mit Alkohol, welcher an Farbe wie Karmin ist. Alle tragen auf dem Haupte einen nahezu runden Schmuck, welcher, wenn sie das Tuch darüber legen, diesem dieselbe Form gibt. Die Männer und Frauen wenden viel die Bäder an, aber viel mehr die Frauen. Man sagt, daß zur Zeit der Mohren der König von Granada mehr als fünfzigtausend Pferde auf die Füße brachte; jetzt sind sie fast ganz ausgegangen, oder die Ritter und vornehmen Personen sind ausgewandert; die Zurückgebliebenen gehören alle zum Volk und zur geringen Klasse, mit Ausnahme von einigen wenigen. Als der katholische König dies Reich eroberte, gestand er zu, daß vierzig Jahre lang die Inquisition nicht nach Granada kommen solle. Diese gingen zur Zeit, als wir in Granada waren, zu Ende, und den Tag, bevor ich abreiste, zogen

die Inquisitoren dort ein,*) was leicht diese Stadt zu Grunde richten könnte, wenn sie ernstlich inquiriren und gegen die Morisken vorgehen wollen. Die Wahrheit ist, man sagt, daß die Inquisitoren mehr gekommen sind, um gegen die Christen zu inquiriren, als gegen die Morisken; denn unter dem Schild dieses Privilegiums, daß vierzig Jahre lang in Granada keine Inquisition sein sollte, sind in dieser Zeit aus allen Teilen von Spanien viele Verdächtige dorthin gekommen, um sicher zu leben. Aber auch dies wird von großem Schaden für die Schönheit und die Zunahme der Stadt sein, denn alle diese bauten schöne Häuser und waren bedeutende Kaufleute. Wenn nun keiner von ihnen mehr kommt, und welche von denen, die hier sind, gerichtet werden, so wird alles natürlich schlechter werden. In Granada sind keine Leute von großen Einkünften, mit Ausnahme einiger Herren, welche schon in diesem Reich gewesen sind. Im übrigen sind die meisten der Christen Kaufleute, die große Geschäfte in Seide machen, welche in diesem ganzen Reich vorzüglich ist. Die Raupen werden nicht auf den Blättern weißer Maulbeerbäume genährt, sogar wissen sie kaum, daß weiße Maulbeerbäume existiren und haben keine anderen als schwarze, woraus sich schließen läßt, daß das Blatt der schwarzen Maulbeeren die gute Seide erzeugt. Es werden alle Sorten seidener Stoffe fabrizirt, und in ganz Spanien sind die in Granada produzirten sehr gesucht; doch machen sie sie nicht so gut wie in Italien. Es sind viele Weber da, aber sie verstehen

*) Da im Jahre 1527, als Navagero schrieb, erst fünfunddreißig Jahre seit der Einnahme von Granada verflossen waren, scheint der edle Kaiser in seinem Glaubenseifer sein Wort gebrochen zu haben.

ihre Kunst nicht recht; sie machen jedoch den Taffet sehr gut, vielleicht besser als in Italien, und die Serge und der Sammet sind nicht schlecht; aber selbst in Spanien werden in Valencia bessere gemacht; das übrige verstehen sie nicht sehr gut zu machen. Die ganze Stadt kann einen Umfang von viereinhalb Miglien oder etwas mehr haben, aber da sie auf Bergen liegt, so ist ihr Umfang nicht so groß, wie wenn sie in der Ebene wäre. Sie hat viele Thore, aber die hauptsächlichsten sind das Thor Elvira, das, welches nach Cadix führt, und das Ramblathor, wo die Pferdeausstellung ist. Viel Anstrengung wandte der katholische König auf, um die Stadt aus den Händen der Mauren zu erringen, und führte deshalb einen langen Krieg; zuletzt, nach langer Anstrengung, erwarb er es durch die Zwietracht, welche zwischen dem Alten und dem Neffen herrschte, welche beide Könige von Granada waren. Der Alte besaß Alhambra und Alcazaba, der Neffe den Albaicin. Dieser verständigte sich mit dem katholischen König und, noch mit der halben Stadt in seinen Händen, hatte der König große Mühe, dies Unternehmen zu Ende zu führen. Die Königin Isabel war beständig beim König und mit ihrem seltenen Geist, ihrer männlichen Seele und einem Mut, wie er selten selbst bei Männern ist, war sie ihm nicht nur von großem Nutzen, sondern, wie ganz Spanien versichert, war sie die Hauptursache zu der Eroberung des Königreichs. Sie war eine seltene und tugendhafte Frau, von welcher in allen jenen Ländern mehr gesprochen wird als vom König, obgleich auch er sehr einsichtsvoll und für seine Zeit ein seltener Mann war. Es war ein edler Krieg; es war dort noch nicht so viel Geschütz wie später,

und viel mehr als jetzt konnten sich die tapferen Männer hervorthun. Jeden Tag waren sie im Kampf und jeden Tag wurde irgend eine schöne That vollbracht. Der ganze Adel Spaniens fand sich dort, und unter allen war ein Wettstreit, wer sich mehr auszeichnete und wer sich mehr Ruhm erwürbe, so daß in diesem Kriege sich alle tapferen Männer und guten Feldherren Spaniens bildeten. In diesem Kriege erwarb sich ein älterer Bruder des großen Kapitäns unermeßlichen Namen und Ruhm; in ihm begann sich der große Kapitän bekannt zu machen, und hier fing er an, das zu sein, was er später war. Außer der Anstrengung, die jeder machte, alles, was in seinen Kräften stand zu leisten, befeuerte die Königin mit ihrem Hofe einen jeden mächtig. Es war kein Ritter, der nicht in irgend eine Dame der Königin verliebt gewesen wäre, wenn sie zugegen und Zeugen der Thaten eines jeden waren und sie demjenigen, der in den Kampf ging, mit ihren Händen die Waffen reichten, auch ihnen bisweilen Worte, um sie zu befeuern, sagten und sie baten, in ihrem Benehmen zu zeigen, wie sehr sie sie liebten. Wer wäre ein so niedriger, so mutloser Mann gewesen, daß er nicht jeden kühnen und starken Gegner besiegt, daß er nicht lieber tausendmal das Leben verloren hätte, als schmachbeladen zu seiner Herrin zurückzukehren. Daher kann man sagen, daß dieser Krieg besonders durch die Liebe siegreich gestritten worden sei.

Nahe bei Granada, etwa fünf Leguas, ist ein Ort Alhama, wo vortreffliche Bäder sind. Granada liegt in Bätica, jetzt Andalusien geheißen, und sein Gebiet reicht bis an die Meerenge. Dasselbe enthält viele Ortschaften. sowohl am Meer wie im Lande. Im ganzen Königreich

Granada und im allgemeinen in ganz Andalusien, wie in Sevilla, Cordova und den anderen Orten, wo gewöhnlich ein großer Ueberfluß von Getreide ist, war 1521 eine solche Hungersnot, daß nicht allein unzähliges Vieh starb, so daß das Land beinahe verödet ward, sondern auch sehr viele Einwohner zu Grunde gingen. Es herrschte eine solche Dürre, daß nicht nur das Getreide ausging, sondern daß auch keine Art von Kräutern auf den Feldern zu finden war. In jenem Jahre gingen die Pferderassen in Andalusien unter und bis jetzt sind sie noch nicht wieder ersetzt. — In Andalusien und besonders im Lande von Granada Almeria und den benachbarten Gegenden war auch im Jahre 15 .. ein sehr heftiges Erdbeben, bei dem viele merkwürdige Fälle vorkamen. Der Fluß von Almeria trocknete ganz aus, und auf einem Berggipfel, auf einer andern ganz verschiedenen Seite, wo niemals auch nur ein Tropfen Wassers gesehen worden war, brach ein neuer Fluß hervor, den man später in das Bett des trockenen Flusses leitete, und ersetzte so den alten. Dieser neue Fluß führt alle Augenblicke bearbeitete Steine und Balken aus der Erde hervor, so daß man sieht, daß sie von Gebäuden herrühren. Es stürzten viele Häuser und Türme ein und eine große Menschenmenge kam um. In Marchena stürzte das Kastell ein und auf einem der höchsten Türme befand sich ein Kind in einem Fenster. Als der Turm fiel und, wie es vorkommt, die Spitze weit hinweggeschleudert wurde, fand sich dennoch das Kind in dem Fenster, ohne daß es irgend einen Schaden gelitten hätte. In einem andern Orte, als eine Mutter, von fünf oder sechs Kindern umgeben, sich in einem Hause befand, stürzte das Haus ein

und erschlug sie alle, außer ein kleines Mädchen, welches man, während es sich mit den anderen bei der Mutter befand, nach dem Zusammensturz, ich weiß nicht auf welche Art, oben auf dem Dache fand, ohne daß es geschädigt worden wäre. — Der Herr eines Hauses schlief in seinem Bett und ein Diener auf einem Kasten in derselben Stube. Da stürzte das Zimmer über beiden ein und tötete den Herrn, der Diener fand sich auf die Straße außerhalb der Mauern, noch auf seinem Kasten liegend, geschleudert, ohne irgend Schaden gelitten zu haben; alles staunenswerte Dinge, von denen jedoch derjenige, der es wohl bedenkt und die Bewegung bei der Erschütterung der Erde erwägt, sich wohl die wahre und sichere Rechenschaft geben kann.

In Granada wohnten wir im Hause der Ivanadias, welche die Frau von Antonio de Alcalà war, in der Straße de los Zurradores, welche Häute gerben. Wir blieben dort vom 28. Mai bis zum nächsten 7. Dezember.

Am 7. Dezember 1526 reisten wir auf dem Wege nach Valladolid ab, wohin der Kaiser ging, da er die Nachricht von dem Tode des Königs von Ungarn und von dem Verlust jenes Reiches erhalten hatte, und sah, daß der König von Frankreich nicht nur nicht das hielt, was er ihm versprochen, sondern auch mit Italien einen Bund gegen ihn geschlossen hatte. Er that dies, um alle Granden, Geistliche und Gemeinden zusammen zu rufen und zu sehen, daß er von ihnen Geldsummen, welche für die Bedürfnisse ausreichten, erhielte. — Wir gingen jenen Tag nach Puente de Pinos; auf dem Wege, bevor man nach Puente de Pinos gelangt, sieht man an einem Bergabhange viele Ruinen und Ueberbleibsel einer Stadt, von welcher man glaubt,

es sei früher Iliberis gewesen; jetzt heißt sie Granada la vieja. Viele glauben jedoch, daß Iliberis da gelegen habe, wo jetzt Granada liegt, denn es sind dort einige Steine, auf welchen die Iliberitani genannt werden; aber diese können dorthin gebracht worden sein, besonders von einem so nahe gelegenen Orte. Bei Puente de Pinos wird eine Brücke über einen Fluß passirt, genannt el Rio de Daifuentes, welcher nicht weit davon in den Genil fließt. Es sind bei Puente de Pinos einige Steine mit antiken Inschriften, welche dorthin von einem Ort hinter Pinos, genannt Zerro de los Infantes, ehemals Ilurion, gebracht worden sind, was aus den Inschriften selbst erkannt wird. Am 8. in Alcalà la Real. Der Weg überschreitet auf einer Brücke einen kleinen Fluß, welcher gleichfalls in einiger Entfernung in den Genil fließt. Gleich nach Alcalà sieht man die Reste einer alten Stadt, von welcher man annimmt, sie sei Ateguar gewesen. Außerdem ist dort ein salziger Strom, welcher Salobral heißt. In der Gegend findet man viele auf Bergen liegende Türme, um in Kriegszeiten von ferne Umschau halten zu können; derartige Türme werden in Spanien, mit dem vielleicht von den Mauren entlehnten Worte, Atalajas genannt. Am 9. in Alcaudete. Auf dem Wege passirt man einen Fluß Carizat, der in den Bätis fließt. Bis hier kamen wir auf dem direkten Wege, der nach Cordova führt; dann ließen wir diesen Weg zur Linken, indem wir uns nach rechts wandten. Cordova ist von Alcaudete zwölf Leguas entfernt. — Am 11. langten wir in Jaen an. Dies ist eine sehr gute, mit reichlichem Wasser versehene Stadt und von ansehnlicher Größe; es hat ein Bistum und eine schöne Kirche, in welcher sie, wie

man sagt, die Gebeine der Veronika haben, die sie einmal des Jahres zeigen; diese zu sehen, strömt ganz Spanien zusammen. An einem andern Tage werden dieselben nicht gezeigt, außer auf Befehl eines Königs oder Wunsch eines Kardinals. Jaen liegt an einem Bergabhang, unter dem Gipfel eines steilen und hohen Berges. Einige sagen, es habe bei den Alten Mentesa Oppidum geheißen, ich weiß aber nicht, auf welches Zeugnis hin. In der Stadt findet sich kein Stein, der es bewiese, vielmehr auf einigen liest man Aurgitanus, woher man denken könnte, es sei ein anderes. Von Jaen aus sieht man rechts Baeza in der Entfernung von fünf Leguas und Ubeda, das von Baeza eine Legua entfernt liegt; das eine wie das andere sind sehr gute Orte. Links von unserem Wege bleibt Andujar sechs Leguas entfernt; auch dies ein guter Ort. Am 12. in Mansibar. Hier nahebei fließt der Guadalquivir vorüber, welcher in einer Gebirgskette, die Sierra Segura genannt, entspringt. Hinter Linares, wohin wir am 13. kamen, passirt man die Berge, welche Andalusien von Kastilien trennen, durch welche ein Paß führt, der jetzt el Puerto de Muladar genannt wird. Das ganze Land ist unbebaut und unbewohnt, deshalb mußte ich eine Nacht in der Venta del Palacio, fünf Leguas von Linares, zubringen, wo wir am 14. ankamen. Diese Venta del Palacio ist ein großes, schönes Haus, welches in dem Gebirg inmitten von Wäldern durch den katholischen König und die Königin Isabella zur Bequemlichkeit der Durchreisenden erbaut ward. Für die Uebernachtenden sind dort viele gute Zimmer und ein schöner Saal, die aber nackt und ohne irgend welche Einrichtung sind, so daß man alles mit sich bringen muß, wie

auch in allen anderen Ventas von Spanien. Hinter der Venta kommt man über den rauhesten Teil des Passes, der in der That auf kurze Zeit recht schlimm ist. Diesen Weg machten wir am 15. und kamen nach Viso. Beim Ueberschreiten des Passes fanden wir überall eine große Menge von Kreuzen, welche über den Gräbern vieler Christen aufgerichtet sind, die dort von den Mauren bei einer dort gelieferten Schlacht, in welcher endlich die Mauren erlagen, getötet worden waren. Nach Ueberschreitung des Passes hat man Andalusien hinter sich und betritt Kastilien, dessen erster Ort Viso ist. Der Paß von Muladar ist ein Teil der Sierra Morena, wenn ich mich nicht irre. Am 16. in Almagro. Der Weg geht überall durch unbewohnte und unfruchtbare Gegenden. Almagro ist eine gute Stadt und der Hauptort des Ordens von Calatrava; die Einkünfte gehören dem Großmeister. In Almagro ist eine Kuriosität: es befinden sich dort einige Sauerbrunnen. Achtzehn Leguas von dort, in der Sierra Morena zu Almaden wird Quecksilber aus einem Stein gewonnen, indem man ihn kocht; daraus wird Zinnober gemacht. Wir blieben in Almagro einen Tag, indem uns M. Gaspar Rotolo dort festhielt, und wohnten im Hause des Bachiller dal Salto. Am 18. in Carioncillo und Malagon. Auf dem Wege, wenn man Carioncillo passirt hat, kommt man eine Legua später über den Fluß Guadiana, indem man zur Rechten die Stadt Calatrava liegen läßt, welche auf einem Hügel auf steilen Felsen, die sie wie eine Mauer umschließen, liegt; sie ist sehr stark, liegt aber ganz in Ruinen und ist nicht bewohnt, weil die Luft durch den ganz sumpfigen Fluß verpestet ist. Der Fluß Guadiana verschwindet unter

der Erde und fließt dort sieben Leguas lang fort. Dann kommt er wieder hervor, vier Leguas von Malagon entfernt; auch an anderen Stellen findet dasselbe statt, aber er ist nur kurze Zeit unter der Erde. Das Wasser und die Fische dieses Flusses sind sehr ungesund und fast pestilenzialisch, vielleicht weil er so lange unter der Erde ist. Bei den Alten heißt er Attas. Wenn man Almagro verläßt, bleibt Audad Real zur Linken vier Leguas weit entfernt. — Am 21. Dezember kamen wir wieder in Toledo an. Hier blieben wir bis zum 30., um das Weihnachtsfest zu begehen, wie dies auch der Kaiser that. Am 30. kamen wir in Illescas an und blieben einen Tag. Am 1. Januar in Madrid. Bei diesem überschreitet man auf einer Steinbrücke den Fluß Guadarrama, der sich mit einem andern Fluß, dem Jarama, verbindet, man passirt ihn auf dem Wege von Madrid nach Alcalà de Henares; vereinigt ergießen sie sich beide in den Tajo oberhalb Toledo. Die Mauern von Madrid bestehen alle aus Feuersteinen, weshalb die Spanier sagen, unter den Wundern ihres Landes sei eines, daß sie eine von Feuer umgebene Stadt hätten. Bei Madrid, vier Leguas entfernt, ist ein Jagdort, wo sich ein Haus inmitten eines Waldes befindet, wohin der Kaiser sich bisweilen zum Jagen begibt. Der Ort heißt Pardo. Wenn man den Ort Guadarrama passirt hat, kommt man über das Gebirge, welches Neukastilien von Altkastilien trennt. Am 5. langten wir in Segovia an. Der Weg dahin ist sehr schlecht und steinig und geht am Gebirge hin. Segovia ist eine große und schöne Stadt, sie hat etwa fünftausend Einwohner und liegt auf einem Berge, die Stadt oben, die Vorstadt unten. Die Vorstadt

ist nicht kleiner als die Stadt; sie ist lang, aber nicht sehr breit und hat sehr schöne Häuser und schöne Weiber, wie man das mehrenteils in den kalten spanischen Städten findet, wozu Segovia wegen der Nähe des Gebirgs gehört. Es hat ein gutes, von Gräben umgebenes Kastell. Aber es hat nichts Schöneres und nichts Sehenswerteres als einen Aquädukt, welcher alt und vorzüglich schön ist und welchem keiner, den ich gesehen, gleichkommt; dieser Aquädukt ist ganz aus Quadern im Rustikastil gebaut, wie das Amphitheater von Verona, welchem er, aus der Entfernung gesehen, sehr ähnlich ist. Dieser Aquädukt ist in Wahrheit zu den staunenswerten Dingen in Spanien zu rechnen, aber nicht aus der Ursache, die sie angeben, da sie ihn Brücke nennen und sagen, es sei etwas Wunderbares in Segovia, daß sie dort eine Brücke hätten, welche das gerade Gegenteil von allen anderen Brücken wäre; alle anderen nämlich wären so, daß das Wasser unter ihnen hinflösse, hier aber flösse das Wasser über die Brücke. Dies, sagen sie, sei eins von den drei Wundern Spaniens. Das zweite ist das vorhin erwähnte von einer mit Feuer umgebenen Stadt, nämlich Madrid, weil es von Feuerstein umgeben ist, und das dritte ist eine Brücke, auf der beständig zehntausend Schafe weiden; dies ist die Gegend, unter welcher die Guadiana hinfließt, wenn sie in die Tiefe stürzt, was, wie vorhin gesagt, sieben Leguas dauert; dies ist eine ausgezeichnete Weide für Schafe, deren es dort erstaunlich viele gibt. In Segovia blieben wir, um den Aquädukt gut zu sehen, einen Tag. — Am 8. kamen wir bei Coca vorbei. Wir konnten, weil die Brücke über den vorbeifließenden Fluß Eresma zerbrochen war, nicht in die

Stadt selbst gelangen. Aber, das genannte Coca zur Rechten lassend, passirten wir über eine Brücke einen Fluß Bultoja, welcher nach Coca geht und es auf der einen Seite einschließt, dann sich in den Eresma ergießt, der es auch von der andern Seite einschließt, weshalb die Lage von Coca sehr stark ist. Es fehlt demselben auch nicht an Mauern, die nicht nur sehr schön, sondern auch sehr stark sind, wie vielleicht keine anderen in Spanien. Es ist ein schöner Ort und das Kastell nicht nur stark, sondern auch ein herrlicher Palast. — Am 10. langten wir in Valladolid an. Es ist die beste Stadt in Altkastilien und hat Ueberfluß an allem, Brot, Wein, Fleisch und allem andern, was zum Leben des Menschen nötig. Auch umher hat es sehr gute Felder, und das Land hat an allem Ueberfluß. Dies ist vielleicht die einzige Gegend in Spanien, wo nicht alles verteuert wird, wenn der Hof hinkommt. Es liegt auf dem linken Ufer des Pisuerga, der ein sehr starker Fluß ist und in den Duero unterhalb von Simanchas tritt. Mitten durch das Land fließt ein anderes Gewässer, welches Esgueva heißt; es ergießt sich hinter Valladolid in den Pisuerga. Valladolid liegt nicht sowohl in einer Ebene, wie in einer Muschel; der Boden ist daher sehr schlammig. Es hat sehr gute Häuser und einige schöne Kirchen; unter anderen die von S. Benedetto, bei welcher ein nicht minder schönes Kloster liegt; besonders ist die Umgegend herrlich. Außerhalb der Stadt, nachdem man den Pisuerga auf einer steinernen Brücke überschritten, eine halbe Legua entfernt, etwas erhöht, liegt eine herrliche Kirche, welche Nuestra Sennora de Prado heißt, mit einem Kloster der Hieronimiten. Dort strömt viel Volk

zusammen, sowohl aus Andacht als zum Vergnügen wegen der Anmut des Orts. Das Kloster ist vortrefflich erbaut, ganz neu und dabei sind viele Vergnügungsgärten; in der Höhe liegt ein schönes Fichtenholz. Nach jener ganzen Seite hin hat der Fluß, welcher tiefer liegt, sehr baumreiche Ufer, und nicht weniger sind nach der andern Seite, oberhalb Valladolid, überall wo der Fluß fließt, die Ufer voll von Bäumen; der Rest des Landes ist voll von Getreide, aber baumlos. In Valladolid sind viele Handwerker jeder Art und es werden hier alle Künste trefflich geübt, vor allem die Silberarbeiten; es sind so viel Silberarbeiter dort, wie es nicht in zwei anderen Hauptstädten gibt. Dies rührt wohl besonders daher, weil der Hof sich häufig hier aufhält. Hier wohnen beständig viele Adelige und Vornehme, und viele haben gute Häuser, unter anderen der Graf von Benevente, der einen herrlichen Palast hat. Außerdem sind viele Kaufleute da, sowohl Eingeborene wie Fremde, weil es sich dort behaglich lebt und weil sie dort in der Nähe der Jahrmärkte sind, die in Kastilien gehalten werden, nämlich zu Medina del Campo, Villalon und Medina de Ruisecco. Dort ist eine schöne Quelle, aus welcher im Sommer alle Welt trinkt. In Valladolid sind zwei Kollegien. Es sind nicht sehr viele Studenten in Valladolid. Wir wohnten in der Magdalana. In der Zeit, als ich da war, wollte ich auch den Jahrmarkt von Medina del Campo sehen, um zu wissen, welcher Art diese spanischen Messen seien. Ich reiste deshalb dorthin ab. Medina hat gute Umgebung und gute Häuser. Zu den Jahrmärkten ist ein großer Zudrang aus ganz Spanien. Der Jahrmarkt hat Ueberfluß an verschiedenen Waren, besonders

aber an Spezereien, die aus Portugal kommen; aber die größten Geschäfte werden in Wechseln gemacht. Auf dem Rückweg kam ich nach Tordesillas, wo der Kaiser seine Mutter (Juana la loca) in Obhut des Marques von Denia gegeben hat.

Am 24. August reisten wir aus Valladolid wegen der Pest ab, welche dort ausbrach, weshalb der Kaiser sich entschloß, nach Palencia, acht Leguas von dort, zu gehen und den Hof an verschiedene benachbarte Orte zu verteilen; wenn die Pest aufhörte, so konnte er leicht von hier nach Valladolid zurück, wo es ihm gefiel, weil es ein behaglicher und für die Gegenstände, welche damals verhandelt wurden, sehr gelegener Ort ist. Allen Gesandten wies er Paredes de Nava zum Aufenthalt an, einen Ort, der fünf Leguas von Palencia liegt. Ich reiste etwas früher als der Hof ab und kam nach Tudela del Duero, vier Leguas von Valladolid, einem hübschen und heiteren Ort. Am 30. langte ich in Palencia an. In Paredes blieben wir darauf bis zum 15. Oktober. Von hier aus kamen wir oft nach Palencia, um die Friedensverhandlungen mit dem Kaiser zu führen. Letzterer beschloß, da die Pest in Valladolid nicht aufhörte, nach Burgos zu gehen, wo ich am 17. anlangte. Burgos ist beinahe auf drei Seiten von einem Berge umgeben. Es hat im allgemeinen schöne Häuser, enge Straßen, besonders die eine, welche die Hauptstraße ist, wo alle Kaufleute wohnen; sie heißt wegen ihrer Dunkelheit Calle Tenebrigosa. Zu der Melancholie der Stadt paßt noch wunderbar die des Himmels, der auch immer traurig ist. Selten ist er wolkenlos, weshalb Don Franzes sagte, Burgos trage Trauer für ganz Kastilien.

Es ist dort sehr kalt, es schneit und friert und der Frost dauert sehr lange; der kurze Sommer darauf ist glühend heiß, weshalb man von Burgos sagt, es seien dort zehn Monate Winter und zwei Monate Hölle. Es regnet dort erstaunlich viel. Unten liegt ein Thal, durch welches der Fluß Arlanzon fließt. Das Thal ist sehr grün und baumreich, was gewiß sehr angenehm wäre, wenn es in einer Gegend läge, wo man der Frische bedürftig wäre. Im Innern liegt die Kathedrale; sie ist sehr groß und schön, aber dunkel und kalt, enthält viele schöne Kapellen, besonders die del Condestable, welche hinter dem Hochaltar liegt und sehr geschmückt ist. Ueber den Fluß Arlanzon führen zwei Steinbrücken. Außerhalb im Thal sind mehrere Klöster und Kirchen, unter anderen ein Kloster, welches Las Huelgas heißt und sehr reichen Nonnen gehört. Das Kloster ist sehr schön, groß und mit vielen Zieraten geschmückt. Auf der andern Seite, eine Legua vor der Stadt, auf der Höhe liegt ein Kloster der Kartäuser, genannt Miraflores; es ist herrlich und hat eine sehr schöne Kirche, wo der König Don Juan, der Vater der Königin Isabella, begraben liegt, der der Gründer des Klosters ist. Das Grab dieses Königs ist sehr schön und dort im Chor ist ein gutes Porträt der Königin Isabella, wie sie schon alt ist. Zwei Leguas von der Stadt ist ein anderes Kloster, wo die Leiche des Cid Ruy Diaz bestattet liegt, der, wie erzählt wird, viele Jahre nach seinem Tode noch das Schwert aus der Scheide zog*) und im Leben so viele Thaten vollbrachte,

*) In der vor mir liegenden ältesten Ausgabe vom Jahre 1563 hat ein phantasiereicher Italiener hinzugeschrieben: „Uno dopo morte tira la spada dalla vagina. Cosa ridicola!“

wie in seiner Geschichte erzählt wird; jetzt ist er eingeschlossen und es ist nichts von ihm zu sehen. — Die ganze Stadt Burgos ist gut bewohnt und hat Industrie von jeder Art. Es sind Edelleute dort. Die meisten der Einwohner sind Kaufleute, darunter sehr reiche, welche nicht nur durch ganz Spanien reisen, sondern durch alle Teile der Welt. Diese haben schöne Häuser und leben sehr behaglich. Sie sind die höflichsten und ehrenhaftesten Männer, die ich in Spanien gefunden habe, und den Fremden sehr zugethan. Wir wohnten in Burgos in der Calle Tenebrigosa im Hause des Juan Ortega de S. Roman. In Burgos verweilten wir vom 17. Oktober bis zum 22. Januar 1528. Während dieser ganzen Zeit war unsere Beschäftigung, den Frieden zwischen dem Kaiser und der Liga zu schließen. Die Gesandten der Liga in Burgos waren: für den Papst Nuntius Baldassare Castiglione, für den allerchristlichsten König der Bischof von Tarles und Mons. di Calvimonte, zweiter Präsident von Bordeaux. Es kam dorthin auch der Sekretär von L'Elu Bajart, mit dem letzten Entschluß des Königs gesandt. Für den König von England waren zwei dort, Don Hieronimo Senese, Auditor der Kammer, und Dominus Leus, Almosenier des Königs von England. Für den Herzog von Mailand der Kavalier Bilia, für die Signoria von Florenz M. Domenico Caniggiano. Nachdem lange Zeit über den genannten Friedensschluß durch alle die obengenannten Botschafter und mich, mit Ausnahme jedoch des Nuntius, der nach der Gefangenschaft unseres Herrn sich in nichts mischte, verhandelt worden war, und sich kein Mittel zeigte, um zu irgend einem Abschluß zu kommen, oder da Gott vielleicht wegen einer

großen Sünde von unserer Seite uns den Abschluß des so sehr ersehnten und nötigen Friedens nicht schenken wollte, so überlegten wir, ob wir nicht unsern Abschied vom Kaiser begehren sollten, um alle zu unseren Gebietern zurück zu kehren, was uns befohlen war, wenn der Friede nicht zu stande käme. Wir alle gingen, um diesen Abschied zu erbitten, außer dem Gesandten von Mailand, indem es für besser gehalten wurde, daß er jetzt nicht gehe, sondern später allein. Es wurde uns keine entschiedene Antwort gegeben, aber den Abend nachher wurde Don Lope Hurtado de Mendoza geschickt, um den Gesandten von Frankreich, von Florenz und mir zu sagen, der Kaiser sei einverstanden, daß wir vom Hofe abreisten, und zwar am folgenden Tage, aber er wollte, daß wir an einem acht Leguas entfernten Orte Poza uns aufhielten, bis seine Gesandten in Frankreich und Venedig angewiesen wären, auch ihrerseits abzureisen, und man hierüber eine Antwort hätte. Es schien jedermann etwas Neues, daß Gesandte auf diese Art behandelt würden, uns noch mehr als den anderen, da es uns mehr anging, aber doch mußten wir thun, was Seine Majestät befahl; und so reisten wir ab. Den Gesandten von England wurde zunächst gar keine Antwort gegeben. Aber sogleich die Nacht, nachdem uns Antwort erteilt worden, wurden Wachen an die Thüre eines jeden von uns gestellt. Den Tag darauf kam der vorhin genannte Don Lope Hurtado zu uns mit fünfzig Mann zu Fuß und dreißig zu Pferde, die zur Wache des Kaisers gehörten, und durch diese wurden wir alle geleitet, ohne daß uns gestattet war, mit irgend jemand zu sprechen. Aber am Tage unserer Abreise, dem 20. Januar, ordneten der fran-

zösische und englische Gesandte an, daß die Herolde ihrer Könige, die lange in Spanien gewesen waren, feierlich in ihrer Heroldstracht dem Kaiser den Krieg ankündigten, was am Morgen des 22. ausgeführt ward. Wir reisten nach dem Frühstück und gingen nach Villaverde und Poza. — Zu Onna, in der Nähe von Poza, in dem Keller der Mönche, welcher immer das Merkwürdigste ist, was diese heiligen Väter besitzen, gibt es einige ungeheure Fässer, welche jedes dreißigtausend Eimer enthalten. In der Kirche sind viele alte Grabmäler jener alten Grafen von Kastilien, bevor es ein Königreich war, wie das des Grafen Hernan Gonzales und seiner Nachkommen, von denen man in den spanischen Geschichten liest. — In Poza, wo kein gutes Haus noch sonst irgend etwas Gutes ist, blieben wir viele Tage, zuerst von Don Lope Hurtado und Don Diego Flores bewacht, dann wurde der Kommendador Figueroa geschickt, ein Mann aus Guadalajar de Casta, und die anderen wurden zurückberufen. Da, einen Monat später, als der Kaiser von Burgos nach Madrid aufbrach, was am 20. Februar war, sandte er nach Poza auch die vorhin genannten Gesandten von England und den von Mailand. Dort wurden wir gut von Lope Hurtado, nicht sehr gut von Figueroa behandelt. Die Franzosen waren von mehr Wachen umgeben als wir; sie wohnten im Palast des Juan de Rojas und waren immer von Wachen umgeben, welche in der Nacht im Vorzimmer schliefen. Wir wurden in der Nacht nicht von anderen beobachtet, als von denen, welche die Mauern des Orts bewachten. Sie veranlaßten, daß wir alle spanischen Diener fortschickten und in vielem wurde uns seltsam begegnet, unter anderem

von dem Beichtvater, was nicht die Schuld des Kaisers war, sondern die des nicht sehr höflichen Figueroa. Nachdem der Kaiser von Madrid nach Valencia aufgebrochen war, was am 23. April geschah, hatte Seine Majestät auch Nachrichten von seinem Gesandten, der in Frankreich war, welcher schon auf der Reise nach Spanien in Bayonne angekommen war. Deshalb entschloß sich der Kaiser, auch uns zu verabschieden, und sandte einen Edelmann, Don Juan de Cartagena, der uns nach Fuente Rabia begleiten sollte. Dieser kam am 17. Mai nach Poza und wir reisten am 19. Mai 1528 ab, nachdem wir etwas weniger als vier Monate in jenem reizenden und anmutigen Orte Poza zugebracht. — Am 20. langten wir in Miranda am Ebro an, einem schönen und angenehmen Ort; die Straßen sind vortrefflich und gepflastert. — Am 21. in Vitoria, welches in einem von Bergen umgebenen Thal liegt. Die Umgegend ist reich bebaut und es liegen so viele Dörfer da, daß die Bewohner sagen, es seien derer so zahlreiche, wie das Jahr Tage hat, nämlich dreihundertfünfundsechzig, andere geben sogar noch viel mehr an. In Vitoria spricht man kastilianisch, aber sie verstehen auch Basquenze und in den Dörfern sprechen sie Biscaino. Die Mädchen gehen in dieser Gegend bis zu ihrer Verheiratung mit geschorenem Kopfe, nur daß sie an gewissen Stellen wenige feine Haarstreifen des guten Aussehens wegen stehen lassen, was sie auch in Biscaya und Guipuzcoa thun. — Am 24. brachen wir, nachdem wir in Salvatierra übernachtet, auf, um die Pyrenäen zu übersteigen. Der Weg ist steil und rauh, ganz waldig, voll von sehr hohen Eichen und Stechpalmen, auch Linden und sonstige Bäume gibt es viel, sowie ver-

schiedenartige Kräuter. Man kommt nicht bis auf die Höhe, aber da, wo man hinabzusteigen beginnt, ist eine große Höhlung unter dem Berge, über welche der Gipfel sehr hoch und wild emporragt. Sie geht nach der andern Seite des Berges; diese Höhlung ist einen Armbrustschuß lang und mehr; in ihrem Innern ist eine Quelle, welche vom Felsen oben herabfließt, sie hat ein kleines Häuschen im Gestein, wo im Sommer ein Wirt wohnt. Es ist dort eine kleine Kapelle des heiligen Hadrian, welche wohl dem Berg den Namen gegeben hat. Es ist ein sehr starker Paß und es ist unmöglich, ihn einzunehmen. Nachdem dieser Paß überschriten ist, beginnt Guipuzcoa, welches ganz in den Pyrenäen liegt; steil, aber sehr grün und baumreich. Die Frauen in dieser Gegend tragen einen sehr bizarren Kopfputz; sie umwinden sich den Kopf mit einer Binde fast nach türkischer Weise, aber sie geht nicht in die Runde, sondern in die Höhe. Dieser ganze Kopfputz gleicht der Brust, dem Hals und Schnabel eines Kranichs. Die Sprache von Guipuzcoa und Biscaya ist die nämliche und wird Basquenze genannt, nur daß sie in der einen Gegend besser gesprochen wird als in der andern. Diese Sprache hat kein Wort, welches der kastilianischen oder irgend einer andern ähnlich wäre, so daß man leicht daraus schließen kann, daß dies die alte Sprache von Spanien war, ehe die Römer dahin kamen. Sie schreiben sie nicht, sondern wer schreiben will, lernt kastilianisch, deshalb können die meisten Männer in diesem Lande das Kastilianische, aber die Weiber nur das Basquenzische. Die Frauen sind sehr schön und weiß. Das ganze Land ist sehr bevölkert. Außer den Ortschaften, die dort sind, ist das ganze Land voll von

Häusern, in denen die Edelsten wohnen, und deshalb hält ganz Spanien sich für überzeugt, daß der eigentliche Adel in dieser Gegend zu Hause sei, und es kann einem Granden von Kastilien kein größeres Lob gespendet werden, als wenn man sagt, seine Familie habe ihren Ursprung in jener Gegend, was die meisten Granden von sich behaupten. — Am 30. kamen wir nach Fuentarabia, beständig durch die Pyrenäen durch unbewohntes Land; hier enden die Pyrenäen. Fuentarabia liegt auf einer Spitze, an deren Ende in sehr starker Lage und hat vortreffliche Mauern. Der Ozean dringt bei der Flut in den Fluß unter Fuentarabia ein, wo die Grenze von Frankreich und Spanien ist. Zur Zeit der hohen Flut umgibt er fast ganz Fuentarabia mit Wasser und dringt noch viel weiter vor. Wir kamen nicht durch Fuentarabia, sondern passirten den Fluß bei Hendaja und gingen auf französischem Boden nach San Juan de Luz und Bayonne.

Hier endet Navageros Reisebeschreibung durch Spanien. Aus der sich ihr anschließenden durch Frankreich will ich nur den Anfang mitteilen, weil er mir besonderes Interesse zu haben scheint.

Bayonne, heißt es hier, ist eine vortreffliche, sehr starke Stadt, mit vieler und vortrefflicher Artillerie ausgerüstet, gut befestigt. Vom Ozean ist es höchstens eine halbe Meile entfernt. Die Schiffe kommen auf dem Fluß bis zu der Stadt; dieser Fluß heißt Landu (Adour). Er kommt nicht durch die Stadt, sondern fließt außen nahe bei derselben. Durch die Stadt fließt ein anderer Fluß,

die Nive. Etwas Wunderbares sind die Walfische, von denen jedes Jahr der eine oder andere in San Juan de Luz gefangen wird; aber sie zu fangen ist ungeheuer schwer, weil man mit ihnen kämpfen muß und bisweilen bei einem solchen Kampfe viele sterben, da er sich so heftig verteidigt. Wenn sie entdecken, daß irgend ein Walfisch gegen das Land hinschwimmt, was zu einer ihnen bekannten Zeit des Jahres ist, zu der sie deshalb ausschauen, laufen oft viele mit Menschen besetzte Barken aus und schneiden ihm den Meerweg ab, indem sie ihn umgeben. Der Walfisch kann nicht lange Zeit unter dem Wasser aushalten, sondern kommt an die Oberfläche, um zu atmen, so daß diejenigen in den Barken, sogleich wenn sie ihn sehen, mit an Seile gebundenen Dreizacken nach ihm werfen können. Sobald die Bestie sich verwundet fühlt, wird sie furchtbar wütend und taucht wieder unter das Wasser, indem sie sich den Barken nähert, nach denen sie mit dem erhobenen Schwanz schlägt, so daß sie manchmal welche untergehen läßt. Aber die Menschen entfliehen schnell, indem sie das an den Dreizack gebundene Seil nachschleppen, der nicht aus der Wunde herausgehen kann, weil er mit Widerhaken versehen ist. Wenn die Bestie von neuem aufatmet, schleudern sie von allen Seiten viele solche Dreizacke nach ihm, indem sie sich ganz so, wie vorhin gesagt, verhalten, so daß das Tier nach vielen Wunden zuletzt ermüdet. Mit unzähligen Seilen gebunden, die sie nicht locker lassen, wird es notwendig gezogen und nach und nach dem Gestade zu getrieben, immer außer stande, sich zu verteidigen; zuletzt findet es sich sodann in so wenigem Wasser, daß die Menschen sich näher hinanwagen und es

völlig totschlagen. Dann froh über eine so große Beute ziehen sie dieselbe ans Ufer, an welchem das Tier durch sein großes Gewicht eine solche Furche macht, daß sie noch tagelang gesehen wird. Sie zerschneiden die Beute in viele Teile. Ein Teil wird verkauft und soll sehr gutes Fleisch sein, ein anderer wird eingesalzen; aus dem Haupt bereiten sie viele Fässer voll Oel, weil dies Tier von Natur sehr fett ist. Seine Zunge ist zum Essen sehr schmackhaft, deshalb wird sie verkauft; kurz, aus dem ganzen Tier wird so viel Fleisch gewonnen, daß ganz Frankreich von einem Walfisch sich sattessen kann (sic!), und diejenigen, die ihn fangen, gewinnen von jedem nicht weniger als zweihundert Dukaten, indem sie das Oel und das gesalzene Fleisch in alle Gegenden Frankreichs versenden. Sie sagen jedoch daß diejenigen, welche sie fangen, nicht zu den großen gehören, sondern nur junge sind, und daß es kein Mittel gibt, um große zu fangen, vielmehr erzählen sie als ein Wunder das, was einmal vorfiel, daß ein großer Walfisch seinem Jungen, welches gejagt wurde, zu Hilfe kam und so wütend war und so viele Menschen ertrinken ließ, daß es nötig ward, von der Beute zu lassen und zur Lebensrettung die Flucht zu ergreifen. — Das Volk dieser Gegend ist sehr fröhlich und ganz und gar dem spanischen entgegengesetzt, das immer völlig ernst ist. Diese lachen, scherzen und tanzen immer. Am 5. Juni verließen wir Bayonne, überschritten den Landu auf einer Holzbrücke und gelangten nach Dax. Am 6. gingen wir nach Monte Marchian (Mont de Marsan). Diese ganze Gegend ist sehr unbebaut und unbewohnt, nur da, wo Bäume und Quellen sind, findet man Dörfer. Der übrige Teil hat abscheuliche Wege, so-

wohl wegen des vielen Sandes, der dort ist, wie wegen unermeßlichen zähen Schlammes und Wassers, wegen deren, wie ich glaube, die Gegend im Winter auf keine Weise passirbar ist, da ich sie schon im Juni so abscheulich gefunden. Diese ganze Gegend mit Ausnahme von Bayonne und Dax gehörte dem Monsignor de Libret; jetzt aber ist der König von Navarra der Eigentümer. Wir kamen nun nach Bordeaux; es liegt auf der linken Seite der Garonne und ist eine große, starkbewohnte Stadt. Es hat viele schöne Kirchen, besonders die Kathedrale, die sehr groß ist; es hat eine sehr breite und lange Straße. Es ist ein schöner Parlamentspalast da, und weil diese Stadt die Hauptstadt von ganz Guienne ist, so ist sie der Sitz des Parlaments, welches vier Präsidenten und vierundzwanzig Ratsherren hat und nach dem von Paris und von Toulouse das erste in ganz Frankreich ist. Nicht weit außerhalb der Mauern der Stadt ist ein altes, aus Ziegeln erbautes Amphitheater, zum großen Teil ruinirt, aber doch nicht ganz. In der Stadt sieht man ein Stück der alten Mauer und einen nicht sehr großen Tempel, sowie ein Grab, das nach meinem Urteil sehr schön ist. Der Fluß Garonne ist sehr breit und wird von großen Schiffen bis Bordeaux befahren, bis wohin die Flut mit mächtiger Gewalt dringt. Die Gegend von Bordeaux ist größtenteils mit Reben bepflanzt und es wächst dort ausgezeichneter Wein, der sowohl nach England und nach Flandern, als nach anderen Orten verschifft wird. Sie bewahren in Bordeaux mit großer Sorgfalt das Buch des Bischofs Turpin auf, das lateinisch geschrieben ist. Am 13. bestiegen wir in Bordeaux eine Barke, und als die Flut aufhörte, schifften wir die

Garonne hinab, mit den Rossen in den Booten, welche sie nach ihrer länglichen Form Anquille nennen. Fünf Meilen von Bordeaux kamen wir nach Blaye, einer starken Festung. Dort ist eine Kirche, in welcher in einer Kapelle unter dem Chor auf der einen Seite Roland, auf der andern Olivier begraben ist. In Blaye verließen wir die Boote und gingen nach Tavoliere. Das ganze Land ist bebaut und herrlich. — Am 16. kamen wir nach Saint Jean des Anges. Hier ist eine alte Abtei der Benediktiner, gegründet zur Zeit Pipins, des Vaters Karls des Großen, um dort das Haupt Johannes des Täufers aufzubewahren, das aus Alexandrien dorthin gebracht worden war. Die Mönche bewahren die ganze Begebenheit in einem alten Buch auf.

